DER SPIEGEL

Nr. 15/10.4.95 · 5,00 DM

4 390700 705005 15

Dear Mr. Boeden,

With regard to your asse
your business transaction

USD 276.000.000,-- (two hu

upon special agreeme

This letter is not a ne

Yours truly,

Bayerische Hypothek
Aktiengesellschaft
Hauptniederlassung M

i.V.

VS - NFD
BETR. PLUTONIUM 239
vs-nfd
betr: operation hades
des Plutonium-
Schmuggels,

RADIO

Der Bomben-Schwindel des BND

Wie deutsche Geheimdienstler die Plutonium-Gefahr erfanden

Printed in Germany



Hausmitteilung Betr.: BND, Kirche

○ Regierungen und Polizisten in aller Welt waren alarmiert, als im August letzten Jahres in der Bundesrepublik ein illegaler Handel mit dem Teufelszeug Plutonium aufflog – Bauelement für die Wasserstoffbombe, offenbar aus russischen Beständen. "Das Ding stinkt", erklärte bald danach ein hochrangiger Moskauer Geheimdienstler den Rechercheuren des SPIEGEL und bestärkte so schon damals den Verdacht, daß bei diesem explosiven Schwarzhandel deutsche Amtsstellen mit im Geschäft waren. Nun steht fest: Der Bundesnachrichtendienst hat das Ding gedreht, mit Hilfe des bayerischen Landeskriminalamts, um Angst vor einer neuen Gefahr aus dem Osten zu schüren. Das Agenten-Spektakel ist peinlich und politisch abenteuerlich. Während die Titelautoren Hans Leyendecker und Georg Mascolo der Sache noch auf der Spur waren, schickte das Bundeskriminalamt einen dreiseitigen Alarmvermerk an das Bundesinnenministerium und die Münchner Staatsanwaltschaft, Kopie an den BND und das Bonner Kanzleramt. Der SPIEGEL, so hieß es, plane einen Bericht, in dem "der Vorwurf der Tatprovokation" erhoben werde. Das Blatt besitze "wesentliche Informationen" über die BND-Aktion und kenne die "Klaridentitäten" der eingesetzten V-Leute. So ist es (Seite 36).

○ Eine Heilstätte, einzigartig in Deutschland: Im fränkischen Kloster Münsterschwarzach können katholische Pfarrer und Ordensfrauen ihre im Dienst der Kirche beschädigten Seelen behandeln lassen. Ängste und Depressionen, geheime Wünsche und sexuelle Nöte kommen in den Gesprächen mit Psychotherapeuten zutage. Besuche aus der Außenwelt sind nicht erwünscht, doch SPIEGEL-Redakteurin Annette Ramelsberger wurde eingelassen – eine Ausnahme, die manchen Therapie-Teilnehmer schwer ankam: "Daß ich mich mit Ihnen zu sprechen traue", sagte ein 60jähriger Pfarrer zu ihr, "ist eine Mutprobe für mich" (Seite 138).


T. EINBERGER / ARGUM

Ramelsberger

Die nächste SPIEGEL-Ausgabe

wird wegen der Osterfeiertage in weiten Teilen Deutschlands bereits am Sonnabend, 15. April, verkauft und den Abonnenten zugestellt.

TITEL

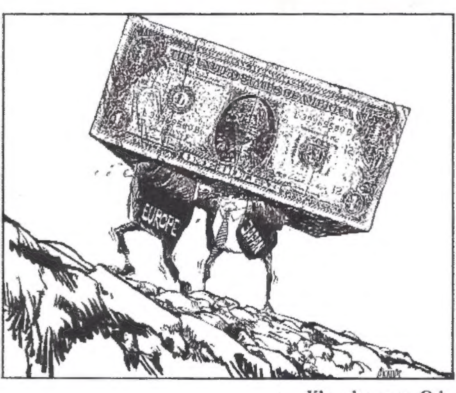
DEUTSCHLAND

WIRTSCHAFT

GESELLSCHAFT

Dollar: Verfall ohne Ende

Seite 18



Klassekampen, Oslo

Hilflos schauen Politiker und Notenbankiers in Europa und Japan zu, wie der Dollar immer tiefer fällt. Unternehmer fürchten einen Rückschlag für die Konjunktur in Deutschland und den Verlust weiterer Arbeitsplätze. Doch die Amerikaner kümmern sich kaum um ihre Währung, sie leben ganz komfortabel mit einem billigen Dollar.

Kinkel warnt Moskau

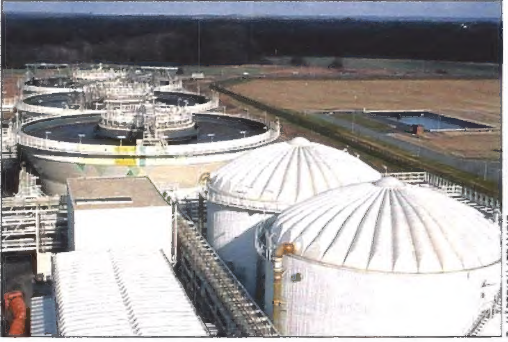
Seite 20

Rußland „muß akzeptieren, daß die Nato sich ausdehnt". Falls Moskau mit dem angedrohten Abrüstungsstopp Ernst macht, sieht Klaus Kinkel die „Zusammenarbeit mit dem Westen" gefährdet, so der Außenminister im SPIEGEL-Gespräch. Zur Beruhigung solle das atlantische Bündnis Rußland eine Friedens-Charta anbieten.


M. DARCHINGER
Kinkel

Trübe Abwässer

Seite 62


T. HÄRTRICH / TRANSIT
Klärwerk Wolfen-Bitterfeld

Klärwerke kommen die Verbraucher teuer: Korruption und Preisabsprachen treiben die Abwasserpreise in gigantische Höhen. In München ermitteln Staatsanwälte gegen mehr als 300 Beamte und Hersteller. Dabei stießen sie auf Mafia-ähnliche Strukturen.

US-Deserteure aufgespürt

Seite 96

Mit Hilfe von Stasi-Akten hat die U. S. Army nach langer Suche verschollene Soldaten in Ostdeutschland aufgespürt: Sie waren desertiert und dann in die damalige DDR geflüchtet.

„Jetzt fängt der Krieg erst an“ Seiten 148, 150


Zerstörtes Grosny

Nachts wird „von überall wieder geschossen“, berichtet ein russischer Offizier aus der zerstörten tschetschenischen Hauptstadt Grosny. Auf dem Lande sind die Partisanen ihrem Gegner bereits überlegen: „Jetzt fängt der Krieg erst an“, versichert der tschetschenische Staatsminister Berkan Jaschar im SPIEGEL-Interview.

Die deutsche Wende im Buch Seite 200

Deutsche Autoren schreiben über den Fall der Mauer 1989. Doch die neuen Wende-Romane entpuppen sich als Avantgarde von gestern oder seichte Unterhaltung: mehr Eros als Epos.

Die Lippenstift-Feministin Seite 224

Vor einem Jahr erschoß sich Nirvana-Chef Kurt Cobain. Seine Witwe Courtney Love verfiel nicht in stille Trauer, sondern avancierte selbst zum Popstar. Mit ihrer vielgelobten CD „Live through this“ und exzessiven Konzerten wurde Love außerdem zu einem Idol postfeministischer Frauen: „Nennt mich Lippenstift-Feministin.“


Rockstar Love

Crime-Spuren im Mikrokosmos Seite 234


Spurensicherung nach einem Mord

Sherlock Holmes' Erben rüsten auf. Mit High-Tech und Computern lassen sich phantastisch anmutende Indizienketten knüpfen. Sensoren analysieren – unsichtbaren – Abrieb von Schuhsohlen. Mörder werden anhand von Körpergeruch oder billionstel Gramm Waschpulver überführt.

AUSLAND

SERIE

SPORT

KULTUR

WISSENSCHAFT

TECHNIK

Volles Verständnis

(Nr. 13/1995, Staatsfeiern: Querelen um das Mai-Gedenken zum Ende des Zweiten Weltkriegs)

Ich habe volles Verständnis, daß unsere damaligen Kriegsgegner diesen Tag als Gedenktag zur „deutschen Niederlage“ begehen, dazu haben sie auch das Recht. Auch finde ich es durchaus angebracht, wenn Rußland diesen Tag als 50. Jahrestag des Sieges im „Großen Vaterländischen Krieg“ begeht und, wie es nun einmal russische Tradition ist, diesen Tag mit entsprechendem Militärspektakel begeht. Wir Deutschen sollten Zurückhaltung üben und diesen Tag im Gedenken an die unzähligen Opfer verbringen.

Kürten-Miebach (Nrdrh.-Westf.) DIETER PRENZEL

Das Kriegsende 1945 bedeutet die Befreiung Deutschlands vom Hitler-Faschismus, aber auch die Fortdauer des kriegsverursachten Elends, die Etablierung des Stalinismus in Mitteleuropa und das Verbrechen der Vertreibung. Diese Aspekte sind nicht voneinander zu trennen.

Bamberg ARMIN HOFFMANN

Da ist sie wieder, die leidige und in letzter Zeit bis zum Überdruß gestellte Frage: War es am 8. Mai 1945 Niederlage oder Befreiung? Es war der Masse der Deutschen völlig gleichgültig, ob Niederlage oder Befreiung. Sie war nur froh, daß es vorüber war. Die Zäsur des 8. Mai werden sie wohl so empfunden haben, wie auch ich sie empfand, der als 17jähriger drei Jahre in die Kriegsmaschinerie eingebunden war: als ein trotz Zerstörung, Not, Leid und Elend unbeschreibliches Glücksgefühl, daß dieses sinnlose Töten und Vernichten zu Ende war und man selbst dieses Grauen überlebt hatte. So widersinnig es sich anhören mag, in dem Chaos des 8. Mai 1945 entstanden die aus der Ratio nicht erklärbare Aufbruchstimmung und der Glaube, daß es nicht mehr schlimmer, sondern nur noch besser werden könnte.

Aachen ALFRED M. BELLINGRADT



Zerbombte Straße in Berlin: Völlig gleichgültig, ob Niederlage oder Befreiung

H. SCHALLER

Nur große Hunde zahlen

(Nr. 12/1995, Eisenbahn: Mangelnder Service und überfüllte Züge frusten Reisende)

Das eigentlich Sensationelle an den Erfahrungen mit dem Schönen-Wochenende-Sonderpreis ist doch: Zum erstenmal hat die Bahn selbst bewiesen, daß der wichtige Faktor für die Kundenentscheidung bei der Wahl des Verkehrsmittels nicht, wie bisher oft unterstellt, die Fahrzeit, sondern schlicht der Preis ist, den das Ticket kostet. Es würde sich für die Bahn lohnen, generell über eine attraktivere Tarifgestaltung (nicht nur fürs Wochenende) nachzudenken, anstatt mit sündteuren ICE-Neubautrassen im Wettlauf mit dem Flugzeug eine Minutenfuchserei durch Höchstgeschwindigkeit zu betreiben. Die Leute wollen Mark, nicht Minuten sparen.

Bonn ALBERT SCHMIDT
MdB/Bündnis 90/Die Grünen

Trotz einiger elitärer Einwände, die unbedingt Salonwagen-Atmosphäre im Nahverkehr erwarten, kann man beim 15-Mark-Ticket von einem genialen Coup sprechen: Da schafft es die Bahn doch glatt, die Leute haufenweise sonn-



B. BOSTELMANN / ARGUM

ICE-Reisende: Beim Umsteigen ist die Illusion vorbei

tags mal vom Fernseher zu locken und zum schon als ausgestorben geglaubten Familienurlaub zu bewegen. Das nenn' ich Sozialpolitik, und dafür stehe ich gern mal eine Station mehr.

Mannheim INGO HAMM

Natürlich sind Mängel immer noch offenkundig. Was die Bahn braucht, ist ein zunehmend positives Image in der Gesellschaft, genau dann wird sie sich zum leistungsfähigen Partner bei der Bewältigung unserer Umweltprobleme entwickeln.

Dresden STEFFEN MALLWITZ

Wenn sich schon 1.-Klasse-Passagiere beschweren, daß sie am Bahnsteig zu weit laufen müßten, um ihr wohlgepolstertes Abteil zu erreichen, ist das in meinen Augen ein weiteres trauriges Beispiel für die Existenz einer absoluten Wohlstandsgesellschaft. Vielleicht sollten die zuständigen Bahnmanager über die Einführung von Sänftenträgern nachdenken.

Denton (USA) GEORG BONN

Das chaotische Tarifgefüge verwirrt nicht nur die Reisebüros, sondern auch Gelegenheitsreisende und Bahnpersonal. 59 Mark nachts, 15 Mark am Wochenende, ein „großer" Hund zahlt, ein „kleiner" nicht, auf der gleichen Strecke zahlt man je nach Kartenkauf Zuschlag oder auch nicht. Ich habe immer mehr den Eindruck, daß die Bahn an den falschen Stellen anpackt.

München GERALD MUNZ

Trial and error – nach dieser Methode scheint das selbsternannte „Unternehmen Zukunft" seine bewährten Serviceangebote durch neue Abenteuer zu ersetzen. In der Gegenwart kann es dann allerdings passieren, daß das Testkaninchen Kunde beispielsweise seinen Koffer statt innerhalb von 24 Stunden erst nach 34 Tagen wiedersieht.

Düsseldorf INKA BRUNKE

Man kopiert bei Fluglinien und protzt mit dem ICE, und beim Umsteigen ist die Illusion vorbei.

Boppard (Rhld.-Pf.) JÜRGEN WAGNER

Im Gegensatz zu Ihrem Autor kenne ich die Bahn nicht nur auf einer Strecke und nicht nur zur Hauptverkehrszeit, da ich privat und beruflich seit über zehn Jahren regelmäßig Zug fahre – nahezu immer sitzend, obwohl ich grundsätzlich nicht reserviere. Meist kann ich in Ruhe lesen oder arbeiten und erreiche fast immer pünktlich mein Ziel. Welcher Autofahrer könnte das von sich behaupten?

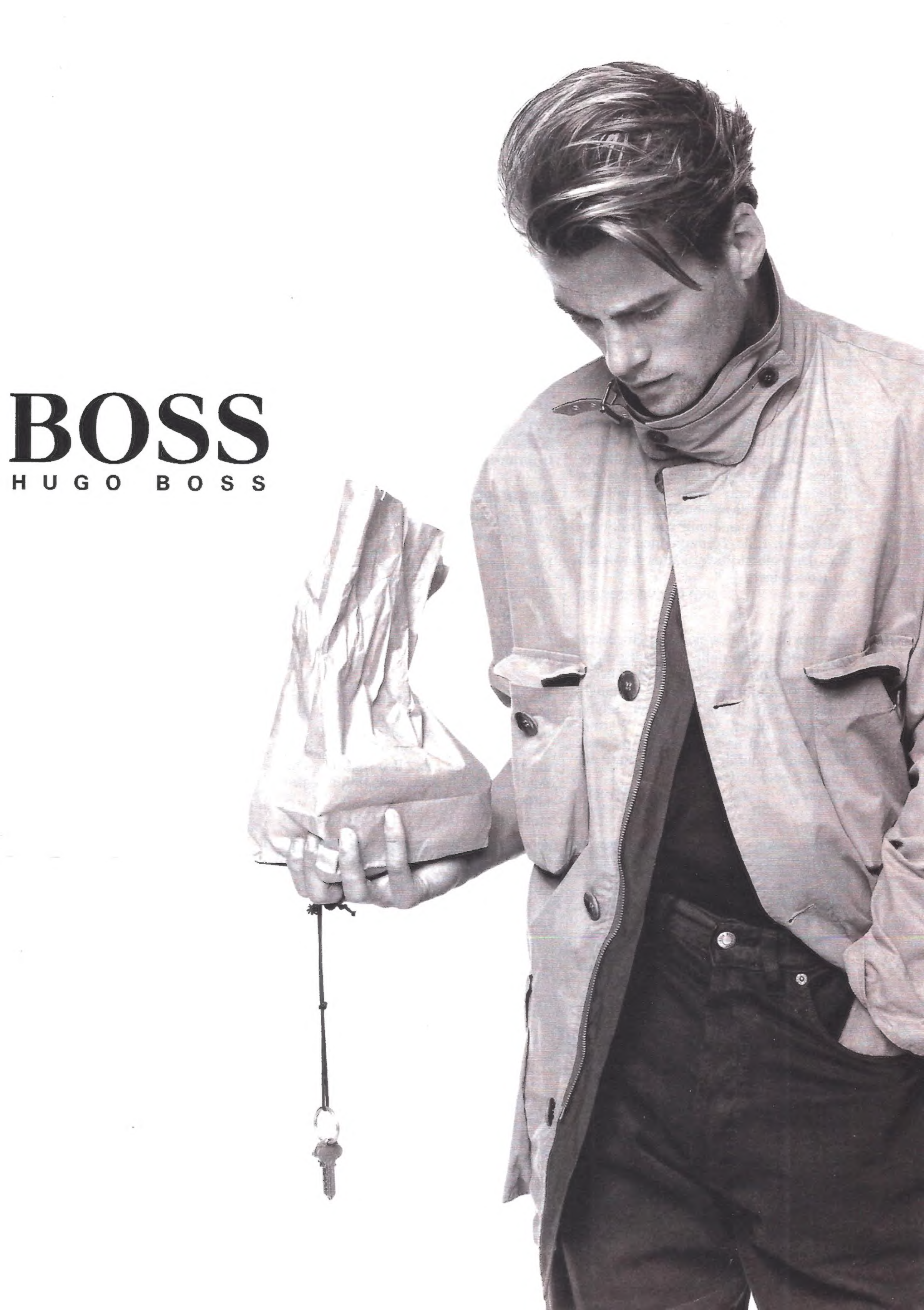
Bonn REGINE GWINNER

Der Bahnreisende wird wohl erst dann zufrieden sein, wenn er einen ganzen Zug wie seinen Privat-Pkw nutzen kann.

Stadtallendorf (Hessen) CARSTEN MANN

Das Schöne-Wochenende-Ticket ist ein sicher unkonventionelles, in der früheren Behördenbahn kaum vorstellbares Angebot. Und es kommt gut an: 40 Prozent derer, die damit in den bislang leeren Wochenendzügen fahren, sind Neukunden. Wir haben viel Nachholbedarf – aber auch schon einige Erfolge im ersten Jahr. Über diese und die 1994 eingesparten drei Milliarden Mark Steuermittel wollten Sie aber wohl nicht schreiben.

Frankfurt am Main ANFRIED BAIER-FUCHS
Deutsche Bahn AG


HUGO BOSS AG, 72543 METZINGEN
BOSS
HUGO BOSS

Hört sich gut an

(Nr. 13/1995, Klima: Öko-Gruppen erproben den „Wohlstand light")

Neubauten sparen niemals Energie. Auch neue Energiesparhäuser erzeugen zusätzlichen Mehrbedarf. Energie kann grundsätzlich nur durch Umrüstung von Altbauten oder durch reine Ersatzbauten gespart werden. Das fahrlässige Vordringen freistehender, begrünter Einfamilien-Holzhäuschen in der Landschaft, die leichtfertige Gleichsetzung von Ökologie und bürgerlicher Wohngesundheit – das ist haargenau „grüner Luxus" und „Wohlstand light". Nur eins ist es eben nicht: umweltschonend oder gar „ökologisch".

Dortmund PROF. GÜNTHER MOEWES

Ich bin erstaunt über ein derart negatives Statement über Komposttoiletten. Dabei sind diese doch die einzige ökologische Lösung bei der Entsorgung von Toilettenabfällen. Wasserspartoiletten oder Regenwassersammelanlagen dienen nur der Einsparung von Toilettenspülwasser. Eine Trennung des Wasser- und des Nährstoffkreislaufes bewirken sie jedoch nicht.

Hamburg WOLFGANG BERGER

Die von der Bundesregierung eingesetzte „Interministerielle Arbeitsgruppe CO_2-Reduktion" schätzt, daß jährlich rund 100 Millionen Tonnen CO_2 eingespart werden könnten, wenn der Gebäudebestand durch verbesserte Wärmedämmung und andere energiesparende Maßnahmen auf den heutigen Stand der Technik gebracht würde.

Heidelberg DR. HARTMUT SCHÖNELL
Industrieverband Hartschaum



ACTION PRESS

U-Bahn-Reinigung nach Giftgasanschlag in Tokio: Auf ins neue Jahrtausend

Genaue Bauanleitung

(Nr. 13/1995, Terrorismus: Das Menetekel von Tokio)

Der Anschlag auf die Hauptverkehrsader in einer der bevölkerungsreichsten Städte der Erde hat wieder einmal gezeigt, wie machtlos man gegen solche fanatischen Angriffe ist.

Holzthaleben (Bayern) JÖRG ESSER

Ihr Bericht gibt praktisch zu jeder dieser Super-Attentatstechniken genaue Bauanleitungen oder erklärt zumindest, wo diese Anleitungen und das Material für die Herstellung erhältlich sind. Da kann man nur noch von „self-fulfilling-prophecy" sprechen!

Hamburg HANNO MUELLER

BONN-SEQUENZ

Umgebauter Bauernhof: Nur durch Umrüstung kann Energie gespart werden

Also dann, auf ins neue Jahrtausend zusammen mit der Apokalypse. Nicht nur einmal wird versucht werden, die Welt in den Untergang zu zwingen, sondern zigmal, je nach Vorstellung der Sekte, die gerade ihrer „Wahrheit" zur Wahrheit verhelfen will.

Zürich MIRIAM RUSERT

Ein Schlag ins Gesicht

(Nr. 12/1995, Psychologie: Multiple Persönlichkeit – ein modischer Wahn?)

Menschen, die wir als „Multiple Persönlichkeiten" bezeichnen, sind weder geltungssüchtige Hysterikerinnen, noch an unnachvollziehbaren Wahnsymptomen leidende Psychotikerinnen. Es handelt sich (vorwiegend) um Frauen, die in der frühen Kindheit nach menschlichen Maßstäben unaushaltbare psychische, körperliche und sexuelle Gewalt bewältigen mußten. Um solche Erfahrungen überhaupt psychisch überleben zu können, haben diese Kinder im Grunde höchst bewundernswerte Abwehrstrategien entwickelt. Finden diese Traumen zu einer Zeit statt, in der das kleine Mädchen sich noch zu keiner körperlich-psychischen Einheit entwickeln konnte, führen diese unweigerlich zu einer Dissoziation und Spaltung unterschiedlicher Persönlichkeitsanteile: Das Gefühl wird vom Erleben, der Körper vom Geist, das Geschlecht vom Kind, die Angst von der Wut getrennt.

Nürnberg WERNER LUTZ
Psychoanalytiker

Allein die Überschrift „Modischer Wahn" ist ein Schlag ins Gesicht all jener, die unermeßliche Gewalt erleben mußten und nur überleben konnten, in-

dem sich ihre Persönlichkeit aufspaltete – nicht in „Spukgestalten“ im Kopf, sondern in durchaus reale Persönlichkeitsanteile, deren Handeln, Denken und Fühlen wissenschaftlich belegbare Unterschiede aufweisen einschließlich individuell physischer Merkmale.

Bielefeld SUSANNE PLASS

In meinem Handbuch über Multiple Persönlichkeiten fasse ich nicht nur meine eigene therapeutische Arbeit mit MPS-Patienten zusammen, sondern referiere auch die Ergebnisse von rund 400 fachwissenschaftlichen Studien über Genese, Diagnostik und Behandlung dieser schweren Identitätsstörung, die übrigens bereits seit 1980 als eigenständige Diagnose in das international verwendete „Diagnostische und statistische Manual psychischer Störungen“ (DSM) aufgenommen wurde, also wohl kaum als Zeitgeistphänomen abqualifiziert werden kann. Und wiederum als „Kannregel“ habe ich beschrieben, daß es in satanischen Sekten zur Tötung von Embryonen beziehungsweise Säuglingen kommen kann, aber nicht damit suggerieren wollen, daß Kannibalismus in Deutschland verbreitet sei.

Kassel MICHAELA HUBER
Psychologin

Sie zitieren Professor Klaus Dörner: „Die Multiple Persönlichkeitsstörung gibt es überhaupt nicht.“ Was macht aber Dörner, wenn ihm doch einmal ein Patient mit einer multiplen Störung begegnet? Muß der Patient dann seiner Störung und den schrecklichen Ursachen, die dazu geführt haben, abschwören, damit das auf Verdrängung eingestellte Weltbild Dörners wiederhergestellt ist?

Celle ROSLIES WILLE-NOPENS
IG zur Verhinderung
sexuellen Mißbrauchs an Kindern

Möglicherweise gibt es einige Trittbrettfahrer, deshalb aber die Glaubwürdigkeit aller MPS-Betroffenen in Zweifel zu ziehen beweist nur die Ratlosigkeit der Schulmedizin gegenüber solchem Phänomen.

Mindelheim (Bayern) DAGMAR WINTER
HEIDI PRINZ

Halb Kartoffel, halb Pfirsich

(Nr. 12/1994, Ausländer: Werner Dähnhardt über deutsche Türken mit zwei Pässen)

Ich bin Türke, wurde in Deutschland geboren und bin gerade dabei, mich aufs Abitur vorzubereiten. Ich würde eigentlich sofort die deutsche Staatsangehörigkeit beantragen, aber wie kann ich das

DER SPIEGEL

20457 Hamburg, Brandstwiete 19, Telefon (040) 3007-0, Telefax (040) 3007 2247, Telex 2 162 477
CompuServe: 74431,736 · Internet: http://www.spiegel.de/spiegel
Abonnenten-Service: Tel. 0130-863006. Telefax (040) 30072898, Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg.

HERAUSGEBER: Rudolf Augstein

CHEFREDAKTEUR: Stefan Aust

STELLV. CHEFREDAKTEURE: Joachim Preuß, Dr. Dieter Wild

REDAKTION: Karen Andresen, Ariane Barth, Dieter Bednarz, Wilhelm Bittorf, Peter Bölke, Dr. Hermann Bott, Klaus Brinkbäumer, Werner Dähnhardt, Dr. Thomas Darnstädt, Hans-Dieter Degler, Dr. Martin Doerry, Adel S. Elias, Nikolaus von Festenberg, Uly Foerster, Klaus Franke, Gisela Friedrichsen, Angela Gatterburg, Henry Glass, Johann Grolle, Doja Hacker, Dr. Volker Hage, Dr. Hans Halter, Werner Harenberg, Dietmar Hawranek, Manfred W. Hentschel, Hans Hielscher, Wolfgang Höbel, Heinz Höfl, Clemens Höges, Joachim Hoelzgen, Dr. Jürgen Hohmeyer, Hans Hoyng, Thomas Hüetlin, Rainer Hupe, Ulrich Jaeger, Hans-Jürgen Jakobs, Urs Jenny, Dr. Hellmuth Karasek, Sabine Kartte-Pfähler, Klaus-Peter Kerbusk, Ralf Klassen, Petra Kleinau, Sebastian Knauer, Dr. Walter Knips, Susanne Koelbl, Christiane Kohl, Dr. Joachim Kronsbein, Bernd Kühnl, Wulf Küster, Dr. Romain Leick, Hans Leyendecker, Heinz P. Lohfeldt, Udo Ludwig, Klaus Madzia, Armin Mahler, Dr. Hans-Peter Martin, Georg Mascolo, Gerhard Mauz, Gerd Meißner, Fritjof Meyer, Dr. Werner Meyer-Larsen, Michael Mönninger, Joachim Mohr, Mathias Müller von Blumencron, Bettina Musall, Dr. Jürgen Neffe, Dr. Renate Nimtz-Köster, Hans-Joachim Noack, Claudia Pai, Rainer Paul, Christoph Pauly, Jürgen Petermann, Dietmar Pieper, Norbert F. Pötzl, Detlef Pypke, Dr. Rolf Rietzler, Dr. Fritz Rumler, Dr. Johannes Saltzwedel, Karl-H. Schaper, Marie-Luise Scherer, Heiner Schimmöller, Roland Schleicher, Michael Schmidt-Klingenberg, Cordt Schnibben, Hans Joachim Schöps, Dr. Mathias Schreiber, Bruno Schrep, Helmut Schümann, Matthias Schulz, Birgit Schwarz, Ulrich Schwarz, Dr. Stefan Simons, Mareike Spiess-Hohnholz, Dr. Gerhard Spörl, Olaf Stampf, Hans-Ulrich Stoldt, Peter Stolle, Barbara Supp, Dieter G. Uentzelmann, Klaus Umbach, Hans-Jörg Vehlewald, Dr. Manfred Weber, Susanne Weingarten, Alfred Weinzierl, Marianne Wellershoff, Peter Wensierski, Carlos Widmann, Erich Wiedemann, Christian Wüst, Peter Zobel, Dr. Peter Zolling, Helene Zuber

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND: Berlin: Wolfgang Bayer, Petra Bornhöft, Markus Dettmer, Jan Fleischhauer, Uwe Klußmann, Jürgen Leinemann, Claus Christian Malzahn, Walter Mayr, Harald Schumann, Gabor Steingart, Kurfürstenstraße 72 – 74, 10787 Berlin, Tel. (030) 25 40 91-0, Telefax 25 40 91 10 · **Bonn:** Winfried Didzoleit, Manfred Ertel, Dr. Olaf Ihlau, Dirk Koch, Ursula Kosser, Dr. Paul Lersch, Elisabeth Niejahr, Hartmut Palmer, Olaf Petersen, Rainer Pörtner, Hans-Jürgen Schlamp, Hajo Schumacher, Alexander Szandar, Klaus Wirtgen, Dahlmannstraße 20, 53113 Bonn, Tel. (0228) 26 70 3-0, Telefax 21 51 10 · **Dresden:** Sebastian Borger, Christian Habbe, Königsbrücker Str. 17, 01099 Dresden, Tel. (0351) 567 0271, Telefax 567 0275 · **Düsseldorf:** Ulrich Bieger, Georg Bönisch, Richard Rickelmann, Oststraße 10, 40211 Düsseldorf, Tel. (0211) 93 601-01, Telefax 35 83 44 · **Erfurt:** Felix Kurz, Dalbergsweg 6, 99084 Erfurt, Tel. (0361) 642 2696, Telefax 566 7459 · **Frankfurt a. M.:** Peter Adam, Wolfgang Bittner, Annette Großbongardt, Rüdiger Jungbluth, Ulrich Manz, Oberlindau 80, 60323 Frankfurt a. M., Tel. (069) 71 71 81, Telefax 72 17 02 · **Hannover:** Ansbert Kneip, Rathenaustraße 16, 30159 Hannover, Tel. (0511) 32 69 39, Telefax 32 85 92 · **Karlsruhe:** Dr. Rolf Lamprecht, Amalienstraße 25, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 225 14, Telefax 276 12 · **Mainz:** Wilfried Voigt, Weißliliengasse 10, 55116 Mainz, Tel. (06131) 23 24 40, Telefax 23 47 68 · **München:** Dinah Deckstein, Annette Ramelsberger, Dr. Joachim Reimann, Stuntzstraße 16, 81677 München, Tel. (089) 41 80 04-0, Telefax 4180 0425 · **Schwerin:** Bert Gamerschlag, Spieltordamm 9, 19055 Schwerin, Tel. (0385) 557 44 42, Telefax 56 99 19 · **Stuttgart:** Dr. Hans-Ulrich Grimm, Sylvia Schreiber, Kriegsbergstraße 11, 70174 Stuttgart, Tel. (0711) 22 15 31, Telefax 29 77 65

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND: Basel: Jürg Bürgi, Spalenring 69, 4055 Basel, Tel. (004161) 283 0474, Telefax 283 0475 · **Belgrad:** Renate Flottau, Teodora Drajzera 36, 11000 Belgrad, Tel. (0038111) 66 99 87, Telefax 66 01 60 · **Brüssel:** Heiko Martens, Marion Schreiber, Bd. Charlemagne 45, 1040 Brüssel, Tel. (00322) 230 61 08, Telefax 231 1436 · **Jerusalem:** Jürgen Hogrefe, 29, Hatikva Street, Yemin Moshe, Jerusalem 94103, Tel. (009722) 24 57 55, Telefax 24 05 70 · **Johannesburg:** Almut Hielscher, Royal St. Mary's, 4th Floor, 85 Eloff Street, Johannesburg 2000, Tel. (002711) 333 1864, Telefax 336 4057 · **Kairo:** Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 360 4944, Telefax 360 7655 · **Kiew:** Martina Helmerich, ul. Kostjolnaja 8, kw. 24, 252001 Kiew, Tel. (007044) 228 63 87 · **London:** Bernd Dörler, 6 Henrietta Street, London WC2E 8PS, Tel. (0044171) 379 8550, Telefax 379 8599 · **Moskau:** Jörg R. Mettke, Dr. Christian Neef, Krutizkij Wal 3, Korp. 2, kw. 36, 109 044 Moskau, Tel. (007502) 220 4624, Telefax 220 4818 · **Neu-Delhi:** Dr. Tiziano Terzani, 6-A Sujan Singh Park, New Delhi 110003, Tel. (009111) 469 7273, Telefax 460 2775 · **New York:** Matthias Matussek, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N. Y. 10036, Tel. (001212) 221 7583, Telefax 302 6258 · **Paris:** Lutz Krusche, Helmut Sorge, 17 Avenue Matignon, 75008 Paris, Tel. (00331) 4256 1211, Telefax 4256 1972 · **Peking:** Jürgen Kremb, Qijiayuan 7. 2. 31, Peking, Tel. (008610) 532 3541, Telefax 532 5453 · **Prag:** Jilská 8, 11 000 Prag, Tel. (00422) 24 22 0138, Telefax 24 22 0138 · **Rio de Janeiro:** Jens Glüsing, Avenida São Sebastião, 157 Urca, 22291 Rio de Janeiro (RJ), Tel. (005521) 275 1204, Telefax 542 6583 · **Rom:** Valeska von Roques, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (00396) 679 7522, Telefax 679 7768 · **Stockholm:** Hermann Orth, Scheelegatan 4, 11 223 Stockholm, Tel. (00468) 650 82 41, Telefax 652 99 97 · **Warschau:** Andreas Lorenz, Ul. Polna 44/24, 00-635 Warschau, Tel. (004822) 25 49 96, Telefax 25 84 74 · **Washington:** Karl-Heinz Büschemann, Siegesmund von Ilsemann, 1202 National Press Building, Washington, D. C. 20 045, Tel. (001202) 347 5222, Telefax 347 3194 · **Wien:** Dr. Martin Pollack, Schönbrunner Straße 26/2, 1050 Wien, Tel. (00431) 587 4141, Telefax 587 4242

ILLUSTRATION: Werner Bartels, Renata Biendarra, Martina Blume, Barbara Bocian, Ludger Bollen, Katrin Bollmann, Thomas Bonnie, Regine Braun, Martin Brinker, Manuela Cramer, Josef Csallos, Volker Fensky, Ralf Geilhufe, Rüdiger Heinrich, Tiina Hurme, Bettina Janietz, Claudia Jeczawitz, Antje Klein, Ursula Morschhäuser, Cornelia Pfauter, Monika Rick, Chris Riewerts, Julia Saur, Detlev Scheerbarth, Manfred Schniedenharn, Frank Schumann, Rainer Sennewald, Dietmar Suchalla, Karin Weinberg, Matthias Welker, Monika Zucht

SCHLUSSREDAKTION: Rudolf Austenfeld, Horst Beckmann, Sabine Bodenhagen, Reinhold Bussmann, Dieter Gellrich, Hermann Harms, Bianca Hunekuhl, Rolf Jochum, Karl-Heinz Körner, Inga Lembcke, Christa Lüken, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Andreas M. Peets, Gero Richter-Rethwisch, Thomas Schäfer, Ingrid Seelig, Hans-Eckhard Segner, Tapio Sirkka, Ruth Tenhaef, Hans-Jürgen Vogt, Kirsten Wiedner, Holger Wolters

VERANTWORTLICHER REDAKTEUR dieser Ausgabe für Panorama, Nato, SPD, Klimakonferenz, Sozialstaat, Frauen: Dr. Gerhard Spörl; für Dollar, Konzerne, Chemie, Energie, Trends, Ausstellungen, Geldanlage, Patente, Porzellan: Armin Mahler; für Titelgeschichte, Forum, Abwasser, Vereine, Kinder, Prozesse, Terroristen, Militär, Taxis: Ulrich Schwarz; für Fernsehen, Verlage, Hacker, Kiosk: Uly Foerster; für Spectrum, Pfarrer, Kitsch, Fernseh-Vorausschau: Hans-Dieter Degler; für Kaukasus, Panorama Ausland, Österreich, Italien, Türkei, Israel, Polen: Hans Hoyng; für Serie: Fritjof Meyer; für Fußball, Olympia: Heiner Schimmöller; für Szene, Bücher, Kunst, Literatur, Bestseller: Dr. Martin Doerry; für Prisma, Kriminologie, Medizin, Luftfahrt, Tiere, Automobile: Johann Grolle; für namentlich gezeichnete Beiträge: die Verfasser; für Briefe, Personalien, Register, Hohlspiegel, Rückspiegel: Dr. Manfred Weber; für Titelbild: Matthias Welker; für Gestaltung: Dietmar Suchalla; für Hausmitteilung: Hans Joachim Schöps (sämtlich Brandstwiete 19, 20457 Hamburg)

DOKUMENTATION: Jörg-Hinrich Ahrens, Sigrid Behrend, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Dr. Jürgen Bruhn, Lisa Busch, Heinz Egleder, Dr. Herbert Enger, Johannes Erasmus, Dr. Karen Eriksen, Cordelia Freiwald, Dr. André Geicke, Ille von Gerstenbergk-Helldorff, Dr. Dieter Gessner, Hartmut Heidler, Wolfgang Henkel, Gesa Höppner, Jürgen Holm, Christa von Holtzapfel, Joachim Immisch, Hauke Janssen, Günter Johannes, Angela Köllisch, Sonny Krauspe, Hannes Lamp, Marie-Odile Jonot-Langheim, Walter Lehmann, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig, Sigrid Lüttich, Roderich Maurer, Rainer Mehl, Ulrich Meier, Gerhard Minich, Wolfhart Müller, Bernd Musa, Christel Nath, Anneliese Neumann, Werner Nielsen, Paul Ostrop, Anna Petersen, Peter Philipp, Axel Pult, Ulrich Rambow, Dr. Mechthild Ripke, Constanze Sanders, Petra Santos, Christof Schepers, Rolf G. Schierhorn, Ekkehard Schmidt, Andrea Schumann, Claudia Siewert, Margret Spohn, Rainer Staudhammer, Anja Stehmann, Stefan Storz, Monika Tänzer, Dr. Wilhelm Tappe, Dr. Eckart Teichert, Jutta Temme, Dr. Iris Timpke-Hamel, Carsten Voigt, Horst Wachholz, Ursula Wamser, Dieter Wessendorff, Andrea Wilkens, Karl-Henning Windelbandt

BÜRO DES HERAUSGEBERS: Irma Nelles

NACHRICHTENDIENSTE: ADN, AP, dpa, Los Angeles Times/Washington Post, New York Times, Reuters, sid, Time

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Abonnementspreise: Normalpost Inland: sechs Monate DM 130,00, zwölf Monate DM 260,00, für Studenten (nur Inland) DM 182,00. Normalpost Europa: sechs Monate DM 184,60, zwölf Monate DM 369,20; Seepost Übersee: sechs Monate DM 189,80, zwölf Monate DM 379,60; Luftpostpreise auf Anfrage.

Verlagsgeschäftsstellen: Berlin: Kurfürstenstraße 72 – 74, 10787 Berlin, Tel. (030) 25 40 91 25/26, Telefax 25 40 9130; Düsseldorf: Oststraße 10, 40211 Düsseldorf, Tel. (0211) 936 01 02, Telefax 36 42 95; Frankfurt a. M.: Oberlindau 80, 60323 Frankfurt a. M., Tel. (069) 72 03 91, Telefax 72 43 32; München: Stuntzstraße 16, 81677 München, Tel. (089) 41 80 04-0, Telefax 4180 0425; Stuttgart: Kriegsbergstraße 11, 70174 Stuttgart, Tel. (0711) 226 30 35, Telefax 29 77 65

Verantwortlich für Anzeigen: Horst Görner

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 49 vom 1. Januar 1995

Postgiro-Konto Hamburg Nr. 7137-200 BLZ 200 100 20

Druck: Gruner Druck, Itzehoe; maul belser, Nürnberg

VERLAGSLEITUNG: Fried von Bismarck

MÄRKTE UND ERLÖSE: Werner E. Klatten

GESCHÄFTSFÜHRUNG: Rudolf Augstein, Karl Dietrich Seikel

DER SPIEGEL (USPS No. 0154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is $290.00 per annum. Distributed by German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631. Second class postage is paid at Englewood, NJ 07631 and at additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, GERMAN LANGUAGE PUBLICATIONS, INC., P.O. Box 9868, Englewood, NJ 07631-1123.

meinen Eltern antun? Wie kann ich – obwohl ich mit der Türkei nichts gemein habe, weder Sprache, Kultur noch politische Auffassung von Demokratie – die Staatsangehörigkeit meiner Eltern und zwangsläufig noch meine, verleugnen? Die doppelte Staatsangehörigkeit würde das Problem entschärfen.

Duisburg TÖRKAN BURKUN

Man kann es drehen und wenden, objektiv, subjektiv, ius soli, ius sanguinis, die Schimäre, halb Kartoffel, halb Pfirsich gibt es nicht.

Düren K.-H. ROTHE

Kritische Lupe

(Nr. 13/1995, Verkehr: Frederic Vesters umstrittenes Huckepackkonzept)

Das auch auf dem letzten Genfer Automobilsalon vorgestellte Verladeprinzip ist weder mein „Konzept“, noch hat es



W. M. WEBER

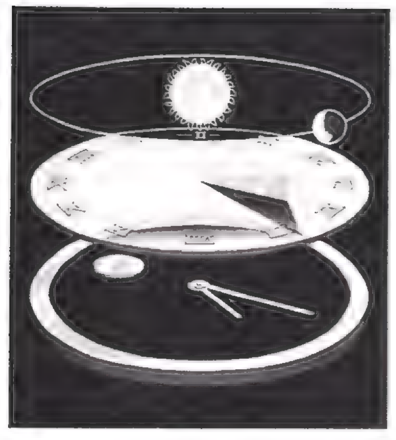
Autor Vester
Weit grundlegendere Dinge

etwas mit dem eigentlichen Anliegen meines Buches zu tun, wo es um weit grundlegendere Dinge geht. So nehme ich dort unser gesamtes Verkehrsgeschehen unter die kritische Lupe und diskutiere die verschiedensten technischen und organisatorischen Lösungsmöglichkeiten unter dem Aspekt ihres Zusammenhangs mit Klimaveränderung, Siedlungsstruktur, Sozialverhalten, Energiesteuer und vielem anderen.

München FREDERIC VESTER

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen.

Eine Teilauflage dieser SPIEGEL-Ausgabe enthält eine Beilage des SPIEGEL-Verlages/SPIEGEL special, Hamburg.



"Wir kennen die 'Zeit' nicht als Abfolge von Zahlen, aber als sich bewegende Sonne. Folglich ist der goldene 12-Uhr-Punkt das Symbol für die Mittagssonne."

Nathan G. Horwitt, der Designer des legendären Movado Zifferblattes.

DAS ZIFFERBLATT IN DER PERMANENTEN SAMMLUNG VON WELTBEKANNTEN MUSEEN

Aachen
Küpper

Berlin
Türler

Braunschweig
Die Uhrenecke

Bremen
Grüttert

Chemnitz
Roller

Dresden
Vitzthum

Düsseldorf
René Kern

Frankfurt
Pletzsch

Giessen
Balser

Hamburg
Becker

Karlsruhe
Komphues

Köln
Schnitzler

Mannheim
Frier

München
Huber

Münster
Freisfeld

Nürnberg
Wallner

Regensburg
Kappelmeier

Stuttgart
di Centa

Trier
Perrot

Wiesbaden
Wulf

Würzburg
Hüfner

Die neue Movado Museum Black Sapphire. Titancarbid - Beschichtung von Gehäuse und Edelstahlband. Kratzfestes Saphir-Glas. Quarzwerk mit 4-Jahres-Batterie. Swiss made.

DM 1.480,-, mit Lederband DM 940,-
unverbindliche Preisempfehlung

MOVADO®
The Museum. Watch.
SWISS

Kurt-Blaum-Platz 7, 63450 Hanau
Tel.: (0 61 81) 3 20 14



Evakuierung von Europäern auf dem Flughafen von Kigali (1994)

Ruanda

Teure Rettung

Ein Jahr nach Ausbruch des Bürgerkriegs in Ruanda flattern 140 deutschen Zivilisten, die damals ausgeflogen wurden, Rechnungen ins Haus. Das Auswärtige Amt verlangt von ihnen „Kostenerstattung" für den „Sonderflug der Bundesregierung", mit dem die Deutschen vom benachbarten Burundi aus nach Bonn gebracht wurden. Jeder der Passagiere soll 1508,18 Mark bezahlen. Die erste Etappe mit belgischen oder französischen Militärflugzeugen vom umkämpften Kigali nach Burundi mußten die Evakuierten nicht bezahlen, wohl aber den Weiterflug. Die Beamten des Auswärtigen Amtes berufen sich dabei aufs Prinzip: Nach den „Sonderflugbedingungen aus Krisengebieten" wird bei jeder Notrettungsmaßnahme von den Betroffenen verlangt, daß sie die Kosten hernach erstatten. Im übrigen, so das Auswärtige Amt, sei niemand gezwungen gewesen, mit Regierungsmaschinen in die Heimat zu fliegen. Die Bordkarte für die Rückkehrer aus Kriegs- und Katastrophenregionen enthält den unmißverständlichen Passus: „Die Teilnahme an der Evakuierungsmaßnahme der Bundesregierung ist freiwillig."

Neonazis

Werbung für Heitmann

Deutsche Neonazis rufen in ihrem Computerverbund Thule-Netz dazu auf, an einem Kongreß mit dem sächsischen Justizminister Steffen Heitmann (CDU) auf dem Hambacher Schloß am 6./7. Mai teilzunehmen. Heitmann, Helmut Kohls ursprünglicher Kandidat für das Amt des Bundespräsidenten, hält dort bei einer gemeinsamen Veranstaltung des konservativen Studienzentrums Weikersheim e.V. und der Hans-Filbinger-Stiftung ein Referat mit dem Thema „Geistesfreiheit oder political correctness". Die Rechtsradikalen werben in ihrer Mailbox für den Weikersheim-Kongreß, weil er „Konservativen die Möglichkeit" biete, „prominente Persönlichkeiten kennenzulernen".

Umweltministerium

Billige Beamten-Fete

Die Staatsanwaltschaft Bonn ermittelt gegen Bedienstete des Bundesumweltministeriums wegen des Verdachts auf Untreue. Unter den Beschuldigten ist auch der im Januar nach Streit mit Ministerin Angela Merkel in den einstweiligen Ruhestand versetzte Staatssekretär Clemens Stroetmann. Es geht um die in dem Ministerium seit Jahren übliche Praxis, die Kosten der Weihnachtsfeier für rund 300 Ministerialbürokraten zu großen Teilen auf den Steuerzahler abzuwälzen. Der Trick: Für den Tag der Beamten-Fete wurde stets eine Besuchergruppe eingeladen und bewirtet. Danach stieg dann die Weihnachtsparty für Staatsdiener – ein großer Teil der Kosten für Speis und Trank, Geschirr und Service wurde mittels manipulierter Rechnungen über die Besuchergruppe bei der Bundeskasse abgerechnet. Die Staatsanwaltschaft, so ihr Sprecher Peter Iwand, müsse jetzt feststellen, ob dem Bund Schaden entstanden sei.

Länderpolitik

„Aberwitzige Kleinstaaterei"

Interview mit Hamburgs Bürgermeister Henning Voscherau (SPD), 53, über seine Pläne für einen Nordstaat

SPIEGEL: Herr Bürgermeister, nach dem Vorbild der geplanten Fusion von Berlin und Brandenburg fordern Sie nun auch eine Fusion der Nordländer. Wem sollte ein solcher Nordstaat nützen?

Voscherau: Hamburg ist umgeben von einem Speckgürtel, ohne den Hamburg nicht leben kann und der seinerseits von der Stadt abhängig ist. So ähnlich ist es auch in anderen Ballungsgebieten in der Republik – es gibt zwar 16 Bundesländer, aber höchstens 8 im europäischen Maßstab wettbewerbsfähige Regionen in Deutschland. Da herrscht eine aberwitzige Kleinstaaterei anstatt sinnvoller Zusammenarbeit. Den Konstruktionsfehler müssen wir irgendwann beheben.



Simonis, Voscherau

SPIEGEL: Aber selbst unter den SPD-Regierungschefs der Nordländer finden Sie keine Freunde für Ihr Vorhaben. Ihre Kieler Kollegin Heide Simonis spricht sogar von „unüberwindbaren Gegensätzen".

Voscherau: So haben die Landesherren nach dem Westfälischen Frieden im Jahre 1648 auch geredet. Damals gab es über hundert Duodezstaaten – das Argument ist seither nicht richtiger geworden.

SPIEGEL: Die günstigste Gelegenheit für eine Neugliederung der Bundesländer ist verpaßt worden – die Wiedervereinigung und die Reform des Grundgesetzes.

Voscherau: Der Artikel 29 der Verfassung bietet ja einzelnen Regionen oder ganzen Bundesländern die Chance, sich per Volksentscheid einem anderen Bundesland anzuschließen. Aber wenn sich die betroffenen Länderregierungen nicht einigen können, bleibt so etwas natürlich Illusion . . .

SPIEGEL: . . . zumal ja Politiker und Beamte Macht und Posten opfern müßten.

Voscherau: Auf lange Sicht kommen wir nicht an einer Neugliederung der Länder vorbei. An mir wird ein Zusammenschluß jedenfalls nicht scheitern. Wenn eine Einigung möglich ist, muß man politische Ziele und Privatinteressen trennen können.

Europäische Union

Zurückhaltende Deutsche

Ausgerechnet die Deutschen, die sich selbst gern als Europas Musterknaben sehen, halten sich bei der Vollendung des Binnenmarktes, der seit 1993 existiert, zurück. Nur die als Querköpfe verschrienen Griechen lassen sich mehr Zeit, die insgesamt 282 Brüsseler Richtlinien in nationales Recht umzusetzen.





Erziehungsgeld

Keine Chance für Nolte

Familienministerin Claudia Nolte ist mit einem familienfreundlichen Projekt gescheitert. Sie wollte die Einkommensgrenze für das staatliche Erziehungsgeld von 29 400 Mark auf rund 40 000 Mark anheben. Das sei mit Mehrkosten von etwa einer Milliarde Mark zu teuer, hieß es aus dem Finanzministerium. Dann müsse sie sagen, wo an anderer Stelle gespart werden solle. Dies kann Nolte nicht, denn ihr sowieso schon knapper Haushalt ist durch gesetzlich festgeschriebene Leistungen weitgehend verplant. 1994 bekamen wegen der niedrigen Einkommensgrenze nur etwa 50 Prozent aller Familien Erziehungsgeld. Bei der Einführung 1986 waren es noch rund 85 Prozent.



CITROËN empfiehlt TOTAL

der sparsame 2.0 l Benziner und das 2.5 l TD Kraftpaket mit Mehrventiltechnik, elektronischer Einspritzung und 95 kW (129 PS). Dank seines Drehmoments von 285 Nm und der sagenhaften Laufruhe werden Sie kaum merken, daß Sie einen Diesel fahren. Abheben sollten Sie aber trotzdem. Und zwar den Telefonhörer. Denn ab sofort können Sie mit Ihrem CITROËN Händler eine Probefahrt vereinbaren. Jetzt schon neugierig? 0 20/180 800 800.

CITROËN XM

CITROËN. MEHR ALS SIE ERWARTEN.

Dollar

„MIT DER KNEIFZANGE“

Der Verfall der amerikanischen Währung ist kaum zu stoppen. Deutsche Politiker sorgen sich um die Konjunktur, Unternehmer prognostizieren, es werde nach der kurzen Erholung „noch einmal bergab“ gehen. Doch die Amerikaner reagieren nicht auf Kritik, sie haben kein Interesse an der Stabilisierung ihrer Währung.

Der Bundesfinanzminister zeigte sich völlig hilflos. Die Kräfte der Finanzmärkte, klagte Theo Waigel auf dem Deutschen Bankentag, seien weder durch Absprache der Politiker noch mit Aktionen der Notenbanken zu bändigen. Jeder Versuch, den Verfall des Dollar damit zu stoppen, sei zwecklos.

Doch mit seinem Bekenntnis der Ohnmacht brachte Waigel viel in Bewegung. Kaum hatten die Agenturen seine Rede am Mittwoch vergangener Woche in alle Welt verbreitet, setzte ein neuerlicher Ausverkauf der US-Währung ein. Innerhalb einer halben Stunde sackte der Dollarkurs auf seinen bisherigen Tiefstand von 1,3722 Mark.

Um den völligen Absturz zu verhindern, kauften die Notenbanken der USA, Deutschlands, Japans und Frankreichs große Mengen der amerikanischen Weichwährung auf. Mit Milliarden glichen sie aus, was Waigel zuvor angerichtet hatte. „Das waren teure Worte“, kommentierte ein Devisenhändler.

Seitdem schauen die deutschen Wirtschafts- und Finanzpolitiker wieder hilflos zu, wie der Wertverlust der Leitwährung zum Hauptrisiko für die Weltwirtschaft wird. „Das Weltwährungssystem befindet sich in einer außerordentlichen Vertrauenskrise“, sagt Volker Hölterhoff, Chefvolkswirt der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank.

Die deutschen Politiker, besorgt um die Konjunktur, machen dafür allein die Amerikaner verantwortlich. In einer Offenheit, die weltweit Aufsehen erregte, kritisierten Waigel und Bundesbankpräsident Hans Tietmeyer die Politiker in Washington.

Wechselkurs-Stabilisierung hänge vor allem von den Schwachwährungsländern ab, moserte Tietmeyer in Richtung USA. Sie müßten „durch ihre Politik Vertrauen schaffen“.

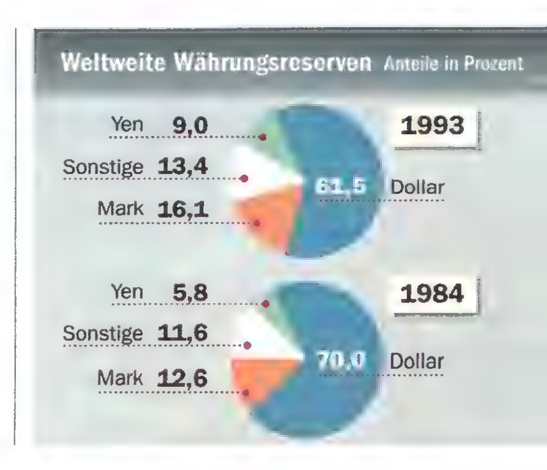
Theo Waigel, ganz undiplomatisch, ging noch weiter. Die Ursachen für die Dollarschwäche, so der Bonner Finanzminister deutlich, „liegen vor allem in den USA“.



Währungspolitiker Waigel: Hilflos gegen die Devisenspekulanten

Eine transatlantische Verstimmung wurde offenbar, die schon seit längerem schwelt. Mit den klassischen Mitteln, das predigen Bundesbanker ihren amerikanischen Kollegen seit geraumer Zeit, mit Zinspolitik allein und Interventionen auf den Devisenmärkten, lasse sich das Dollarproblem nicht mehr lösen.

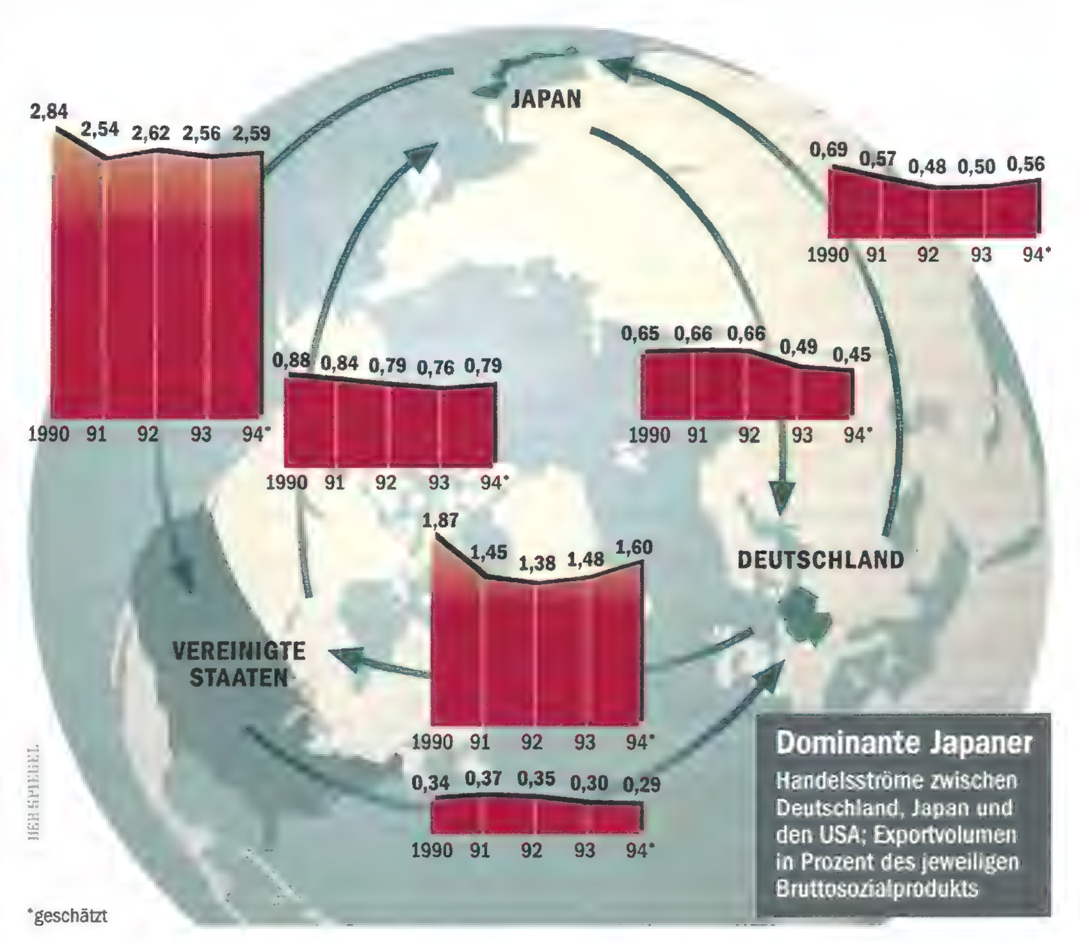
An den Devisenbörsen glaubt kaum jemand, daß der atemberaubende Wertverfall des Dollar gegenüber Mark und Yen schon zu Ende ist. „Die Händler fassen den Dollar im Moment nur mit der Kneifzange an“, berichtet ein New Yorker Banker. Schon machen in den



Handelsräumen der Banken von New York, London oder Frankfurt Prognosen über einen Dollarkurs von 1,20 oder gar 1,15 Mark die Runde.

Deutsche und japanische Exporteure stöhnen. Sie exportieren einen viel größeren Anteil ihres Sozialproduktes als die US-Wirtschaft. Die Ausfuhren auf den größten Markt der Welt leiden darunter, daß ihre Währungen gegenüber dem Dollar heute doppelt so teuer sind wie noch vor zehn Jahren.

Schon fürchten Politiker und Unternehmer in Deutschland, die Konjunktur könne abgewürgt werden. Hans-Olaf Henkel, Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, prognostizierte vergangene Woche anläßlich der Hannover-Messe, nach der kurzen Erholung der Wirtschaft werde es jetzt „noch einmal bergab" gehen. Die Chancen, eine größere Zahl der 3,8 Millionen Arbeitslosen würde irgendwann einmal wieder Arbeit finden, werden immer geringer. Die Aufwertung der Mark sei ein „furchtbares Problem", sagt Jürgen Schrempp, Chef der Daimler-Benz Aerospace (Dasa) und künftiger erster Mann des Daimler-Konzerns. Wenn der Dollarkurs um zehn Pfennig sinke, verliere die Dasa 300 Millionen Mark Erlös. Es stelle sich die Frage, wieviel das Unternehmen noch in Deutschland produzieren könne.

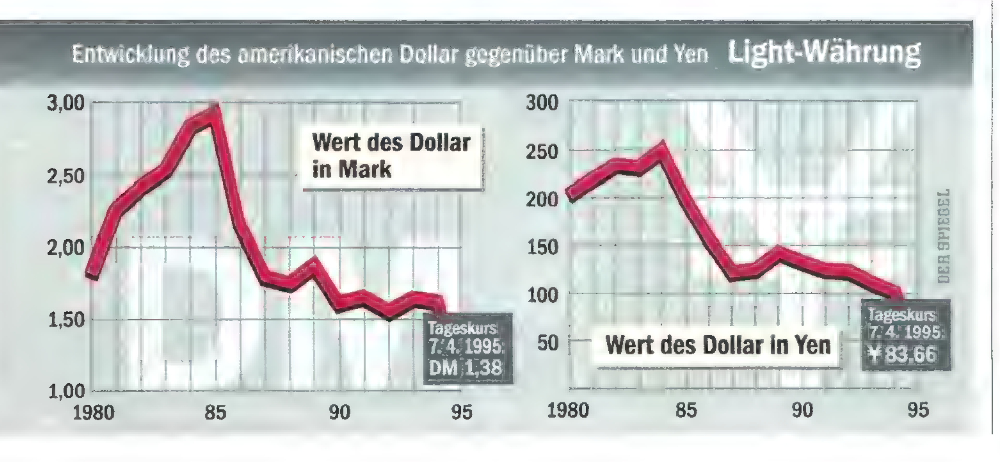


Dominante Japaner
Handelsströme zwischen Deutschland, Japan und den USA; Exportvolumen in Prozent des jeweiligen Bruttosozialprodukts

Auch in der Maschinenbauindustrie heiße die Devise „weg aus Deutschland", sagt Alexander Batschari, Sprecher des Verbandes Deutscher Maschinen- und Anlagenbau. Innerhalb weniger Wochen hätten sich die Kalkulationen für die Firmen drastisch geändert, so daß fast jeder überlege, wo er billiger fertigen könne.

Zwar glaubt die Mehrheit der Wirtschaftsbeobachter in den Analyseabteilungen der deutschen Banken unverdrossen, daß sich die US-Währung auf mittlere Sicht erholen wird. Ein „finaler Ausverkauf", so Karin Bredemeyer von der Deutschen Bank Research, sei aber auch nicht auszuschließen.

„Der Dollar ist krank", diagnostiziert Hypobank-Ökonom Volker Hölterhoff, „er verliert immer nachhaltiger an Wert." Zu lange hätten die Amerikaner auf Pump gelebt. Die riesigen Defizite im Außenhandel und im Staatshaushalt seien durch eine „gigantische Geldschöpfung" finanziert worden.



Das alles wäre verkraftbar für die große Volkswirtschaft jenseits des Atlantiks, wenn die Amerikaner mit fleißig Erspartem die Löcher zum größten Teil selbst stopfen würden. Aber die Sparquote in den USA liegt gerade mal bei 4 Prozent. Die Deutschen legen über 12 Prozent ihrer Einkommen zurück, die Japaner gar 18 Prozent.

Da die Defizite zu Hause nicht zu finanzieren sind, muß Geld ins Land. Inzwischen sind die USA, eines der reichsten Länder der Welt, weltweit der größte Schuldner. „Von Monat zu Monat wird es schwerer", so die Analyse deutscher Währungshüter, „diese Geschichte in Ordnung zu bringen."

Es gibt kein Anzeichen dafür, daß Washington gewillt und imstande ist, den Teufelskreis zu durchbrechen – im Gegenteil. Vorige Woche beschloß die republikanische Mehrheit des Kongresses, die Steuern in den nächsten Jahren um 184 Milliarden Dollar zu senken.

US-Präsident Bill Clinton, der das Haushaltsdefizit verringern wollte, ist gescheitert. Sein Wort hat deshalb auf den Finanzmärkten kaum noch eine Bedeutung. „Diese Regierung kann mit keiner Entscheidung den Respekt der Händler zurückgewinnen", mault ein amerikanischer Börsianer.

Alles deutet darauf hin, daß das US-Haushaltsdefizit deutlich über das Jahr 2000 hinaus nicht ab-, sondern zuneh-

men wird. „Wir sehen jedenfalls nicht", klagt ein Brüsseler Eurokrat, „daß die Amerikaner sich um eine höhere Sparquote oder ernsthaft um den Abbau ihres Haushaltsdefizits bemühen."

Die Dollarschwäche gegenüber Yen und Mark, so gefährlich sie für Japaner und Europäer auf Dauer ist, übt auf Washington keinen unmittelbaren Druck aus. Die USA leben ganz komfortabel in einer Situation, da japanische Autohersteller gezwungen werden, ihre Preise in den USA anzuheben: der tiefe Dollarkurs als Instrument im Handelskrieg mit Japan.

Doch selbst wenn die japanischen Importautos teurer werden, hat der US-Konsument darunter kaum zu leiden. Die einheimischen Autos gelten mittlerweile als genauso gut und preiswert. Allenfalls werden Auslandsreisen unerschwinglich.

Ein billiger Dollar kann dagegen die Wirtschaft ankurbeln, weil die eigenen Exporte leichter werden – aus der Sicht von Politikern wie Ökonomen ein positiver Effekt. Denn nach mehr als einem halben Dutzend Zinserhöhungen der Zentralbank läuft die US-Wirtschaft Gefahr, an Schwung zu verlieren.

Die Amerikaner haben nur ihre eigene Konjunktur im Blick

Sosehr der deutsche Finanzminister und der Bundesbankpräsident entschlossenes Handeln in Amerika fordern – nicht einmal auf die US-Notenbank können sie als Verbündeten zählen. Der Federal Reserve Board, so urteilen Kenner, werde nicht handeln und die Zinsen erhöhen, nur weil der Dollarverfall die internationalen Wirtschaftsbeziehungen belaste.

Die Männer um den Zentralbankchef Alan Greenspan haben nur eines im Auge: den Konjunkturverlauf und die Preisstabilität. Da ein Inflationsrisiko zur Zeit kaum besteht, ist eine Anhebung der Zinsen durch die Zentralbank kaum wahrscheinlich.

Deutsche und Japaner bleiben deshalb ziemlich hilflos. Alle denkbaren Möglichkeiten, etwa die lose Verkettung der wichtigsten Weltwährungen nach dem Vorbild des Europäischen Währungssystems, scheitern an der Erkenntnis, daß gegen den Druck eines täglichen Billionen-Dollar-Marktes auf Dauer nichts zu erreichen ist.

Und dieser Markt wird, so befürchten Bonns Finanzminister und Frankfurts Notenbankchef, noch lange für einen überaus schwachen Dollar sorgen. Ein Bundesbanker: „Da gibt es höchstens mal einen Ausreißer. Am Trend ändert sich dadurch nichts." ❑

SPIEGEL-Gespräch

„Leider hat Moskau immer noch Angst"

Außenminister Klaus Kinkel über die Ost-Ausdehnung der Nato

SPIEGEL: Herr Kinkel, der russische Verteidigungsminister Pawel Gratschow droht mit einem Stopp der Abrüstung, falls sich die Nato nach Osten erweitert. Sind wir auf dem Weg in einen neuen Kalten Krieg?

Kinkel: Nein, niedriger hängen. Aber mit seinen scharfen Tönen verstärkt Gratschow, was er eigentlich verhindern will: daß die mittel- und osteuropäischen Länder noch heftiger als bisher in die Nato drängen.

SPIEGEL: Gratschow will notfalls sogar die Verträge über strategische Atomwaffen kündigen und russische Truppen an „gefährdeten Stellen" stationieren.

Kinkel: Die Russen müssen sich im klaren sein: Wenn sie mit solchen Drohungen Ernst machen würden, bedeutet dies das Ende der bisherigen Zusammenarbeit mit dem Westen auch in anderen Bereichen. Das kann Rußland nicht wollen, und wir wollen es gleich gar nicht.

SPIEGEL: Jetzt drohen Sie.

Kinkel: Nein, Rußland spielt das Nato-Thema in einem übertriebenen Maße hoch. Auch eine erweiterte Nato bedroht doch Rußland in gar keiner Weise. Aus Moskauer Sicht müßte der Ausbau der wirtschaftlichen und politischen Verflechtungen zum Westen viel wichtiger sein. Gerade wir Deutschen helfen Rußland bei seinem Bemühen, in den Europarat zu kommen, bei den G-7-Gipfeln der großen Industrienationen dabeizusein, beim Internationalen Währungsfonds, beim Kooperationsabkommen mit der Europäischen Union, durch Wirtschaftshilfen. Das sollte Rußland nicht aufs Spiel setzen.

SPIEGEL: Mit der Ausdehnung der Nato schüren Sie zwangsläufig die russische Angst vor Isolation und Einkreisung.

Kinkel: Leider gibt es diese Angst immer noch, obwohl sie unbegründet ist. Die Erweiterung der Allianz richtet sich nicht gegen Rußland. Nach dem Wegfall der Ost-West-Auseinandersetzung muß eine Sicherheitsarchitektur für ganz Europa geschaffen werden. Ihr Nukleus soll die Nato sein. Dabei wollen wir Rußland in diese Architektur einbeziehen, nicht ausgrenzen.

SPIEGEL: Polen, Ungarn und die Balten-Staaten drängen in die Nato, gerade weil sie Schutz suchen.

Kinkel: Ich sehe keine objektive Bedrohung dieser Länder durch Rußland. Aber ich kann nichts daran ändern, daß sie das subjektiv anders sehen und offenbar das Gefühl haben, in die Nato

* Alexander Szandar und Rainer Pörtner.



M. DARCHINGER

Kinkel, SPIEGEL-Redakteure*: „Jelzin muß zeigen, daß er Demokrat geblieben ist"



LAMBERMONT / GAMMA / STUDIO X

Deutsch-polnische Militärübung*: „Rußland hat der Nato nichts vorzuschreiben“

hineinzuwollen. Das steht ihnen frei, das muß auch Rußland anerkennen.

SPIEGEL: Wenn Sie Sicherheit von Vancouver bis Wladiwostok wollen, warum statten Sie dann nicht die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) mit der nötigen Macht, mit Geld und Soldaten aus?

Kinkel: Die OSZE hat andere ergänzende Aufgaben im Krisenmanagement, sie soll im Vorfeld, sozusagen als Feuerwehr, konfliktverhütend tätig sein und zum Beispiel Verstöße gegen Menschen- und Minderheitenrechte verhindern. Aber sie kann das, was die Nato leisten muß, nicht garantieren.

SPIEGEL: Nämlich Frieden schaffen mit Nato-Waffen?

Kinkel: Die Zeit der Vorneverteidigung an der Blockgrenze zwischen Ost und West ist vorbei. Die Verteidigungsfunktion bleibt aber neben den neuen Aufgaben eine der Kernfunktionen der Nato. Es gibt leider nach wie vor viele Brandherde, wo die westliche Allianz in Zukunft im Auftrag der Vereinten Nationen friedenerhaltende und – in Einzelfällen – auch friedenschaffende Maßnahmen ergreifen könnte.

SPIEGEL: Potentielle Krisenherde liegen vor allem im Osten. Ist da nicht verständlich, daß Moskau mitreden will?

Kinkel: Wir wollen, daß Rußland an der gemeinsamen Sicherheit mitwirkt und auch militärisch mit uns zusammenarbeitet. Aber bei wichtigen Entscheidungen darf die Nato in keiner Form eingeschränkt sein. Wir sollten Moskau, ergänzend zur Erweiterung der Nato, ein Sonderverhältnis, eine langfristige strategische Partnerschaft mit der Nato anbieten.

SPIEGEL: Wie soll denn diese Vorzugsbehandlung aussehen?

* Bei der Nato-Übung „Cooperative Bridge 94“ im September 1994 in Biedrusko.

Kinkel: In einer Charta, so mein Vorschlag, in einer Vereinbarung zwischen Nato und Rußland könnten wir beispielsweise Konsultationsmechanismen, einen gegenseitigen Gewaltverzicht, neue Abrüstungsvorhaben und gemeinsame Friedenseinsätze vereinbaren.

SPIEGEL: Soll diese Charta unterschrieben sein, bevor die Nato sich nach Osten ausdehnt?

Kinkel: Rußland muß jetzt zunächst das mit der Nato vereinbarte Abkommen der Partnerschaft für den Frieden unterschreiben und akzeptieren, daß die Nato sich ausdehnt. Gleichzeitig oder danach könnte eine solche Charta zustande kommen. Ein Vetorecht bei der Aufnahme neuer Mitglieder werden wir Moskau auf keinen Fall einräumen. Aber wir tun gut daran, Rußland vorher in unsere Überlegungen miteinzubeziehen, es zu konsultieren. Wir wollen keine neuen Gräben in dieser europäischen Sicherheitsarchitektur schaffen.

SPIEGEL: Sollen die Russen später einmal mit im Nato-Rat sitzen?

Kinkel: Im Nato-Rat können nur Nato-Mitglieder sitzen. Die USA erwägen aber zum Beispiel ein eigenes, ständiges Konsultationsgremium. Das wäre eine Möglichkeit. Bei den G-7-Gipfeln haben wir ein anderes Modell entwickelt: Erst tagt die Siebener-Gruppe, dann kommen die Russen zur politischen Debatte hinzu. Warum sollte so etwas Ähnliches nicht auch bei Nato-Sitzungen später mal funktionieren?

SPIEGEL: Wenn die Nato mit Moskau Militäreinsätze absolviert – werden dann deutsche Soldaten unter russischem Oberbefehl ins Feld ziehen?

Kinkel: Nato-Einsätze bleiben unter Nato-Kommando. Das Zusammenwirken mit russischen Soldaten zum Beispiel bei Blauhelm-Aktionen könnte dann in der Charta geregelt werden.

SPIEGEL: Wozu eine neue Charta? Im Rahmen der OSZE sind längst gemeinsame Blauhelm-Aktionen vorgesehen, der erste Einsatz in Berg-Karabach wird bereits geplant.



M. DARCHINGER

„Eine Charta für Blauhelm-Einsätze mit russischen Soldaten“

Kinkel: Ja, die OSZE überlegt, eine Blauhelm-Truppe in den Kaukasus zu entsenden. Festlegungen gibt es noch nicht. Aber OSZE-Einsätze sind anderer Art als Nato-Einsätze.

SPIEGEL: Halten Sie es für möglich, daß Truppen der Nato gemeinsam mit russischen Soldaten auch zu Kampfeinsätzen ausrücken?

Kinkel: Ich würde zu treffende Vereinbarungen zunächst mal auf Blauhelm-Einsätze konzentrieren.

SPIEGEL: Warum bieten Sie nicht Rußland selbst die Nato-Mitgliedschaft an?

Kinkel: Ich habe manchmal den Eindruck, daß dieser Gedanke mindestens in den Hinterköpfen führender Politiker in Moskau eine Rolle spielt . . .

SPIEGEL: . . . und in den Hirnen amerikanischer Politiker offensichtlich auch. In Washington wird eine Aufnahme Rußlands in die Nato nicht mehr ausgeschlossen, möglicherweise nach französischem Vorbild: ohne Teilhabe an der militärischen, aber bei voller Mitgliedschaft in der politischen Integration.

Kinkel: Die Frage steht im Augenblick nicht an, deshalb muß sie jetzt auch nicht entschieden werden.

SPIEGEL: Aber die spätere Aufnahme Moskaus ist kein Tabu mehr?

Kinkel: Wer weiß, wie die Welt in ein paar Jahren aussieht? Wir alle konnten uns noch vor fünf Jahren viele Entwicklungen nicht vorstellen, die inzwischen eingetreten sind. Mit dem Aufbau neuer europäischer Sicherheitsstrukturen können wir nicht 10 oder 15 Jahre warten, wir müssen jetzt anfangen. Deshalb nochmals: Diese Frage steht im Augenblick nicht an.

SPIEGEL: Ihr Kabinettskollege Volker Rühe geht davon aus, daß die Nato noch vor dem Jahr 2000 um eine erste Gruppe von Staaten erweitert wird – Polen, Ungarn und Tschechien. Sie auch?

Kinkel: Ich möchte auch, daß die Nato möglichst schnell erweitert wird, und zwar – wenn möglich – parallel zur Europäischen Union. Die Parallelität ist allerdings nicht zwingend. Und sicher liegen bei einigen Ländern die Aufnahmevoraussetzungen eher vor als bei anderen. Über das Wann, Wie und Wer muß noch entschieden werden.

SPIEGEL: Wer muß denn auf jeden Fall draußen bleiben?

Kinkel: Jetzt versuchen Sie es durch die Hintertür.

SPIEGEL: Wer nicht in die Nato darf, fällt doch zwangsläufig in den Einflußbereich Moskaus.

Kinkel: So sehe ich das nicht.

SPIEGEL: Wie wollen Sie den Wunsch Lettlands, Litauens und Estlands nach Sicherheit befriedigen?

Kinkel: Die baltischen Staaten sind in der OSZE, im Nordatlantischen Kooperationsrat, sie haben eine Partnerschaft-für-den-Frieden-Vereinbarung mit der Nato, sind im Assoziierungsverhältnis zur WEU und bald auch zur EU. Das heißt, sie haben bereits enge Sicherheitsvernetzungen. Sie wollen natürlich in die Nato. Darüber wird im Erweiterungskontext zu entscheiden sein. Es darf jedenfalls bei der neuen Sicherheitsarchitektur nicht unterschiedliche Sicherheits- oder Grauzonen geben.

SPIEGEL: Was machen Sie denn, wenn Rußland bei einem sturen Nein zur Nato-Expansion bleibt?

Kinkel: Ich lasse mich nicht in spekulative Sperrgitter treiben, gehe aber nicht davon aus, daß es so kommt.

SPIEGEL: Wäre die Erweiterung für Rußland leichter hinzunehmen, wenn die Allianz im voraus darauf verzichtet, Truppen bisheriger Mitglieder auf dem Gebiet neuer Partner zu stationieren?

Kinkel: Rußland kann der Nato nichts vorschreiben. Andererseits kann man über vieles nachdenken.

SPIEGEL: Warum wollen Sie der russischen Regierung soweit entgegenkommen, trotz des Krieges in Tschetschenien?

Kinkel: Die Bundesregierung hat scharf kritisiert, was in Tschetschenien geschehen ist und geschieht. Sie hat die Einhaltung der Menschenrechte, des Völkerrechts und der OSZE-Prinzipien verlangt. Leider ist noch keine Lösung in Sicht. Wir müssen aber über Tschetschenien hinausdenken, wenn wir die neue Sicherheitsarchitektur für Europa aufbauen wollen.

SPIEGEL: Weiter so?



„Nicht alles auf der Nadelspitze von Tschetschenien balancieren“

Kinkel: Nein. Aber wir können nicht alles nur auf der Nadelspitze von Tschetschenien pendeln, so schlimm die Situation dort ist; das wäre kurzsichtig. Ohne Rußland läßt sich das europäische Haus nicht gestalten – und es muß ein demokratisches Rußland sein.

SPIEGEL: Ist Boris Jelzin, der sich vom Reformer zum Anführer eines autoritären Systems gewandelt hat, dafür noch ein seriöser Verhandlungspartner?

Kinkel: Jelzin ist der erste frei gewählte Präsident Rußlands und vertritt sein Land, zu dem wir nach schwierigsten Jahren ein partnerschaftlich-freundschaftliches Verhältnis gewonnen haben. Dazu hat Präsident Jelzin entscheidend beigetragen.

SPIEGEL: Jelzin sei doch längst am Ende, meint Michail Gorbatschow.

Kinkel: Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Aber wir reden selbstverständlich mit allen Reformkräften in Rußland.

SPIEGEL: Trotzdem sieht es wieder wie ein Kniefall vor dem Tschetschenien-Krieger Jelzin aus, wenn der Bundeskanzler am 9. Mai zum 50. Jahrestag des Kriegsendes nach Moskau fährt.

Kinkel: Das ist ein völlig unberechtigter Vorwurf. Staatsmänner wie Präsident Clinton, Präsident Mitterrand und Premierminister Major haben schon vorher erklärt, daß sie aus diesem Anlaß nach Moskau fahren werden. Die Moskau-Reise wird der Bundeskanzler auch dazu nutzen, über Tschetschenien zu sprechen. Jelzin muß bei Tschetschenien zeigen, daß er Demokrat geblieben ist.

SPIEGEL: Wie?

Kinkel: Indem er das Problem umgehend politisch, friedlich und demokratisch löst und den Tschetschenen Autonomie gewährt, wie es die russische Verfassung zuläßt.

SPIEGEL: Herr Kinkel, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. ❑



Kanzler-Geburtstag

Er läuft und läuft und läuft

SPIEGEL-Redakteur Hartmut Palmer über den feierlichen Eintritt Helmut Kohls ins Rentenalter

Das macht unserem Kanzler wirklich keiner nach: Er tritt zurück, ohne daß wir es merken. Nur unser Arbeitsminister Norbert Blüm, der genauso lange Minister ist wie Helmut Kohl Kanzler, hat aufgepaßt.

Blüm – von Amts wegen sowieso für Renten und Rentner und damit seit vorigem Montag irgendwie auch für Helmut Kohl zuständig – hat in vertrautester Runde, beim Abendessen im Kanzler-Bungalow, zu dem der Hausherr aus Anlaß seines 65. Geburtstages nur die engsten Freunde und Weggefährten gebeten hatte, das Geheimnis verraten.

Wenn Kohl auf Kundgebungen in der Menge bade, so sein Bewunderer Blüm, gebe es manchmal „versteckte Feiglinge", die ihn gegen das Schienbein träten. „Und nur Kenner wie ich, die sich – dank natürlicher Ausstattung – in den unteren Etagen der Aufmerksamkeit aufhalten, bemerken dann mit diebischer Freude, daß unser Bundeskanzler, während er oben die Hände schüttelt, unten zurücktritt." Einfach genial, oben Hände schütteln, unten treten, so ist ER.

Leider haben der neue Regierungssprecher Peter Hausmann und Kohls Medienberater Andreas Fritzenkötter auf des Kanzlers Geheiß beschließen müssen, daß dessen feierlicher Eintritt ins Rentenalter und alle Reden, die aus diesem Anlaß gehalten werden, Kohls Privatsache sind und damit geheim zu bleiben haben.

So wird Blüms Hymne („Eine Würdigung des Bundeskanzlers Helmut Kohl von unten") frühestens im nächsten Buch des Ministers, aber nie im Bulletin der Bundesregierung zu lesen sein, obwohl sie dort eigentlich hingehört.

Genauso wie die Frage, ob es „ein Leben nach Helmut Kohl" gibt. Klaus Kinkel, der FDP-Vorsitzende und Vizekanzler, hat sie – rhetorisch zwar, aber mit bänglichem Unterton – im Bonner Kabinettssaal gestellt und tapfer verneint: „Unser Jubilar ist erst 65, und – Meniskus hin oder her – er läuft und läuft und läuft . . ."

Oder die „Dokumentation" aus der CDU-Zentrale, die Peter Hintze zum 65. vorlegt: „Helmut Kohl im Meinungsbild" – Lob an Lob auf 30 Schreibmaschinenseiten.

Weit hat der CDU-Generalsekretär den Bogen gespannt: vom verstorbenen ungarischen Premier Antall, Jószef (Kohls „Name wird in der deutschen Geschichte des letzten Jahrhunderts so eingeschrieben werden wie der Otto von Bismarcks") bis zum Kanzler-Fahrer Seeber, Eckard („Er macht die Politik, und ich fahre das Auto"), von Augstein, Rudolf („Glückwunsch, Kanzler!") bis zum verstorbenen Bonner *Zeit*-Korrespondenten Zundel, Rolf („Diesen Kanzler wirft so leicht nichts um").

Und er? Steht wie „ein pfälzischer Menhir" (Kinkel) unter dem blauen Frühlingshimmel seines Geburtstages und läßt sich feiern, wie einst Wilhelm Zwo: Wenn der bei so schönem Wetter ins Manöver zog, hieß der meteorologische Befund bei Hofe „Kaiserwetter".

Jetzt freut sich der Hofmarschall Friedrich Bohl (CDU), daß wir „ein richtiges Kanzlerwetter" haben. Und die Bundeswehr bläst dazu ein Ständchen.

Daß sich Kohl den Glenn-Miller-Evergreen „In the Mood" etwas flotter wünscht, ist für den Dirigenten Eberhard von Freymann kein Problem: Sein Schlagzeuger, Feldwebel Robert Brenner, trommelt bei der Wiederholung am Anfang ein bißchen schneller – aber dann geht's weiter im alten Trott.

Der Jubilar ist hoch zufrieden, genießt den Triumph, wippt mit dem Fuß und merkt nicht, daß er geleimt wird. „Na also, es geht doch", sagt dieser Kanzler-Blick.

„Hauptsache, er hatte seinen Spaß", sagt der Oberstleutnant Freymann.

„Wo kommen Sie im einzelnen her?" will der Kanzler von den Musiker-Soldaten wissen. Als er hört, daß die in diesem Jahr am 3. Oktober im pfälzischen Deidesheim, also bei ihm um die Ecke, aufspielen sollen, zitiert er sofort den



M. DARCHINGER

Jubilar Kohl, Gefolge*: Lob an Lob bei Kanzlerwetter

* Am vergangenen Montag mit Gattin Hannelore (l.) vor dem Kanzleramt.

Bürgermeister Stefan Gillich (CDU) herbei: Der Mann muß Kohl öffentlich in die Hand versprechen, daß für Essen und Trinken gesorgt sein wird, wenn die Jungs von der Bundeswehr kommen.

Kohls präsidialer Freund François Mitterrand hätte zur Geburtstagssoirée im Elysée vermutlich einen weltberühmten Konzertpianisten, der ehemalige Präsident Richard von Weizsäcker vielleicht ein Streichquartett verpflichtet.

Beim Ehepaar Kohl spielt zum Abendessen und später zum Tanz Franz Lambert auf, der „Kaiser der Orgel“ (*Die Welt*). Und der weiß, daß er mit seinen elektronischen Wersi-Instrumenten, die mal eine Streicher-, mal eine Bläsergruppe, mal ein ganzes großes Symphonieorchester imitieren können, den Geschmack des deutschen Volkes trifft und damit auch den des Jubilars.

Lamberts Kompositionen sind berühmter als er selbst. Er ist kein Fernsehstar – aber Kohl kennt ihn. Orgel-Lambert: „Wenn der mich irgendwo sieht, egal wo, kommt der immer zu mir und begrüßt mich.“

Die Gage, darauf hat Hannelore Kohl den Musiker streng hingewiesen, wird dem Privatmann Kohl in Rechnung gestellt, ebenso wie die Kosten für das Büffet, das ein Bonner Party-Service ausgerichtet hat. Normalerweise berechnet der Organist pro Abend für sich und seinen Tontechniker 10 000 Mark. Für Kohl aber wird er „einen guten Freundschaftspreis“ machen.

Was schenkt man einem, der alles hat? Einen Kohl im Goldrahmen überreicht der indonesische Diktator Suharto. Einen Mitterrand des Malers Ernst-Günter Hansing der Regierungssprecher Peter Hausmann. Kinkel schleppt ein Riesengemälde an – Helmut Kohl als Schmied, der nackten Oberkörpers ein Hufeisen behämmert, an dessen einem Ende „Ost“, am anderen Ende „West“ steht.

Dabei wollte der Jubilar keine Geschenke, sondern Spenden für das von Hannelore Kohl geführte Kuratorium ZNS zur Förderung hirnverletzter Unfallopfer. Aber fast jeder, der kommt, bringt etwas mit – zu Kohls, aber auch zum eigenen Ruhme.

Der Industrielle Nicholas Hayek, Erfinder der Swatch-Uhr, schenkt natürlich Swatch-Uhren. Norbert Blüm, der seine Pflegeversicherung für eine ebenso große Leistung hält wie die vor über hundert Jahren eingeführte gesetzliche Kranken-, Unfall- und Rentenversicherung, kredenzt selbstverständlich die Reden des seinerzeit dafür verantwortlichen Fürsten Otto von Bismarck.

Hommage à trois: „Dem Nachfolger des Reichskanzlers“, so lautet die Widmung, „vom sozialpolitischen Nachfolger desselben“. Otto von Blüm grüßt Helmut von Bismarck. ❑

SPD

Sag du, was du willst

Monika Griefahn bleibt im Amt – und Ministerpräsident Schröder ist mäßig begeistert.

Bei Anesis, einem an Hannovers Flohmarkt gelegenen griechischen Restaurant, mokierte sich vorigen Mittwoch der niedersächsische Innenminister Gerhard Glogowski über das gewandelte Image einer Genossin. Die sei ja nun „eine ganz normale Politikerin geworden, die an ihrem Sessel klebt“, höhnte der Sozialdemokrat – passé „die Lichtgestalt“.

Glogowski redete über die Umweltministerin Monika Griefahn, der Familienfilz zur Last gelegt wird und die jetzt doch im Amt bleiben darf. Er, mit seiner „etwas anderen Sozialisation“, erläuterte der Ressortleiter Inneres dem Regierungschef Gerhard Schröder unverblümt, wäre „natürlich zurückgetreten“.

Der verstand den Wink. Obschon ihm sein „zweiter Mann“ zusicherte, die Entscheidung „dennoch mitzutragen“, war Schröder auf Ärger eingerichtet. Sein kurz kommentierter Beschluß, an der mißliebigen Öko-Ministerin festhalten zu wollen, brachte nicht nur die Opposition in Wallung.

Auch in den eigenen Reihen werde es „ein bißchen grummeln“, räumte der gestreßte Kabinettsherr ein – aber welche Alternative hatte er denn? Seine Idee, die zum Teil wilden Mutmaßungen über das umstrittene Gebaren der vormaligen Greenpeace-Aktivistin von dem aushäusigen, aber der SPD angehörenden Juristen Helmut Simon untersuchen zu lassen, band den hannoverschen Landesvater.

Der einstige Bundesverfassungsrichter hatte ihm einen 19 Seiten langen Text in die Hand gedrückt, der die Vorwürfe, die Ministerin habe ihren Ehemann und dessen Institut für die Expo 2000 protegiert, als unberechtigt darstellt. Er habe „strengste Maßstäbe“ angelegt, ergänzte der Gutachter auf einer Pressekonferenz, ob die Verdachtsperson ihrem Mann einen Auftrag zuzuschanzen versuchte, und dann „nichts gefunden“.

Das Ergebnis erleichterte den Ministerpräsidenten – aber behagte ihm auch, daß die Parteifreundin nun wieder am Kabinettstisch Platz nimmt? Daß Schröder die kurzfristig beurlaubte Ressortchefin aufforderte, sie möge das selbst entscheiden („Monika, sag du, was du willst“), läßt Zweifel zu.


M. DARCHINGER

Umweltministerin Griefahn: Parteifreunde in Wallung gebracht

Die Sache Griefahn trieb Schröder um, seit die *Bild*-Zeitung am 7. März mit einem dramatischen Bericht darüber erschien. Kaum ein Tag verging danach in der niedersächsischen Staatskanzlei, an dem der Obersozi nicht die möglichen Folgen der schwelenden Krise analysierte.

Er sei sich unsicher gewesen – „ich habe Rat gebraucht“, gestand der ansonsten so robuste Machtmensch Schröder etwas kleinlaut. Seit er mit der denkbar knappsten Mehrheit (81:80) allein regiert, turnt er ohnedies schon immer am Abgrund.

Um sich Luft zu verschaffen, hat Schröder vor kurzem einen Doppelhaushalt durchgepaukt, den die CDU als verfassungswidrig bekämpft. Zudem erlegte er seinem finanziell ausgepowerten Land einen rigiden Sparkurs auf, der ihn sogar der eigenen Fraktion entfremdet.

Vor allem aber ist dem Kabinettschef das strategische Konzept arg in Unordnung geraten. Anstatt wie ehedem an seinem niedersächsischen Rot-Grün-Modell („Bonner Ablösungsperspektive“) feilen zu können, muß er sich mit ausschließlich sozialdemokratischen Provinzgrößen herumschlagen.


K. STRAUBE

Regierungschef Schröder: „Die Monika eingehend befragt“

Der Frust über soviel Enge entlädt sich in gelegentlichen Krächen, die dann wiederum die geschurigelten Abgeordneten mächtig wurmen. Das nährt den Argwohn, der ohnehin am liebsten grenzüberschreitend arbeitende Premier sehne sich in Wahrheit nach der alten Kombination zurück: hier der Pakt mit der Wirtschaft, dort der Zugriff auf die Ökos.

Schröder, der sich zur Zeit nur an seiner demoskopischen Popularität erfreu-

Schröder hat die rot-grüne Infrastruktur „pfleglich bewahrt“

en kann, dementiert das auch gar nicht. Zwar folgt er noch dem Prinzip, nach dem man einen in Wahlen erworbenen Regierungsauftrag „annehmen muß“, aber wer weiß schon, wie lange sich das halten läßt?

Früher als alle anderen, beharrt das Mitglied einer erodierten SPD-Troika lapidar, sei von ihm „diese Verbindung aus Rot und Grün für die Republik *und* Niedersachsen als die einzig realistische Veränderungsperspektive“ gesehen worden – und dabei bleibt es. Da könne „auch ruhig mal 'ne absolute Mehrheit dazwischenkommen“.

Der Doppelstratege erinnert sich nun gern daran, wie er trotz seines Durchmarsches im Frühjahr '94 „die rot-grüne Infrastruktur pfleglich bewahrt“ hat. In der Staatskanzlei durften alle Mitarbeiter bleiben, die der Öko-Partei angehören – „und das bis hinauf zum stellvertretenden Regierungssprecher“. Man wisse ja nie, was mal passiert.

Daß Regierungschef Schröder, als die Affäre Griefahn ihrem Höhepunkt zustrebte, auch über eine Umorientierung nachgesonnen hat, entspricht seiner Natur.

Die Möglichkeit, über den Sturz seiner Umweltministerin Neuwahlen zu inszenieren, hat er dann aber rasch wieder verworfen. Zumal sich die Grünen ja ihre eigenen Gedanken machen. „Für Schröder den Ausputzer zu spielen“, meldete sich deren Fraktionsvorsitzende Andrea Hoops zu Wort, komme natürlich nicht in Frage.

In Hannover könnte sich nun eine Gemengelage zusammenbrauen, die dem Ministerpräsidenten zusätzlich das Leben vergällt. Die Ankündigung des alerten CDU-Oppositionsführers Christian Wulff ist zwar übertrieben, aus dem „Skandal Griefahn“ sei nun „ein Skandal Schröder“ geworden – aber das ist die politische Folge des Krisenmanagements.

Seiner Art gemäß trat Schröder nach der Präsentation des Simon-Papiers zunächst einmal wuchtig die Flucht nach vorn an. Er habe „die Monika eingehend darüber befragt“, ließ er sickern, ob sie jetzt „auch durchzustehen“ bereit sei, was sie – etwa im Untersuchungsausschuß – erwarte. Er selbst will den breiten Buckel hinhalten.

Wäre ja noch schöner, redete sich der Landesvater in Rage, „daß ich einer jungen Frau nur deshalb die Karriere kaputtmache, weil die *Bild*-Zeitung das so will“. Monika Griefahn, „ein Stück sozialdemokratisches Öko-Gewissen“, werde „nicht abgeschlachtet“. Basta.

Es gibt allerdings Parteifreunde, die ihm schon jetzt unterderhand prophezeien, daß er sich da übernehmen könnte. Schröders List, aus der Not eine Tugend zu machen und sich dafür zu loben, eine „gegen den Strich gebürstete Entscheidung getroffen zu haben“, erschien bereits zwei Tage danach eher im matten Licht.

Genossen begannen vorsorglich zu streuen, er selbst habe der Umweltministerin nach ihrem „Freispruch“ den Rückzug nahegelegt. ❑

Klimakonferenz

Ernst nehmen

Unerwartet haben Umweltschützer Angela Merkel ins Herz geschlossen: Sie kündigt nicht groß an, sondern stapelt lieber tief.

Die Ministerin ringt mit dem Wort. Über hundert Umweltschützer aus aller Welt haben sich im Berliner Kongreßzentrum versammelt – ihnen soll Angela Merkel jetzt über ihre Verhandlungen auf der Internationalen Klimakonferenz berichten.

Über „Unanimity“ – Einstimmigkeit – möchte Merkel eigentlich reden. Nur kriegt sie die sperrige Vokabel auch beim dritten Anlauf noch nicht so recht über die Lippen.

Also rufen ihr immer mehr Zuhörer das schwierige Wort zu, bis die Ministerin schließlich mit einem „You know what I mean“ kapituliert. Spontan klatschen einige aus dem Publikum Beifall, dann ist es wieder still.

So nett sind die Umweltgruppen längst nicht zu allen Politikern im Berliner Konferenzgetümmel.

Der amerikanische Delegationsleiter Rafe Pomerance etwa wird durch Zwischenrufe, Gelächter und Pfeifen ständig unterbrochen. Wenig später stürmen die Umweltgruppen sogar einen Verhandlungsraum, um ihre Ungeduld zu demonstrieren.

Für die deutsche Ministerin gelten erstaunlicherweise andere Regeln, sie bleibt von Krawall verschont. Ausgerechnet Kohls unscheinbare Ost-Frau im Kabinett, die beim nationalen Klimaschutz nicht viel vorweisen kann und als Konferenzpräsidentin Tag für Tag mickrige Verhandlungsergebnisse schönreden muß, kommt in Berlin gut an. Davon ist sie selber überrascht.

Ihr Erfolgsrezept ist das Gegenteil der klassischen Strategie ihres Vorgängers Klaus Töpfer: Anstatt durch große Ankündigungen große Erwartungen zu wecken, stapelt sie tief. Kohls neue Umweltchefin präsentiert sich bewußt als Lernende, und niemand stört sich daran.

Mal erzählt sie Journalisten unbekümmert davon, was sie gerade Neues über internationale Klimapolitik erfahren hat. Mal gesteht sie dem amerikanischen Delegationsleiter Pomerance bei Bier und Häppchen mit mädchenhaftem Augenaufschlag, wie sehr sie früher in Ostdeutschland die USA bewundert habe.

Mal plaudert sie vor Wirtschaftsmanagern über Heizgewohnheiten zu Honeckers Zeiten, mal erzählt sie bei einer Ansprache im Ost-Berliner Museum für Naturkunde aus ihrer DDR-Vergangenheit: „Hier war ich oft als Kind.“

Bei einer Diskussion mit Umweltgruppen stehen ihr zunächst einige hochrangige Delegierte bei. Als die aufstehen und gehen, weil sie weiterverhandeln müssen, bleibt Merkel alleine sitzen und kommentiert den Vorgang so: Da könnten nun alle sehen, wer hier auf der Konferenz die wirklich wichtige


REUTERS

Konferenz-Präsidentin Merkel*
„Da bin ich anders“

* Vor einem Solar-Rasenmäher.

Verbesserte Rezeptur
mit vitalisierenden Aufbaustoffen.

AUFBAU UND ENTSPANNUNG FÜR TROCKENE HAUT.



Ihre Haut wird sofort entspannt...
Bei Mangel an Lipiden spannt die Haut und verliert ihre Geschmeidigkeit. NUTRITIVE führt der Haut die Menge an Aufbaustoffen zu, die sie benötigt.
NUTRITIVE 1: ausgleichende Aufbaupflege für trockene Haut.
NUTRITIVE 2: verstärkte Aufbaupflege für sehr trockene Haut.
Die Haut wird regeneriert und beruhigt. Sie wirkt anhaltend entspannt und geschmeidig.

Für trockene Haut

Für sehr trockene, empfindliche Haut

Lassen Sie sich von Ihrem Apotheker beraten.

Nachweisbare Wirksamkeit*
91% der Frauen empfanden, daß sich ihre Haut mit der NUTRITIVE-Pflege sofort angenehmer anfühlte und nach 8 Tagen der Anwendung widerstandsfähiger gegen Austrocknung war.

*Test durchgeführt bei 2 Gruppen von 60 Frauen mit Nutritive 1 und 2.

NUTRITIVES 40 ml je DM 26,25.
Unverbindlich empfohlener Preis.

...und dauerhaft aufgebaut.
Um die Zellfunktionen anzuregen, baut NUTRITIVE die Haut mit vitalisierenden Pflegestoffen auf: Magnesium, wertvolle Reiskleie-Öle sowie pflanzliche Proteine. Farbstofffrei, nicht comedogen, dermatologisch getestet - sehr gut hautverträglich.

NUTRITIVES

DIE AUFBAUCREMES FÜR TROCKENE HAUT

VICHY

L A B O R A T O I R E S

Arbeit mache und wer nicht. Auch derlei milde Selbstironie kommt an.

Daß Merkel auf dem Berliner Gipfel ein großer Wurf gelingen würde, hat kaum jemand erwartet – im Gegenteil. Schon bei ihrem Amtsantritt fürchteten die Umweltverbände, der Aufstieg der mit Öko-Themen bislang wenig vertrauten Ost-Politikerin bedeute einen Abstieg für die Umweltpolitik. Merkel hatte noch nicht einmal ihren Schreibtisch ein-

neuen Schwung in die zähen Verhandlungen brachte – und Bonn am Ende ein Klimasekretariat beschert.

Kohl hat zwar das Bekenntnis der Bundesregierung zur CO_2-Minderung nicht nur erneuert, sondern die selbstgesteckten Vorgaben für Deutschland noch verschärft.

Aber was nützt die edle Absicht, wenn das alte und das neue Ziel den meisten Fachleuten gleichermaßen un-



Umweltschützer Kohl in Berlin: Neuer Schwung in zähe Verhandlungen

geräumt, da tönte die Bonner Opposition, die neue Ministerin sei eine Fehlbesetzung.

Als sie dann auch noch Clemens Stroetmann, den erfahrenen Staatssekretär im Umweltministerium, feuerte, fürchteten selbst Parteifreunde um das Gelingen der Berliner Riesenkonferenz. Kaum jemand bezweifelte, daß Merkel, die in der Schule Russisch statt Englisch

Die Bonner Klimapolitik hat keinen guten Ruf mehr

gelernt hatte, im Schatten von Klaus Töpfer stehen werde.

Der hatte 1992 beim Umwelt- und Entwicklungsgipfel in Rio de Janeiro als geschickter Verhandler geglänzt. Dort waren die Deutschen Schrittmacher, die Klimadiplomatie war Töpfers Terrain. Der deutsche Umweltminister galt als Star von Rio.

Doch nun hat er ein neues Ministerium und die Bonner Klimapolitik schon längst keinen so guten Ruf mehr. Da hilft es wenig, daß Bundeskanzler Helmut Kohl in Berlin eine Rede hielt, die

erreichbar scheinen? Um wirklich Einfluß zu gewinnen in Berlin, hätte die Bundesregierung vorführen müssen, daß sie es im eigenen Land mit dem Klimaschutz ernst meint.

Täglich bekam Angela Merkel zu hören, die Deutschen sollten erst mal ihre eigenen Ziele ernst nehmen, bevor sie anderen Ländern Verpflichtungen auferlegten. „Es gibt da ein Glaubwürdigkeitsproblem", gestand Merkel leicht zerknirscht – auch für sie.

Ausgerechnet die Gastgeberin und Konferenzpräsidentin verbrachte in der ersten Verhandlungswoche fast ebensoviel Zeit in Bonn wie in Berlin. Anstatt in Berlin für Klimaschutz zu werben, stimmte sie bei den Haushaltsberatungen ab.

Das Problem hätte sich leicht vermeiden lassen. Die Sozialdemokraten hatten ein sogenanntes Pairing vorgeschlagen – je ein Vertreter von Regierung und Opposition sollte den Abstimmungen fernbleiben. Der Vorschlag scheiterte an der Union.

Daß der Kanzler so klar Stellung bezog in seiner Berliner Rede, schreiben Merkels Beamte deren gutem Draht zu den Entscheidern der Partei zu. „Die weiß genau, wen sie zu welchem Zeit-

punkt in welchem Tonfall anrufen muß“, stellt Staatssekretär Erhard Jauck bewundernd fest. Zu Bonner Strippenziehern wie Kanzleramtschef Friedrich Bohl werde seine Ministerin, so Jauck bewundernd, „immer ganz schnell durchgestellt“.

Sie weiß inzwischen auch, wie man austeilt – etwa an den liberalen Kabinettskollegen Günter Rexrodt.

Die FDP hatte Merkel vor kurzem den Einstieg in eine ökologische Steuerreform vermasselt, zudem kam sie bei den ersten Runden der vom Wirtschaftsminister moderierten Energiekonsens-Gespräche kaum zu Wort.

Dem Grundsätzlichen ihres Faches fühlt sie sich gewachsen

Prompt blieb Rexrodt außen vor, als Merkel vor der Berliner Konferenz mit der Automobilindustrie verhandelte; anschließend trat sie mit den Spitzenmanagern allein vor die Presse. Ursprünglich war Gemeinsamkeit mit Rexrodt vorgesehen gewesen.

Fleißig, mittlerweile Bonn-erfahren, aber phantasielos – dieses Image haftet Angela Merkel fast schon zu Unrecht an. Dem Grundsätzlichen ihres Faches – wie kann eine Demokratie die ökologischen Herausforderungen bewältigen? – fühlt sie sich durchaus gewachsen. Und wegen der Frage, wie Konflikte zwischen sozialen Besitzständen und ökologischem Fortschritt gelöst werden können, hat sie in der CDU immerhin eine Diskussion in Gang gebracht. Kleine Erfolge.

Nur – darüber redet die publicityresistente Ministerin selten; das hält sie nicht für ihren Job. Wäre Heiner Geißler oder Kurt Biedenkopf Umweltminister – da würde längst, und zwar andauernd, über schwarz-grüne Umweltprojekte oder übers grüne Leitbild der Wertkonservativen philosophiert.

„Da bin ich anders“, sagt Angela Merkel leicht traurig, aber entschlossen.

„Warum reden Sie nicht häufiger über Visionen?“ Das wollten etliche Berliner Umweltgruppen in Halle drei von Angela Merkel wissen. Im Saal war es für einen Augenblick ganz still.

Angela Merkel nahm sich Zeit für die Antwort, wirkte so, als denke sie laut nach: „Ich weiß manchmal nicht, ob Visionen das sind, was Politiker machen sollten. Politiker sollten nichts versprechen, was sie nicht halten können.“

Sogar für diese schlichte Maxime gab es in Berlin Applaus. ❑



M. DARCHINGER

Díez Hochleitner, SPIEGEL-Redakteure*: „Wir brauchen eine globale Strategie“

SPIEGEL-Gespräch

„Es gibt ein Erdbeben“

Der Präsident des Club of Rome, Ricardo Díez Hochleitner, über den Frust der ökologischen Weltaufklärer und die Berliner Klimakonferenz

SPIEGEL: Professor Díez Hochleitner, der Klimakollaps hat schon begonnen. Die Menschheit leidet unter Rekordstürmen, Rekorddürren und Überschwemmungen. Es geschieht, wovor der Club of Rome seit Jahrzehnten warnt: Die Grenzen des Wachstums werden überschritten.

Díez Hochleitner: Ja, die Entwicklung geht mit uns durch. 1972 hat der Club Szenarien für den schlimmstmöglichen Fall vorgestellt. Sie waren sogar in unserem eigenen Kreis äußerst umstritten. Doch inzwischen sind 85 Prozent der negativen Prognosen tatsächlich eingetreten.

SPIEGEL: Sie haben vergebens gewarnt?

Díez Hochleitner: Wir sind zutiefst frustriert, daß sowenig gehandelt wurde, um dem ökologischen Niedergang entgegenzutreten. Wenigstens ist, mit Unterstützung der Massenmedien, ein weltweiter Lernprozeß im Gange.

SPIEGEL: Wo bleibt der Aufschrei des Club of Rome, den alle Welt hört?

Díez Hochleitner: Vielen sind wir ja jetzt schon zu marktschreierisch. Zu viele Mächtige sorgen sich um ihre Geschäfte und ihren Einfluß, zu viele Wissenschaftler um ihr beschauliches, friedliches Leben. Außerdem werden wir ernster genommen, wenn wir uns manchmal sogar mit Demut äußern und nicht ständig auf den Tisch hauen.

* Hans-Peter Martin und Harald Schumann.

Ricardo Díez Hochleitner

ist seit 1991 Präsident des Club of Rome. Der bescheiden auftretende Verleger, 66, ein Spanier mit deutscher Mutter, sammelte jahrzehntelang Erfahrung als Bildungsreformer und führender Mitarbeiter internationaler Organisationen. Er versteht sich als Mahner der Mächtigen und zählt zu den Mitbegründern des Club of Rome, dem 100 Topmanager und Wissenschaftler aus aller Welt als Mitglieder angehören. Der Eliteclub gilt als „Gewissen der Menschheit“, so Ex-Bundespräsident Richard von Weizsäcker. Anfang der siebziger Jahre sorgte die Vereinigung erstmals für globales Aufsehen, als sie die Studie „Die Grenzen des Wachstums“ präsentierte. 1991 erschien ein Bericht, den der Club of Rome verfaßt hatte, in deutscher Übersetzung als SPIEGEL-Spezial („Die globale Revolution“).

Für Paul und




A. BRADSHAW / SABA / REA

Autoverkehr in Peking: „Wir können China keine Befehle erteilen"

SPIEGEL: Grund genug gäbe es doch. Nach dem Umweltgipfel von Rio 1992 forderten Sie für das nächste Mal „weniger Show und mehr Inhalte". Die Berliner Klimakonferenz bot zwar weniger Show, aber auch kaum Inhalte.

Díez Hochleitner: In Rio hörten wir Lippenbekenntnisse, denen zu wenige Taten folgten. Berlin hat uns auch kaum weitergebracht.

SPIEGEL: Bundeskanzler Helmut Kohl fordert jetzt für 1997, was schon in Berlin hätte beschlossen werden sollen: ein völkerrechtlich verbindliches Protokoll, das alle Treibhausgase erfaßt und Verminderungsziele festlegt.

Díez Hochleitner: Mir imponiert weniger, daß Bundeskanzler Kohl an der Reduktion von Kohlendioxid festhält. Doch er hat als erster Regierungschef eindrucksvoll den bevorstehenden Temperaturanstieg mit konkreten Zahlen beschrieben. Das ist ein Wendepunkt.

SPIEGEL: Schon beim Rio-Gipfel versprach Kohl, „die Bewahrung der Schöpfung fortan in den Mittelpunkt der internationalen Politik" zu stellen. Ist dies nicht wieder nur Schönrednerei?

Díez Hochleitner: Es ist ein Schritt voran, wenn Politiker die Szenarien zum Klimawandel ernst nehmen und über die Verminderung der Treibhausgase im Weltmaßstab verhandelt wird. Wir müssen bei den Beteiligten die Unschuldsvermutung gelten lassen, bis das Gegenteil bewiesen ist.

SPIEGEL: Stehen die Wohlstandsländer nicht zu Recht unter Anklage?

Díez Hochleitner: Richtig, aber wir sind alle schuldig. Keiner von uns, der in den reichen Industrieländern um die Probleme weiß, leistet einen ausreichenden Beitrag. Ich erkläre mich selbst für mitschuldig . . .

SPIEGEL: . . . weil Sie sieben Kinder und einen Swimming-pool haben und ständig um die Welt jetten?

Díez Hochleitner: Niemand von uns verändert seinen Lebensstil genügend. Die Regierungen agieren kurzsichtig, weil sie um ihre Wiederwahl fürchten, zu viele Industrielenker lenken nicht und kümmern sich nur um die Dividende.

SPIEGEL: Ist die Menschheit nicht lernfähig?

Díez Hochleitner: Doch, der Mensch muß sich allerdings zuerst direkt bedroht oder geschädigt fühlen, ehe er Veränderungen zuläßt. Millionen junger Menschen empfinden schon so. Sie erleben, wie sehr ihre Zukunft gefährdet ist. In Spanien etwa sehen sie, daß ein Drittel des Landes austrocknet und sich wahrscheinlich in Wüsten verwandelt. Stürme und Überschwemmungen werden sogar in Mitteleuropa zum Alltag. Gymnasiasten wissen heute soviel darüber wie vor kurzem nur anerkannte Fachleute. Meine Enkel haben schon ein verblüffendes Gespür. Aber viele ältere Menschen, die in einem Netz von Interessen gefangen sind, widersetzen sich dem Wandel.

SPIEGEL: Wollen Sie die Verantwortung auf die Jugend abschieben, nachdem die Älteren die Welt an den Abgrund gewirtschaftet haben?

Díez Hochleitner: Das wäre zynisch. Meine Freunde vom Club of Rome und ich sind nicht zynisch. Ich hätte mir wahrlich ein schöneres Leben machen können. Nachdem ich viel Lebenszeit und Geld für mein Engagement aufgewendet habe, kann ich jetzt aber guten Gewissens die Jungen zum Handeln auffordern. Außerdem haben inzwischen unzählige Industrielle und Regierungsmitglieder begriffen, was auf dem Spiel steht. Vor 20 Jahren waren wir noch die Rufer in der Wüste, jetzt widerspricht kaum jemand.

„Mit diesen Leuten muß man aggressiv reden"

SPIEGEL: Warum reagieren die Einsichtigen dann nicht?

Díez Hochleitner: Die meisten haben Angst, ihren Job zu verlieren, weil sie noch in der Minderheit sind. Wir erleben das bei unseren Treffen mit Regierungschefs und Topmanagern hinter verschlossenen Türen.

SPIEGEL: Was geschieht denn da?

Díez Hochleitner: Zunächst schildern wir ihnen jeweils sehr aggressiv die dramatische Lage. Mit diesen Leuten muß man so reden. Danach geschieht immer das gleiche: In den ersten Stunden, meist vor dem Essen, halten diese einflußreichen Entscheidungsträger ihre Sonntagsreden. Wie Automaten spulen sie ihre schnellen Antworten ab und verteidigen irgendeine Ideologie, der sie sich verpflichtet fühlen.

SPIEGEL: Wenig überraschend.

Díez Hochleitner: Später, wenn wir ihnen klarmachen, wie ernst alles ist, und ihnen nochmals versichern, daß keine Kamera und kein Mikrofon eingeschaltet ist, bricht es aus ihnen heraus: Sie beginnen fast zu weinen und bekennen, wie unsi-

cher sie sind, was zu tun wäre. Dann endlich hören sie zu, und wir können ihnen konkrete Vorschläge machen.

SPIEGEL: Warum reisen dieselben Politiker und Manager dann zu Uno-Konferenzen und wehren alle Lösungsvorschläge ab?

Díez Hochleitner: Weil sie Geld kosten und Wähler oder Gefolgsleute verärgern könnten. Wir Bürger wollen doch von den Politikern stets einfache Lösungen, die nicht weh tun. Aber nur an der Oberfläche der Tagespolitik sieht es so aus, als ändere sich nichts.

SPIEGEL: Sie glauben an einen Durchbruch?

Díez Hochleitner: Es gibt keine andere Wahl. Ein Erdbeben steht bevor. Ich habe schon mehrere erlebt, in Peru und in Mexiko. Bevor es beginnt, spürt man, daß etwas passieren wird, weiß aber nicht genau, was es sein wird. Hören Sie sich doch um, wie viele Menschen dieses Gefühl teilen. Noch wissen wir nicht, ob die Erschütterungen konstruktiv oder vor allem destruktiv sein werden.

SPIEGEL: Sollen wir nur abwarten?

Díez Hochleitner: Die bevorstehenden Umwälzungen werden um so gewaltiger, je länger Wirtschaft und Politik zögern. Allein seit dem Rio-Gipfel hat sich der Preis vervielfacht, den wir für die Bewältigung der ökologischen und sozialen Katastrophen bezahlen müssen.

SPIEGEL: Liegt das nicht auch an falschen politischen Vorstellungen vom Einfluß nationaler Regierungen? Ist die Welt überhaupt noch regierbar?

Díez Hochleitner: Jedenfalls nicht wie bisher. Mit dem Klein-Klein-Ansatz nationaler Politik lassen sich die großen Menschheitsfragen nicht mehr angehen. Wir brauchen eine globale Strategie. Zumindest die großen Industrienationen müssen einen Teil ihrer Souveränität abtreten, damit sie gemeinsam handeln können. Die Europäische Union hat gezeigt, daß dies möglich ist.

SPIEGEL: In der EU wurde drei Jahre lang über eine Energiesteuer für den Klimaschutz verhandelt – vergebens, weil Großbritannien, Griechenland und auch Ihr Heimatland Spanien die Abgabe nicht wollten.

Díez Hochleitner: Dennoch ist die EU noch immer das beste Modell, das wir haben. Vor nicht allzu langer Zeit bekriegten wir uns, jetzt machen wir gemeinsame Gesetze. So einen politischen Mechanismus müssen wir auch zur Bewältigung globaler Krisen aufbauen.

SPIEGEL: Wünschen Sie sich etwa eine Weltregierung?

Díez Hochleitner: Keine Regierung, aber eine Verwaltung, eine Institution. Vergleichbar der Brüsseler Kommission, könnte sie die Interessen aller Staaten gemeinsam wahrnehmen.

SPIEGEL: Bislang führte die Internationalisierung von Entscheidungen zu weniger demokratischer Kontrolle und wachsendem Einfluß der Lobbys.

Díez Hochleitner: Was ist die Alternative? Die Staatsräson im klassischen Sinne ist am Ende. Die „raison d'état" von heute ist die „raison d'humanité", weil wir weltweit voneinander abhängig sind. Die Demokratien stecken in einer tiefen Krise, gerade weil die gewählten nationalen Regierungen allein keine Antworten mehr anbieten können.

SPIEGEL: Die Vereinten Nationen bringen aber auch kaum etwas voran.

Díez Hochleitner: Da ändert sich gerade vieles zum Besseren. Möglicherweise genügt aber auch ein offener Verband von Demokratien, die sich in Kernfragen einer von allen getragenen Institution unterwerfen.

SPIEGEL: Die Weltpolitik läuft in die entgegengesetzte Richtung. Gerade reiche Länder setzen auf Ethnozentrismus und nationale Abwehr.

Díez Hochleitner: Der wachsende Einwanderungsdruck macht vielen angst. Er setzt aber auch Politik und Wirtschaft unter Druck, sich um die armen Länder zu kümmern. Erstmals kommt jetzt die Zusammenarbeit Spaniens und der EU mit Nordafrika in Schwung. Europa wird massiv in den Maghreb-Staaten investieren.

SPIEGEL: Der Generalsekretär Ihres Clubs, Bertrand Schneider, meint, schon bald werde auf die Flüchtlinge geschossen, die versuchen, übers Mittelmeer nach Europa zu gelangen.

Díez Hochleitner: Er warnte nur davor, daß dies die logische Folge sei, wenn nichts gegen die Verelendung geschieht.

SPIEGEL: Die reichen Länder investieren aber viel weniger in die Entwicklungshilfe als noch vor einigen Jahren. Mit welchen Umweltentwicklungen rechnet Ihr Club in den nächsten zehn Jahren?

Díez Hochleitner: Unwetter, Dürren und Zerstörung werden sicherlich noch weiter zunehmen. Dennoch mehren sich auch die positiven Signale, etwa die enormen Einsparmöglichkeiten im Energiebereich oder beim Autoverkehr.

SPIEGEL: Der Rückgang beim Spritverbrauch wird durch die Verkehrszunahme wieder wettgemacht. Allein das boomende China kann das Weltklima bald stärker beeinflussen als die Entwicklung in jedem anderen Land.

Díez Hochleitner: Unsere Botschaft betrifft auch China. Wenn wir dorthin fahren, können wir aber keine Befehle austeilen. Wir schreiben auch keine Reports über einzelne Länder. Das wäre unfair. Wir warnen vor globalen Entwicklungen, suchen Ideen und Initiativen. Wir unterstützen, was immer ein Beitrag zur Entschärfung der Weltkrise sein könnte.


ELLERBROCK / SCHAFFT / BILDERBERG

Verdorrtes Ackerland in Südspanien: „Ein Drittel in Wüste verwandelt"

SPIEGEL: Das leisten andere Einrichtungen auch, die besser ausgestattet sind, vom World Watch Institute in Washington bis zur Uno-Entwicklungsorganisation UNDP. Überlegen Sie, den Club of Rome aufzulösen?

Díez Hochleitner: Ich glaube nicht, daß diese Institutionen in dem gleichen Geist, mit der gleichen Reichweite und Unabhängigkeit arbeiten wie wir. Sollen wir aufhören, nur weil es nicht schnell genug vorangeht?

SPIEGEL: Sie könnten ein spektakuläres Zeichen setzen.

Díez Hochleitner: Wir fragen uns bei jeder Sitzung, ob wir weitermachen sollen. Zu einer Auflösung, das muß ich zugeben, fehlt uns bislang der Mut.

SPIEGEL: Professor Díez Hochleitner, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. ❑

Sozialstaat

Auf Stütze

Minister Seehofer stößt mit seiner Reform der Sozialhilfe auf wenig Widerstand.



Antragsteller im Sozialamt*: Vom Kinobesuch bis zur Zahnpasta

Das ZDF wollte genau wissen, was die Deutschen von jenen Mitmenschen halten, die von der Sozialhilfe leben. „Maloche statt Abzocke?“ fragte das Wirtschaftsmagazin „Wiso“ vorigen Donnerstag seine Zuschauer vor der Sendung per Telefon.

Seither darf sich Horst Seehofer, vom Kabinett mit der Reform der Sozialhilfe beauftragt, bestätigt fühlen: Die Mehrheit der Deutschen findet, daß jeder redlich sein Geld mit Arbeit verdienen sollte. 63 Prozent stimmten für die Kürzung der Sozialhilfe. Wer auf Stütze lebt, gilt als Drückeberger und Absahner, der sich auf Kosten der Fleißigen einen faulen Lenz macht.

Die Zahlen scheinen die Vorurteile zu beweisen: In nur zehn Jahren haben sich die staatlichen Ausgaben für die Sozialhilfe nahezu verdreifacht.

1994 gaben die Gemeinden mehr als 50 Milliarden Mark aus, um mehr als zwei Millionen Menschen vor Armut zu bewahren. Werde die Kostenexplosion nicht gestoppt, so Ludwig Fuchs vom Deutschen Städte- und Gemeindebund, dann gehe bald fast der ganze Haushalt der Kommunen für Sozialhilfe drauf.

Seehofer versucht eine Gratwanderung – die Kosten für die Sozialhilfe einzudämmen, ohne den verfassungsrechtlich garantierten Anspruch der Mittellosen auf das Existenzminimum zu verletzen. Wie hoch das genau ist, darüber wird gestritten, seit die Fürsorge 1961 mit dem Bundessozialhilfegesetz in einen Rechtsanspruch umgewandelt wurde.

Alle Modelle, das Existenzminimum festzulegen, haben sich als angreifbar erwiesen. Die Politiker konnten und können sich nicht davor drücken, den Betrag politisch festzulegen, denn es gibt keine objektiven Maßstäbe.

Sicher ist nur: Der Grundgesetzanspruch umfaßt mehr als Essen, Kleidung und Wohnung auf niedrigstem Niveau. Sicher ist auch: Armut ist ein relativer Begriff. In einer reichen Gesellschaft fällt sie anders aus als in einem Entwicklungsland.

Seehofer will den Bedarf eines Sozialhilfeempfängers in einer Untersuchung bis 1999 ermitteln: was der Mensch zum Leben braucht, vom Kinobesuch bis zur Zahnpasta. Die Sozialhilfe soll steigen wie der Nettolohn. Sie darf höchstens 85 Prozent des niedrigsten Lohnes, den ein Arbeitsplatzbesitzer erhält, ausmachen.

Die rund 500 000 arbeitsfähigen Sozialhilfeempfänger können fortan zum Arbeiten animiert werden – wer einen zumutbaren Job ablehnt, dem wird die Sozialhilfe um 25 Prozent gekürzt. Ein Unternehmen, das einen Stützeempfänger einstellt, erhält befristet einen Lohnzuschuß und eine Einarbeitungsprämie.

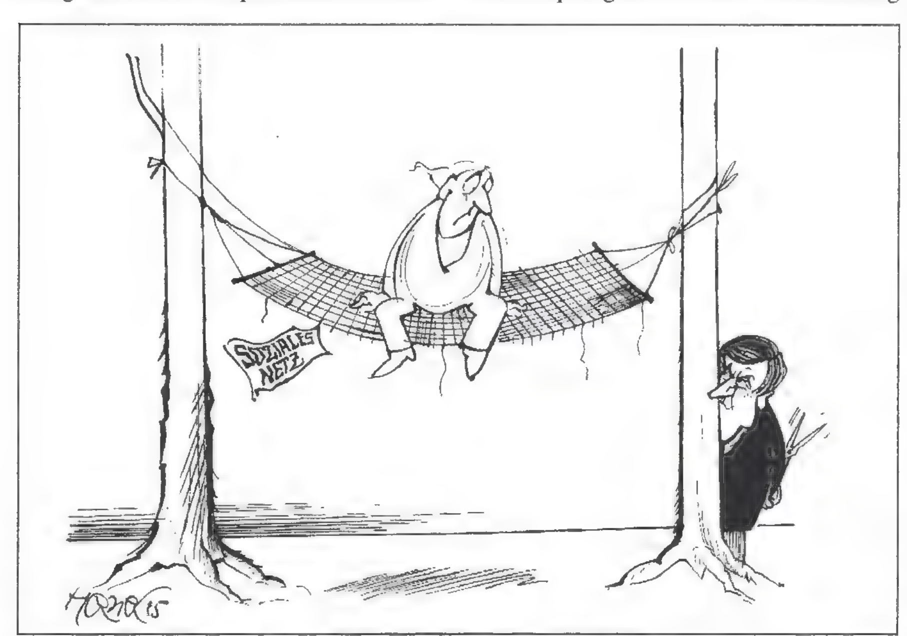
Das sind moderate Reformideen – und vieles davon steht längst im Gesetz. Was gängige Praxis ist, will Seehofer nun konkret gefaßt wissen. Das Echo auf sein Vorhaben fiel entsprechend gemischt aus.

Wohlfahrtsverbände und Sozialpolitiker aller Couleur heulten routiniert wie eh und je auf. Das sei eine „vollständige Kapitulation der Sozialpolitik“, jammerte für die ÖTV deren Vorstandsmitglied Ulla Derwein. „Seehofer bekämpft Arme statt Armut“, klagte Rolf Lodde, Sprecher der Nationalen Armutskonferenz. Der DGB warnte vor einem „Großkonflikt“.

Seehofer war denn auch über die Aufschreie seiner Kritiker wenig erregt: „Die haben doch genau diese Reform gewollt.“

Tatsächlich hatten sich Vertreter von Opposition und Verbänden gemeinsam mit Kohls Gesundheitsminister die Reform ausgedacht. Damals behielten sie die Einwände für sich.

Lautstark empörte sich etwa Anke Fuchs, eine von Seehofers SPD-Vorgängerinnen, über das Lohnabstandsgebot von 15 Prozent. Sie übersieht offenbar,



„Mein Gott, Seehofer, das hat nichts Gutes zu bedeuten!“ Kölner Stadt-Anzeiger

* In Wilhelmshaven.

daß die Sozialdemokraten selbst im föderalen Konsolidierungssparprogramm der Länder für einen festen Abstand zwischen Lohn und Stütze plädiert hatten.

Auch die Aufregung darüber, daß die Sozialhilfe, ähnlich der Rente, nach der allgemeinen Nettolohnentwicklung steigt, ist unverständlich. Mit Zustimmung der SPD wird schon jetzt der Anstieg der Sozialhilfe bis 1996 auf zwei Prozent jährlich begrenzt.

Ernst muß der Reformminister die sarkastische Ablehnung mancher Prak-

Wo sind die vielen Arbeitsplätze für die Sozialhilfeklientel?

tiker nehmen. Wie er denn beweisen solle, daß ein Sozialhilfeempfänger nicht arbeiten wolle, fragt sich Willi Schiefer, der Leiter des Sozialamtes Kölner Innenstadt. Wo Seehofer die „Riesenreserven an Arbeitsplätzen" für die Sozialhilfeklientel plötzlich hernehme, will Uwe Lübking vom Städte- und Gemeindebund wissen.

Tatsächlich sind im Westen 33,6 Prozent, im Osten gar 65 Prozent der Sozialhilfeempfänger Langzeitarbeitslose. Der rege Reformer Seehofer verweist verschämt auf ein Wiedereingliederungsprogramm seines Freundes und Arbeitsministers Norbert Blüm.

Das isolierte Bosseln an der Sozialhilfe birgt ohnehin Tücken. Einen überproportional hohen Anteil an Sozialhilfeempfängern stellen alleinerziehende Mütter. Kaum zu glauben, daß die Drohung mit der Kürzung viele von ihnen zur Arbeit zwingen kann, solange Kindergartenplätze und Teilzeitjobs fehlen.

Einen Teilrückzug trat der CSU-Minister schon freiwillig an. Die Absicht, auch die Leistungen für Asylbewerber und Bürgerkriegsflüchtlinge zu kürzen, ist erst einmal vertagt – die FDP, die ihr Herz für Bürgerrechte gerade wiederentdeckt, legt sich quer.

Für Seehofers vorsichtige Reform können sich dagegen Stadt- und Gemeindekämmerer rundum erwärmen. Denn die kommunalen Haushalte müssen künftig nicht mehr einspringen, wenn etwa Krankenkassen oder Rententräger bei Anträgen schluren. Ein Riesensparbatzen: Für 400 000 Menschen leistete die Sozialhilfe im Jahr 1993 Vorkasse, weil die auf ihr Geld von anderen Trägern warteten.

Seehofer werbe so „geschickt populistisch" für seine Reform, seufzte denn auch Andrea Fischer, Sozialpolitische Sprecherin von Bündnis 90/Die Grünen: „Da fällt es schwer, dagegen zu sein." ❑

PANIK MADE IN PULLACH

Mit einer spektakulären Operation schockten die deutschen Sicherheitsbehörden im letzten August die Welt: Sie verhafteten in München drei Gauner, die russisches Plutonium verkaufen wollten – den Stoff, aus dem die Atombombe ist. Doch die Aktion „Hades" war in Wahrheit ein großangelegter Schwindel, Moskau unter Druck zu setzen – inszeniert vom Bundesnachrichtendienst in Pullach.

Lufthansa-Flug 3369 aus Moskau wird von Staats wegen erwartet. Polizisten in Uniform, bayerische Kriminalbeamte und Geheime vom Bundesnachrichtendienst (BND) beobachten auf dem Münchner Flughafen die Landung der Maschine.

Neben der Ausstiegsluke der Boeing 737, die im Modul B, Finger 109, des Franz-Josef-Strauß-Airports andockt, halten sich zwei Kriminalbeamte versteckt und mustern die Passagiere. In Gepäckhalle C bereiten sich Kollegen auf den Zugriff vor.

Zielstrebig picken die Beamten einen kleinen dunkelhaarigen Fluggast und seinen schwarzen Delsey-Hartschalenkoffer heraus. Ein zweiter Mann, der den Kolumbianer Justiniano Torres Benítez, 38, abgeholt hat, wird gleich mit verhaftet.

Der Kofferinhalt, beschlagnahmt am 10. August 1994, wurde weltberühmt. Nach drei Tagen war die Nachrichtensperre von Journalisten geknackt worden, die Staatsanwälte und Kriminalpolizei über den Fall verhängt hatten. „Plutonium zum Verkauf" titelte die *New York Times*. *Bild am Sonntag* rechnete aus, daß das „geschmuggelte Plutonium reicht, um das Trinkwasser in ganz Deutschland zu vergiften". Die *Neue Zürcher Zeitung* schrieb von einem „apokalyptischen Alptraum". Das Menetekel Nuklear-Terrorismus war Thema auf Symposien und Kongressen rund um den Globus. Dem SPIEGEL (34/1994) waren die neuen Waffen der Erpresser eine Titelgeschichte wert.

Torres und sein Kumpan, der 49jährige Spanier Julio Oroz Eguia, hatten an Urängste gerührt. Plutonium, der giftigste aller Stoffe, die menschlicher Erfindungsgeist je geschaffen hat, war auf einmal in der Alltagswelt – nicht länger abgeschottet hinter hohen Zäunen irgendwo in Laboratorien oder Reaktoren. Die spanisch sprechenden Gauner hatten den Bomben-Stoff aus dem zerfallenen Sowjetreich herbeigeschafft und wollten

* Am 15. August 1994; links: Metallkoffer der Fahnder mit Strahlenmeßgerät.



DPA

Sichergestellter Plutonium-Koffer von München*, Presse-Echo: Alarmstufe rot von Washington bis Tokio

nun im Westen das große Geld verdienen.

Genau dieses Szenario ängstigte die Menschen besonders in Deutschland, seitdem zuvor im Mai in einer badischen Garage Plutonium in einer allerdings winzigen Menge gefunden worden war.

Jetzt hatte ein Gangster-Trio – der dritte Mann war in einem Münchner Hotel verhaftet worden – versucht, 363,4 Gramm waffenfähiges Plutonium und 201 Gramm des Metalls Lithium 6 zu verschachern – ein wichtiges Element für die verheerendste aller Waffen, die Wasserstoffbombe.



Niemals zuvor hatte es einen solch gefährlichen Nuklear-Schmuggel gegeben. Die Verhaftung in München löste weltweit Alarmstufe rot aus. Regierungen von Washington bis Tokio ließen sich über die Entwicklung des Falles regelmäßig berichten. Fälle wie diese signalisierten, was „die größte langfristige Bedrohung für die Sicherheit der Vereinigten Staaten“ sei, stellte der FBI-Direktor Louis Freeh fest.


F. HELLER / ARGUM

BND-Zentrale in Pullach: Showdown vor der Haustür

Unter lebhaftem Beifall des Publikums schrieb der deutsche Bundeskanzler Helmut Kohl an seinen russischen Freund Boris Jelzin einen Brief, doch bitte dafür zu sorgen, „daß kein spaltbares Material in der Welt herumvagabundiert“. Um die Tatkraft der Regierung wenige Wochen vor der Bundestagswahl ins rechte Licht zu setzen, sandte Kohl dann seinen Staatsminister Bernd Schmidbauer nach Moskau. Deutscher Ordnungssinn, das war die Botschaft, mußte den Russen, die in ihrem chaotischen Land nichts mehr unter Kontrolle hatten, den Weg weisen.

In einem Zeitungsinterview platzte Paul Münstermann, einer der höchsten deutschen Geheimdienst-Männer, schier vor Stolz: Die Verhaftung in München, ließ der damalige Vizepräsident des Bundesnachrichtendienstes wissen, sei das „Ergebnis systematischer Planung und nachrichtendienstlicher Methodik“.

Wohl wahr.

Die Geschichte um den bislang weltgrößten Plutonium-Schmuggel ist eine raffinierte Inszenierung des Bundesnachrichtendienstes, die Bomben-Geschichte ein Bomben-Schwindel, eine der abenteuerlichsten Aktionen, die der deutsche Geheimdienst in seinen fast 40 Dienstjahren angezettelt hat. Vergleichbar ist sie nicht mal mit dem Bubenstück, das Verfassungsschutz und die Antiterrorgruppe GSG 9 im Juli 1978 inszenierten: Mit einem Sprengstoffanschlag auf den Hochsicherheitstrakt der Justizvollzugsanstalt Celle I wollten die Behörden damals einen V-Mann in die Terrorszene einschleusen.

Tarnbezeichnung für die Plutonium-Aktion des Bundesnachrichtendienstes war „Operation Hades“ – in der griechischen Mythologie der Gott der Unterwelt. Ziel von „Hades“ war zu beweisen, daß die neue unheimliche Gefahr aus dem Osten tatsächlich besteht.

Um aller Welt zu zeigen, wie porös die Atom-Arsenale des ehemaligen Sowjetreichs sind, inszenierte der BND einen gewaltigen Bluff, mit allen Zutaten eines Thrillers – mit windigen, geldgieri-



Plutonium-Schmuggler Torres
„Das Zeug hat seinen Preis“

MEIER LEONBERG

Damit Ihr Hintermann weiß, wen er vor sich hat.

ARTISTS IN CLOTHING Sollte dennoch jemand nicht mitkommen, helfen Sie, derart eklatante Wissenslücken zu schließen. Unser neuestes Bilderheft leistet hierbei gute Dienste. Alle Darstellungen sind großformatig. Alle Buchstaben gut erkennbar. In drei Schritten lernt man, daß die Joker Double Stitch 1. eine verschärfte Ausführung der Jeans ist, 2. auf Sattlermaschinen genäht und 3. ohne Chlor gewaschen wird. Bilderheft 2 kommt gratis mit

der Adresse eines Händlers von Joker Bros., 74358 Ilsfeld.





Staatsminister Schmidbauer (l.) in Moskau*: „Details kenne ich nicht“

gen Agenten, von Ehrgeiz zerfressenen Geheimdienst-Bossen, mit großen und kleinen Gangstern und Gaunern. Die Handlung spielt zwischen Madrid und Moskau, der Showdown vor der Pullacher Haustür in München. Geschachert wurde um 276 Millionen Dollar, zumindest auf dem Papier.

Vor der Öffentlichkeit läuft das Gangsterstück bis heute als schlichter Kriminalfall: Vom 10. Mai an muß sich das Trio der Plutonium-Schmuggler vor der 9. Großen Strafkammer des Landgerichts München wegen diverser Verstöße gegen das Kriegswaffenkontrollgesetz verantworten. Torres und seinen Komplizen drohen bis zu zehn Jahre Haft.

Der BND kommt in der Anklageschrift nicht vor, nicht mal in der Zeugenliste. Doch die Erfinder der tolldreisten Geschichte haben ihren Coup exakt dokumentiert – angefangen von der Plazierung eines BND-Lockvogels in der Schieber-Szene zu Madrid bis hin zu den Verkaufsgesprächen zwischen den V-Leuten des Dienstes „Rafa“ und „Roberto“ und den Plutonium-Händlern.

Die Akten mit den Ausschriften abgehörter Telefongespräche, mit Observationsberichten und Wortprotokollen von Treffen zwischen BND-Spitzeln und Atom-Dealern, bei denen Geheime stets ein Mikro dabeihatten, lagern beim BND und seinen Helfern.

Wer alles von den Verantwortlichen der Republik von dem gefährlichen Unternehmen hart am Rande der Legalität gewußt, wer es genehmigt und gedeckt hat, blieb unklar. Kaum zu glauben, daß nicht zumindest die rechte Geheimdienst-Hand von Helmut Kohl, Staatsminister Bernd Schmidbauer, in die Aktion eingeweiht war – und sie gebilligt hat. Der Minister zum SPIEGEL: „Die operativen Details kenne ich nicht.“

Der inszenierte Plutonium-Schmuggel ist im nachhinein einigen BND-Oberen nicht mehr geheuer. Zu Recht befürchten sie einen Skandal, wenn die ganze Geschichte an die Öffentlichkeit kommt. Die „Medien“, heißt es in einem vertraulichen Bericht aus Pullach, könnten den „Vorwurf der Anstiftung konstruieren“, was „dem Prozeßausgang und allen beteiligten Behörden bzw. Personen nachhaltig schaden werde“.

Nur an dem branchenfremden Präsidenten des Dienstes, Konrad Porzner, einem früheren Finanzexperten der SPD, lief das Stück offenbar vorbei. Irritiert ließ er, nachdem alles gelaufen war, in seinem Hause nachfragen, ob BND-Leute als „Agents provocateurs“ aufgetreten seien.

Wissen wollte er auch, ob „die Plutonium-Lieferungen gepuscht“ und die Anbieter „nach München gelockt“ worden seien. Die Seinen beruhigten ihn: „Ein klares Nein“, Herr Präsident.

In der Plutonium-Affäre haben sich beim BND die Trennlinien zwischen Halunken und Ehrenmännern ins Unkenntliche verwischt. Als ein BND-Mann sich sorgte, ob der Transport des Plutoniums auf dem Luftweg nicht zu gefährlich sei, was denn passiere, wenn die Maschine abstürze, blaffte ihn BND-Spitzel Rafa voller Verachtung an: „Das geht mir doch am Arsch vorbei.“

„Operation Hades“ war das Werkstück eines nach der Wende gegründeten Referats im BND, das sich um postkommunistische Agenten-Sujets wie Geldwäsche und Drogenhandel kümmern soll. Der in Haus 109 residierenden Truppe mit dem Kürzel 11A traut selbst in Pullach mancher nicht über den Weg.

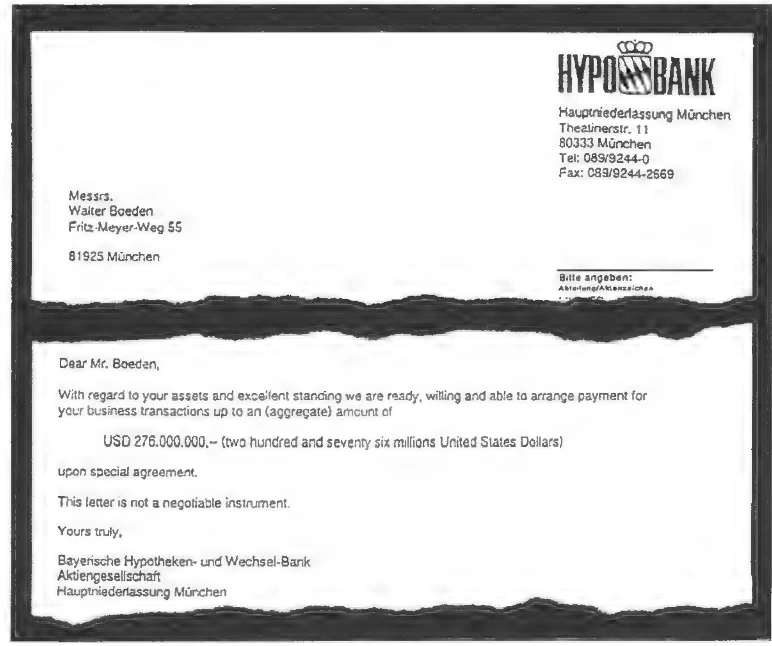
Seit dem Bundesnachrichtendienst mit dem Ostblock auch seine Feindbilder weitgehend abhanden gekommen sind, sucht der Pullacher Dienst mit seinen insgesamt 6300 Auswertern, Spionen und Spitzeln nach Gründen für die weitere Daseinsberechtigung. Abteilungen rivalisieren miteinander, jeder mißtraut jedem. Daß der großangelegte Plutonium-Bluff jetzt herauskommt, hat mit diesen internen Überlebensquerelen zu tun.

In den letzten Monaten meldete sich immer mal wieder ein Unbekannter bei dem Münchner Strafverteidiger Werner Leitner, der den Häftling Torres vertritt. „Brutal“, sagte der Anonymus, sei der Fall von Kollegen „angeschoben worden“. Die Kameraden wollten „Lorbeeren ernten. Die haben ihr eigenes Süppchen gekocht“.

Der Maulwurf aus Pullach gab den Rat, in Spanien zu ermitteln. „Dort kommen Sie weiter.“

In der deutschen Botschaft der spanischen Hauptstadt hat tatsächlich jene Geschichte angefangen, die später die Menschen quer über den Globus in Schrecken versetzte.

Leiter der BND-Residentur in Madrid ist Dr. Peter Fischer-Hollweg, Deckname „Eckerlin“, ein Klotz von Mann mit geschliffenen Manieren. In der Botschaft leitet Fischer-Hollweg offiziell das Politikreferat 2. „Pe-



HYPO BANK

Hauptniederlassung München
Theatinerstr. 11
80333 München
Tel: 089/9244-0
Fax: 089/9244-2669

Messrs.
Walter Boeden
Fritz-Meyer-Weg 55

81925 München

Bitte angeben:

Dear Mr. Boeden,

With regard to your assets and excellent standing we are ready, willing and able to arrange payment for your business transactions up to an (aggregate) amount of

USD 276.000.000.– (two hundred and seventy six millions United States Dollars)

upon special agreement.

This letter is not a negotiable instrument.

Yours truly,

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank
Aktiengesellschaft
Hauptniederlassung München

Bestätigung der Hypo-Bank (Ausriß): „Kriegen wir es in bar?“

* Am 22. August 1994 mit dem russischen Geheimdienst-Chef Sergej Stepaschin.

Die ersten Toshiba Notebooks mit eingebautem

ALS

Die Welt von TOSHIBA

Take it from Toshiba. Natürlich bleibt die Erde eine Kugel. Aber die neue Welt der Datenspeicher heißt CD-ROM und ist eine glänzende Scheibe. Darauf haben Sie Ihr Universallexikon, die Multimedia-Präsentation oder Firmen-Daten immer griffbereit – egal, wo auf der Erde Sie sich befinden.

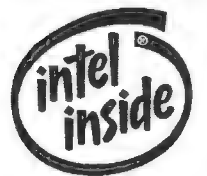
Vorausgesetzt, Sie haben eines der neuen Satellite Pro Notebooks mit eingebautem **CD-ROM-Laufwerk** für die großen 5,25 Zoll CDs. Das ist übrigens längst nicht so teuer, wie Sie viel-



CD-ROM-Laufwerk: *Satellite Pro* T2150CD-Serie.

O DOCH! DIE WELT IST EINE SCHEIBE.

leicht denken, obwohl wir an guten Details nicht gespart haben: schneller **IntelDX4/75-Prozessor,** 520 Mio. Bytes große Festplatte, **Sound Card,** 2 PCMCIA-Anschlüsse, **MousePoint und Plug-and-Play-Funktionalität** für die nächste Generation von Betriebssystemen. Und für den richtigen Überblick sorgen die zur Zeit besten Notebook-Farbbildschirme: das 10,4 Zoll STN-Display beim Satellite Pro T2150CDS und das 10,4 Zoll TFT-Display beim Satellite Pro T2150CDT. Fragen? Anruf genügt: **0130/85 89 50.**



In Touch with Tomorrow

TOSHIBA

dro, el Gordo“, Peter, den Dicken, nennen ihn die Spanier.

El Gordo ist keiner dieser in Geheimdiensten häufig anzutreffenden Wichtigtuer, die nur den Zeitungen des Landes hinterherschreiben. Fischer-Hollweg ist von anderem Kaliber: Er organisiert Geheimdienst-Aktionen und dirigiert in Spanien ein Agentennetz. Der BND-Resident heuert V-Leute an, und er zahlt nicht schlecht. 5000 Mark im Monat plus Erfolgsprämie sind für die freien Mitarbeiter leicht drin.

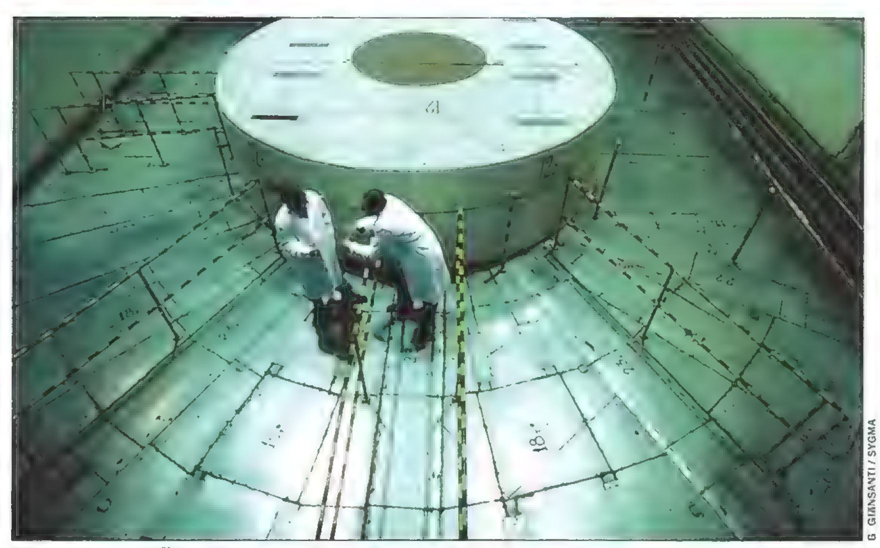
El Gordos Stars waren „Rafa“ und „Roberto“. Roberto heißt eigentlich Peter. Der ehemalige deutsche V-Mann ist schon vor Jahrzehnten nach Spanien gekommen, weil dort das Leben nicht so schwer ist. Er betreibt eine kleine Plantage, wohnt in einer malerischen Finca. Hauptberuflich jobbte er für das deutsche Bundeskriminalamt (BKA) und ausländische Dienste, im alten Milieu, der Drogenszene. Irgendwann hat ihn der BND auch angeworben, nicht die feine Art unter Sicherheitsleuten, aber Pullach sticht mit fetten Prämien die Konkurrenz aus, selbst die deutsche.

Robertos Kumpan Rafa, 41, hat immer ein wildes Leben gelebt. Schon mit 18 war er bei der Guardia Civil, später beim militärischen Nachrichtendienst, dann Ermittler im Drogenhandel. Das knapp 167 Zentimeter große Kraftpaket trägt auch den Tarnnamen „Lolita“.

Eigentlich ist Rafa für den BND tabu. Er gehört zur sogenannten aktiven Reserve der spanischen Polizei – auch das eher fragwürdig, denn der BND darf in befreundeten Ländern keine Sicherheitskräfte abwerben. Wenn Rafas Arbeit für den BND publik werde, so steht es in Rafas Pullacher Akte, könne das zum „Skandalfall für die deutsch-spanischen Beziehungen“ werden.

„Uns fehlt nichts“

Woher stammt das in München sichergestellte Plutonium?



G. GIANSANTI / SYGMA

Plutonium-Brüter Kernreaktor: „Rede mit dem Iwan“

Am 7. August 1994, 17.02 Uhr, wählt Justiniano Torres Benítez die Nummer 007 095 3214241 – Moskau. Dort meldet sich Gena, ein Bekannter des Kolumbianers. Den Dialog haben die Experten vom Bayerischen Landeskriminalamt (LKA) auf Band:

Torres: Ich bin in Deutschland.
Gena: Ist alles normal?
Torres: Schwierig . . . Wenn du es bekommst, mußt du es César geben. Er fliegt morgen um vier Uhr.
Gena: Es ist alles nicht in Moskau. Brauchen sie genau vier Kilogramm?
Torres: Ja, wenn es morgen nicht geht, dann spätestens übermorgen.
Gena: Ich kann es ja versuchen.
Torres: Rede mit dem Iwan.
Gena: Ich rufe gleich in Kasan an, ich muß wissen, ob ich hinfliegen soll.
Torres: Das, was in Kasan ist, wird verschoben.

Die beiden benutzen einen Code, aber die Lauscher in München wissen genau, worum es geht – um den Bombenstoff Plutonium. Auch die Namen César und Kasan sind ihnen geläufig: César ist der Sekretär von Torres in Moskau, Kasan die Hauptstadt der russischen autonomen Republik Tatarstan, einst eine der Waffenschmieden des zerborstenen Sowjetreichs. Seit 40 Jahren werden hier Militärhubschrauber montiert.

Torres hat beste Verbindungen nach Kasan. Er war jahrelang Partner eines großen Helikopterwerkes und betrieb gemeinsam mit den Managern sogar in Moskau eine nicht sonderlich erfolgreiche Verkaufsfirma.

Punkt 19.48 Uhr ruft Torres wieder an: „Wenn von Iwan eine positive Antwort kommt, gut, wenn nicht, dann rufe in Kasan an und mache was aus. Ich komme morgen, und dann fliegen wir zusammen nach Kasan.“

Dann: „Ich nehme ein Kilogramm mit und fliege zurück.“

Namen von Torres-Helfern, ihre Telefonnummern, ihre Verbindungen, von einigen sogar die Adressen, finden sich in den Abhör-Unterlagen des LKA. Säuberlich hat man die Bänder aus dem Russischen und Spanischen übersetzen lassen.

Dutzende Hinweise ergeben sich daraus auf die Hintermänner des Kolumbianers. Aber sie helfen dem LKA nicht weiter. Denn bis heute blocken die Russen ab.

Am 2. November, drei Monate nach der Verhaftung von Torres und seinem Partner Julio Oroz Eguia auf dem Münchner Flughafen, schickte das LKA über Interpol einen langen Fragenkatalog an die Sicherheitsbehörden in Moskau: welche Personen zu den 18 aufgeführten Telefonanschlüssen gehörten, welche Firmen Torres betrieben habe, wer seine Angestellten seien?

Die Antwort kam vier Wochen später über das Bundeskriminalamt (BKA) in Wiesbaden: Ein paar Adressen, einige Firmennamen, „Erkenntnisse zu den Anschlußinhabern“ lägen leider noch nicht vor.

Die unergiebige Antwort liegt auf der Linie, an die sich die Moskauer Polizisten strikt halten: Waffenfähiges Nuklearmaterial ist in Rußland vor Diebstahl sicher. Anderslautende Berichte sind böswillige ausländische Propaganda. Die Standardantwort kann der eigens für diese Dinge nach Moskau abgeordnete BKA-Mann Rainer


Plutonium-Pressekonferenz von München*: Nebelwerfer in Stellung gebracht

Schmidt schon singen: „Uns fehlt nichts."

Nach dem Münchner Verhaftungsspektakel präsentierte der russische Geheimdienst den deutschen Kollegen ein paar Festnahmen in einer Garage. „Hintermänner" seien ins Netz gegangen, teilte der Dienst dem Kanzleramt mit, sogar Nuklearmaterial habe man beschlagnahmt. Doch dabei handelte es sich nur um vergleichsweise harmlose Uran-Pellets, schwach angereichert – Nukleartrödel.

Nach außen demonstrieren die Russen Zusammenarbeit, aber in der Sache mauern sie – besonders der immer noch allmächtige Geheimdienst. Für den ehemaligen KGB-Chef Leonid Schebarschin ist die Sache klar: „Unser nukleares Potential soll unter westliche Aufsicht gestellt werden." Um das zu erreichen, würden westliche Dienste „auf sogenannte aktive Maßnahmen" zurückgreifen. Schebarschin: „Die Plutoniumaffäre ist ein Paradebeispiel dafür."

Abwechselnd verweisen russische Offizielle auf England, Japan oder sogar die Bundesrepublik als Herkunftsland für die in München sichergestellten 363,4 Gramm Plutonium. Doch zumindest das steht nachweisbar fest: Torres hat den tödlichen Stoff in der ehemaligen Sowjetunion beschafft.

Wahrscheinlich stammt das Material aus einer russischen Forschungsanlage. Fachleute der europäischen Atomkontrollbehörde Euratom vermuten, daß es für einen experimentellen Brutreaktor bestimmt war.

Das auf 87,2 Prozent angereicherte Plutonium lag knapp zehn Prozent unter der von „Kaufmann Boeden" geforderten besten Bombenqualität. Um mit dem Material eine Atombombe zu bauen, seien, so die Kölner Gesellschaft für Anlagen- und Reaktorsicherheit in einem Gutachten, etwa neun Kilogramm erforderlich.

Die beiden V-Leute arbeiten gern für den BND. Der Dienst zahlt gut. Besonders viel Geld gibt es, wenn der Scoop nicht im Ausland, sondern in Deutschland läuft.

Rafa und sein Kumpel Roberto trafen im Madrider Milieu auf Leute, die Kontakte in die zerbrochene Sowjetunion hatten: In deren Deals spielten, so behaupteten sie jedenfalls, russische Kriegswaffen en gros eine Hauptrolle.

In der Gauner-Runde führte bei einer Zusammenkunft im Mai letzten Jahres ein geheimnisvoller Deutscher das große Wort. An einem Sortiment Kampfhubschraubern oder einer Prise Osmium hatte er kein Interesse. Er fragte nach Plutonium und immer wieder Plutonium – das sei „ein sehr starkes Produkt". Mancher der Zuhörer aber konnte mit dem Begriff gar nichts anfangen. Doch allen fiel auf, daß Rafa den Deutschen immer wieder auf den Stoff brachte.

Der Spitzel macht den Aufreißer, sein Komplize mimt den Mann von Geld

Etwa zehn Tage später, Anfang Juni 1994, fand im Foyer des Madrider „Novotel" ein weiteres Treffen mit dem deutschen Dunkelmann statt. Die Zusammenkunft dauerte nur ein paar Minuten. Eine Probe Plutonium 239 wollte der Deutsche haben, unbedingt, und der Stoff sollte nach München geliefert werden – „nur München" komme in Frage. „Warum?" fragte einer. „Dort habe ich ein Labor."

Der Ablauf der Madrider Farce ist typisch für derartige Geheimdienst-Operationen: Einer, in diesem Fall der Spitzel Rafa, macht den Aufreißer, sein Komplize mimt den Mann von Geld. Irgend jemand sucht Plutonium und will dafür jeden Preis zahlen. Das macht die Runde in der Szene. Geschickt wies V-Mann Rafa die Richtung, wo der Bomben-Stoff zu bekommen sei: „Wenn ihr unfähig seid, werde ich selbst nach Rußland fahren, um die Dinge zu regeln."

Der Dreh klappte. Zwischen Madrid und Moskau hatte sich herumgesprochen, daß sich ein Deutscher ernsthaft für Plutonium interessierte. Der Stoff sollte unbedingt nach München geschafft werden. Die Lieferanten in Moskau bissen an.

Am 11. Juli des vergangenen Jahres tauchten Oroz und Torres in der bayerischen Hauptstadt auf. Die beiden hatten sich in der nicaraguanischen Botschaft in Moskau kennengelernt. Sie lebten von Gelegenheitsgeschäften: Dünger, Zement, gesalzene Kuhhäute, auch mal Hubschrauber.

Oroz hatte dem Kolumbianer erzählt, daß jemand in Spanien „wie wild" Plutonium suche. Torres war interessiert. Er kannte in Moskau viele wichtige Leute. Die waren jetzt hilfreich (siehe Kasten). Einer mit dem Allerweltsnamen Konstantin brachte ihm eine Probe. Drei Gramm Plutonium 239 nur, aber immerhin.

Oroz und Torres fuhren mit dem Zug von Moskau über Berlin nach München. Ein Anrufer aus Spanien hatte sie in die bayerische Hauptstadt bestellt. „Hier und nur hier" könne das Geschäft ablaufen. Den Stoff ver-

* Mit dem bayerischen Innenminister Günther Beckstein (2. v. r.), am 15. August 1994.




TER ENDE.
Berlin Mitte
RHENUS
NEUE WEGE
Demner, Merlicek & Bergmann

steckten sie in einem Loch im Waggon. Im Hotel Altano in der Arnulfstraße 12, Zimmer 705, warteten sie auf den Käufer. In Madrid ist Rafa von ihrer Ankunft informiert und alarmiert den örtlichen BND-Chef.

Während die beiden mit ihrer Plutonium-Probe im Hotel warten, zögern in München der verantwortliche BND-Abteilungsleiter Rudolf Werner und sein Referatsleiter, Duzfreund Jürgen Merker. In den oberen Rängen des Geheimdienstes gibt es Skrupel. Soll man die riskante Operation durchführen?

Der Leiter der BND-Residentur in Madrid schickt eilig einen Warnbrief nach Pullach. Falls sein V-Mann Rafa kein Okay für den Einsatz bekomme, würden „die beiden Händler das Territorium der Bundesrepublik am 20. Juli verlassen". Außerdem mahnt Fischer-Hollweg ein anständiges Honorar für den V-Mann an. Spätestens jetzt dürfte Staatsminister Schmidbauer mit dem Fall beschäftigt worden sein. Vorsorglich fragte der BND bei ihm an, wieviel Geld solche Hinweise auf Nuklear-Schmuggel wert seien.

Vor dem Finale schaltet der BND die bayerische Polizei ein

Schließlich entscheidet sich der BND, das Stück zu wagen. Rafa reist am 22. Juli an. Seine Frau ist mit von der Partie, ein Ehepaar fällt weniger auf. Der Spanier soll als Mittelsmann zwischen den Lieferanten und dem BND fungieren. Pullach hat inzwischen das bayerische Landeskriminalamt eingeschaltet, die Münchner Staatsanwaltschaft auch, denn der BND hat schließlich keinerlei polizeiliche Befugnisse. Verhaften muß die Polizei.

Die Staatsanwälte sind unsicher. Die Madrider Vorgeschichte kennen sie nicht. Oberstaatsanwalt Helmut Meier-Staude ahnt, daß der Fall kompliziert werden könnte. Wenn ein Geheimdienst den Takt vorgibt, gelten andere Regeln.

22. Juli, 20 Uhr, ein Freitag. Im Hotel Excelsior beschnuppern sich zunächst die aus Moskau angereisten Anbieter und Rafa. Beiläufig läßt Rafa fallen, daß er 400 000 Dollar schon mal mitgebracht habe.

Ob er denn vier Kilogramm besorgen könne, fragt er Torres. Der antwortet großspurig: „Kein Problem." Das Material sei allerdings noch in Moskau, vielleicht in Sibirien. Eine Probe habe er aber mitgebracht.

Sie ziehen sich in Rafas Hotelzimmer zurück. Torres zeigt eine etwa fünf Zentimeter lange Metallhülse vor. Sie ist mit einem Stopfen verschlossen. „Ich verstehe nichts davon", sagt Rafa und will das Pulver mal berühren. Oroz mimt den Kenner: „Wenn etwas davon an deinen Fingernägeln hängenbleibt, kann es mit dir vorbei sein."

„Was wollt ihr mit dem Zeug machen?" fragt Torres. „Wir wollen in einem Land den Regierenden erschrekken", erklärt Rafa. Die richtigen Käufer kämen noch. Sie brächten einen Chemiker mit, hinter dem die Polizei her sei. „Ein As."

Drei Tage später taucht der ersehnte Käufer auf. Walter Boeden, eine tadellose Erscheinung, spielt den reichen Kaufmann aus München. In Wahrheit



* Polizeibeamter bei der Spurensicherung.



Celler Loch (1978)*: Bubenstück vom Verfassungsschutz

ist Boeden ein „noeP", ein nicht offen ermittelnder Polizeibeamter.

Boeden hat den Auftrag vom LKA am Morgen bekommen. Am Abend ist er schon gut präpariert, kennt sich aus mit Plutonium-Isotopen und gefährlichen Strahlungen.

Techniker des LKA haben ihn mit einem kleinen Mikro ausgestattet. Alle Gespräche werden heimlich aufgenommen.

Anderntags, Punkt 15.19 Uhr, treffen sie sich in der Lobby des Kempinski-Hotels. Boeden nippt an seinem Cappuccino und sagt zu Adrian: „Ich war vorhin im Labor. Das sieht aber schon sehr, sehr gut aus."

Der Mann vom Landeskriminalamt hat die Moskauer Probe im Institut für Radiochemie in Garching bei München untersuchen lassen. Ergebnis: Plutonium 239, zu 87,7 Prozent angereichert, waffenfähig.

Torres will Geld für die Probe, aber Boeden stellt sich stur: „Die Proben zahle ich grundsätzlich nicht. Das ist in diesem Geschäft nicht üblich. Ich habe schon so viele Proben bekommen, und dann ist außer dieser Probe nie mehr etwas gekommen. Die Leute sind mit diesem Geld abgefahren." Torres erwidert: „Das Zeug" sei in einer Fabrik. Er müsse es holen. „Es hat seinen Preis, den muß man eben zahlen."

Am Abend bringt Boeden zwei längliche Umschläge mit. 5000 Mark und 2000 Mark. Spesen. Die Geschichte soll ja weitergehen.

Weder den BND noch die Leitung des Landeskriminalamtes kümmert es, daß die Aktion „Hades" gegen ein paar Grundsätze verstößt, die der Arbeitskreis „Innere Sicherheit" der Landesinnenminister für die Bekämpfung der Nuklear-Kriminalität formuliert hat und auf die sich alle deutschen Polizeibehörden verständigt haben.





W. M. WEBER

Torres, Ehefrau, Zentrale der Bayerischen Hypo-Bank in München: Geheime Aktion des „inner circle"

Eine Idee der Staatsanwaltschaft. Sie will die Verhandlungsgespräche im Wortlaut mitbekommen. Die Dialoge werden später dokumentiert. Minute für Minute – „Lauschangriff" steht auf den Papieren.

25. Juli, 19.20 Uhr. Torres erzählt, daß es mindestens vier verschiedene Qualitäten Plutonium gebe – „38", „39", „41", „45" –, Boeden sagt: „Mich interessiert nur 39." Er bevorzuge Plutonium 239 mit einer Anreicherung von „95 oder 96 Prozent".

Das ist der beste Bomben-Stoff.

Der BND, der die Operation eingefädelt hat, sitzt mit am Tisch. Der Dolmetscher Adrian, der das deutsch-spanische Fachgespräch zwischen Boeden und den aus Moskau angereisten Plutonium-Lieferanten übersetzt und mitverhandelt, arbeitet für den Pullacher Geheimdienst, Abteilung 11A.

Torres erklärt, daß er über Moskau Stoff besorgen könne. „Wir haben zwei Kilo in einer Fabrik, zwei Kilo in einer anderen." Für die Bombe braucht es mindestens drei Kilo, bei guter Qualität.

Boeden holt aus seinem Auto ein Strahlenmeßgerät, bittet um die Probe und nimmt sie mit ins Labor. „Über Geld reden wir später."

„Wenn Sie wollen", sagt er zu Boeden, „dann fahren wir nach Moskau, und ich übergebe es Ihnen dort ... Es liegt alles bereit. Dort sind elf Kilo."

Oroz mischt sich ein. Er habe in der Fabrik angerufen und die „Nachfrage" erklärt. „Da sagen die: ja." Aber der Sicherheitsdienst Rußlands wolle auch kassieren. „Die Lösung liegt in Rußland", bestätigt Rafa, der Vertrauensmann des BND.

„276 Millionen Dollar in Scheinen, das ist doch wohl etwas zuviel Zeug"

„Der Einsatz von verdeckten Ermittlern", steht da, „ist auch unter dem Aspekt der künstlichen Marktbeschaffung zu beurteilen und abzuwägen." Und: „Probekäufe dürfen nicht dazu führen, daß im Ausland befindliches Material nach Deutschland gebracht wird."

Die Operation von München ist derart derb, daß darüber ein Streit zwischen BKA und BND ausgebrochen ist. Auch das BKA wußte von dem Plutonium-Angebot aus Moskau. Der zuständige Kriminaldirektor in Wiesbaden aber untersagte seinem Madrider V-Mann Roberto, den Stoff ins Land zu holen. Der BND war weniger skrupulös.

Es ging gegen den alten Feind: Tatort Moskau lieferte gleichsam gebündelt alle Lieblingsverschwörungen der Nostalgiker beim Dienst. Ein finsterer Super-

komplott von neuer Mafia und altem KGB.

Der Blick hinter die Kulissen der Geheimen enthüllt, fast nebenbei, ein interessantes Detail: Bei Geschäften dieser Art sind Banken unverzichtbar.

Kaufmann Boeden bedient sich bei seinen vielfältigen Jobs für das Landeskriminalamt einer Münchner Adresse: Die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank mit der Hauptniederlassung an der Münchner Theatinerstraße 11 ist Deutschlands sechstgrößte Bank.

Das Geldhaus stattete den Kaufmann Boeden – mit angeblichem Firmensitz im Fritz-Meyer-Weg 55, München – mit Kreditzusagen aus, als sei er ein überaus solventer Kunde. Für Rauschgift-Geschäfte, die Boeden ebenfalls im Auftrag des LKA auszuführen pflegte, standen ihm 2,5 Millionen Dollar zur Verfügung. Auf einem echten Geschäftsbogen der Hypo-Bank stand, das Geld liege „zur Auszahlung" bereit.

In den Verhandlungen mit den Plutonium-Lieferanten mußte mehr Geld her. Zunächst gab die Hypo-Bank eine Bankbestätigung über 122 Millionen Dollar. Das reichte nicht. In einer kleinen Münchner Kneipe vis-à-vis des Hotels Excelsior einigten sich Boeden und die Plutonium-Beschaffer schließlich für vier Kilogramm Plutonium 239 auf 276 Millionen Dollar – nach damaligem Dollarkurs immerhin 435 Millionen Mark.

Überliefert ist noch ein bizarrer Dialog. „Kriegen wir es in bar?" fragte Oroz. Übersetzer Adrian, der Mann vom BND, klärte auf: „276 Millionen Dollar in Scheinen, das ist doch wohl etwas zuviel Zeug."

Für Boeden und seine Banker von der Hypo bedeutete der Irrsinns-Betrag kein Problem: „Lieber Herr Boeden", schrieb das Geldinstitut, „unter Berücksichtigung Ihres Vermögensstandes und Ihres hervorragenden Rufes sind wir bereit, in der Lage und willens, für Ihre Geschäftstransaktionen Zahlungen bis zu einem Betrag von 276 Millionen Dollar zu garantieren."

Wer bei der Hypo nachfragt, ob der Kaufmann Walter Boeden dort bekannt sei, stößt auf Schweigen. Der Mann, dem das Kreditinstitut 276 Millionen Dollar geben würde, ist den Bankern angeblich kein Begriff. „Diese Briefe können gar nicht echt sein", erklärte vorletzte Woche ein Sprecher. „Fälschung, Fiktion, Machwerk".

Erst bei der dritten Nachfrage knikken die Hypo-Leute ein: Der 276-Millionen-Dollar-Freibrief sei eine „geheime Aktion" gewesen, nur einem „inner circle" bekannt.

Als die Hypo-Bank dem Kaufmann Boeden den Freibrief ausstellte, war Torres bereits wieder in Moskau, um das Plutonium zu besorgen. Oroz faxte die Bankbestätigung sofort nach Mos-

Über den Dingen *sch*

Fahrwerk ist nicht gleich Fahrwerk. Und Fahrgefühl nicht gleich Fahrgefühl. Manche mögen es hart und halten das für sportlich. Andere bevorzugen Komfort und fragen sich, ob das nicht zu Lasten der Sicherheit geht. Wir stellen vor: der neue Maxima QX mit neuartiger **Kompaktlenker-Hinterachse.** Eine verblüffende Konstruktion, die beides bietet: perfekte **Spurstabilität** und hohen **Fahrkomfort.** Damit nicht genug: Sie ist extrem **kompakt** – zugunsten des Innen- und Kofferraums. Extrem **leicht** – zugunsten des Verbrauchs. Extrem **kostengünstig** – zugunsten des Preises. Kein Wunder also, daß Maxima-QX-Fahrer über den Dingen schweben – ohne abzuheben.



DER *NEUE* MAXIMA QX

weben. **Ohne** *abzuheben.*

Der neue Maxima QX: Ein Probefahrzeug gibt's da, wo es auch günstige Finanzierungs- und Leasingangebote gibt: bei Ihrem Nissan-Händler.

Der agile Maxima QX: V6-Leichtmetallmotor mit 24 Ventilen. Wahlweise 2,0 Liter mit 103 kW (140 PS) oder 3,0 Liter mit 142 kW (193 PS). Frontantrieb.

Der überraschende Maxima QX: schon ab DM 39.995,– (Unverbindliche Preisempfehlung zuzüglich Überführungskosten) für den Maxima QX 2.0 SLX. 3-Jahre-(bis 100.000 Kilometer)-Garantie.



Er kann. Sie kann. Nissan.

kau und rief seinen Kumpel Torres an: „Die 276 sind da . . . Ich war gestern auf der Bank." Torres triumphierend: „Jetzt werden sich die Tore öffnen."

Jedes Manöver der Dealer wurde von den Sicherheitskräften überwacht. Boeden hatte immer ein Mikro in der Tasche, Abhörspezialisten protokollierten jedes Telefonat zwischen Oroz und Torres und den Verbindungsleuten in Moskau. Auch der Zeitpunkt der Rückkehr des Kolumbianers mit dem tödlichen Stoff war kein Geheimnis: Torres hatte bei der Lufthansa gebucht. Am 10. August, Punkt 13.18 Uhr meldete er sich aus Moskau bei Oroz ab: „Ich steige jetzt ins Flugzeug." In einem schwarzen Schalenkoffer führt er als erste Lieferung 363,4 Gramm Plutonium 239 mit sich.


F. HELLER / ARGUM

Torres-Anwalt Leitner: Tips vom Maulwurf

Der Rest war Routine: Die Verhaftung der Plutonium-Dealer auf dem Münchner Flughafen enthüllte vor aller Welt: Die neue Atomgefahr aus dem Osten ist keine Fiktion. In das Vakuum, das die Internationale hinterlassen hat, kann schon bald die Internationale der Nuklear-Terroristen treten. Die Russen standen am Pranger.

In Bonn und München wurden die Nebelwerfer in Stellung gebracht. Es galt, die Geschichte mit einem dichten Schleier der Geheimhaltung zu überziehen. Zunächst mußten sich alle Beteiligten gegen die Frage wappnen, wieso sie es zugelassen hatten, daß hochgiftiges Plutonium per Flugzeug nach Deutschland geschafft wurde. Der Münchner Leitende Oberstaatsanwalt Dieter Emrich erklärte: „Es war nicht klar, ob das Material schon in der Bundesrepublik herumvagabundierte."

Kanzlergehilfe Schmidbauer behauptete sogar in einer Sondersitzung des Auswärtigen Bundestagsausschusses, man habe nicht gewußt, daß Plutonium an Bord einer Lufthansa-Maschine eingeflogen werden sollte.

Alles Qualm: Das bayerische LKA hatte zum Torres-Empfang zwei Strahlenmeßstationen am Flughafen aufgebaut. Vorsorglich wurden Flughafenpersonal und Polizei später auf nukleare Kontaminationen untersucht. Mit der Einfuhr von Strahlengut solcher Qualität hatten die Behörden schließlich keine Erfahrung.

Als der parlamentarische Geschäftsführer der SPD-Fraktion, Peter Struck, damals den vagen Verdacht äußerte, der BND habe die Aktion gefingert und sein Parteivorsitzender Rudolf Scharping von „Inszenierung" sprach, erregte sich Staatsminister Schmidbauer medienwirksam: „Absurd, ungeheuerlich, reine Polemik". In keinem Fall, beteuerte er, seien V-Leute als Aufkäufer von Plutonium aufgetreten.

War eine überaus heikle Großoperation des Geheimdienstes an dessen oberstem Aufseher vorbeigelaufen? Gegenüber dem SPIEGEL erklärte Schmidbauer im vergangenen August: „Ich lege meine Hand dafür ins Feuer, daß der BND nicht als Nachfrager von illegal angebotenem Nuklear-Material aufgetreten ist. Das habe ich dem Dienst untersagt."

„Die Prämie wird rückwirkend ab dem Tag der Festnahme verzinst"

Derzeit sind Schmidbauer und sein BND damit beschäftigt, die Affäre endgültig zu entsorgen. Die Pullacher hatten monatelang Ärger mit ihrem V-Mann Rafa. Der Spanier verlangte 300 000 Mark – die seien ihm versprochen worden, sagt er.

Aus Madrid bekam er Unterstützung von El Gordo: „Da die Landtagswahlen in Bayern" inzwischen stattgefunden hätten, könne es doch kein Problem mehr sein, „die Operation Hades auch finanziell abzuwickeln".

Rafa war im Vertrauen auf die versprochene fette Prämie finanzielle Verpflichtungen eingegangen. Nach langem Feilschen zahlte ihm der Dienst knapp 100 000 Mark.

Auch das Land Bayern soll noch für den Einsatz zahlen. Eine weitere sechs-

stellige Summe steht in Rede. Das Münchner LKA ließ den BND wissen, eine Auszahlung könne erst nach Abschluß des Prozesses gegen Torres und die anderen erfolgen. Rafa solle keinen Verlust haben. Die Prämie könne, gewissermaßen als Ausgleich, „rückwirkend ab dem Tag der Festnahme verzinst werden".

Das Gezerre um Rafa irritierte die Münchner Staatsanwaltschaft. Die Strafverfolger drohten, den V-Mann zur Fahndung auszuschreiben, wenn er nicht zu einer Vernehmung im Fall Torres und Oroz erscheine. Er kam, in Begleitung eines Geheimdienstlers.

Nachbeben der Affäre sind auch anderswo noch zu spüren. Vor dem Besuch des spanischen Militärgeheimdienstchefs Generalleutnant Emilio Alonso Manglano beim BND erging eine „dringliche Warnung" aus dem eigenen Haus, „Ausführungen zur Operation Hades" sollten aus einer für Manglano vorbereiteten Akte entfernt werden.

Der BND-Warner: „Es gibt nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür", daß der Generalleutnant „Einzelheiten dieser Operation kennt". Man „sollte schlafende Hunde nicht wecken".

Doch die Spanier sind längst hellwach. „Was da im Fall Oroz und sonstige" abgelaufen sei, empörte sich im Februar ein spanischer Geheimdienstoffizier in Madrid gegenüber dem SPIEGEL, „war ein unfreundlicher Akt".

Aber Madrid hat sich gerächt. BND-Resident Dr. Eckerlin teilte unlängst der Zentrale mit, daß sowohl sämtliche Telefonanschlüsse der Residentur in der deutschen Botschaft als auch die Privatanschlüsse der BNDler in Madrid von der spanischen Nationalpolizei abgehört würden. Der Bonner Geheimdienstkoordinator Schmidbauer hat dennoch Manglano um Unterstützung beim weltweiten Kampf gegen den Atom-Schmuggel gebeten.

Ansonsten hat Schmidbauer an der Plutonium-Sache nichts auszusetzen, im Gegenteil: Das war ein „politischer Erfolg. Das hat uns die Kooperation mit den Russen gebracht", erklärte er jetzt dem SPIEGEL.

Worüber der Minister nicht redet: „Operation Hades" hat politischen Flurschaden angerichtet. Während Bonn und München die Sicherheitskräfte lobten, fühlten sich die Russen vorgeführt. „Es wird versucht", schimpfte der russische Sicherheitsspezialist Wladimir Klimenko, „die Berliner Mauer wiederzuerrichten." „Die Sache stinkt", beschwerte sich ein Ex-KGB-General schon im vergangenen Herbst beim SPIEGEL.



Deutsche Botschaft in Madrid: Prämie für „Lolita"

Wieso, fragte Moskau, tauche Nuklear-Material eigentlich vor allem in Deutschland auf? Der ehemalige BND-Chef Klaus Kinkel beeilte sich mitzuteilen, daß es „ähnliche Probleme in Frankreich, in der Schweiz und in anderen europäischen Ländern" gebe.

Bislang haben aber nur die Deutschen mit dem Köder fast einer halben Milliarde Mark versucht, den atomaren Schwarzmarkt zu puschen.

Die „Operation Hades" beweist, daß die Geheimdienste immer noch, an parlamentarischen Kontrollen vorbei, Politik betreiben, die nicht davor zurückschreckt, notfalls Furcht und Panik zu schüren.

Die an der Operation beteiligten BND-Mitarbeiter wurden belobigt: „Förmliche Anerkennung" steht auf der Urkunde; sie trägt das Wappen des Bundesnachrichtendienstes – den heiligen Georg, wie er den Drachen bezwingt. ❑



Kurven.

Aidshilfe

Kranke Mieter unerwünscht

Im Münchner Stadtteil Gern machen eine Immobilienfirma und Nachbarn Front gegen ein Wohnprojekt zur Betreuung von Aidskranken im Endstadium. Der private „Förderkreis Pflege und Unterstützung Schwerkranker e.V.“, der dort in vier Mietwohnungen ein Dutzend Patienten zur Versorgung untergebracht hat, wurde letzte Woche vom Hauseigner, dem Immobilienkonzern Deutsche Realbesitz AG (Derag), aufgefordert, sich „möglichst schnell“ eine neue Bleibe zu suchen. Die Derag werde den Mietvertrag nicht verlängern. Als Gründe nannte die Firma, die Patientenwohnungen wirkten geschäftsschädigend, weil sie den „Eindruck einer Sterbestation“ erweckten. Zahlreiche Beschwerden seien zudem geeignet, die deutsch-russischen Beziehungen zu belasten; Anstoß an ihren Aids-Nachbarn hatten offenbar vor allem Angehörige des russischen Generalkonsulats genommen.



Aidskrankenbetreuung in München

Republikaner

Steiniger Weg

Immer mehr führende Mitglieder der Republikaner verlassen ihre Partei, die seit vergangener Woche auch in Bayern offiziell als rechtsextremistisch eingestuft wird. Der stellvertretende nordrhein-westfälische Landesvorsitzende Richard Staginus tritt mit der Begründung aus, die Reps seien durch „machtgierige Funktionäre“ in der Parteispitze „total mißbraucht“ worden. In Bayern sind die Bezirksfunktionäre Dieter Maier und Harald Hofmann bereits ausgestiegen. Hofmann bescheinigt der zerstrittenen Partei „Politikunfähigkeit auf allen Ebenen“. Er hat sich inzwischen der rechten Splittergruppe „Die Freiheitlichen“ angeschlossen. Auch in Nordrhein-Westfalen wollen Rep-Funktionäre den „Freiheitlichen“ beitreten. Dort müssen die Reps mittlerweile fürchten, bei der Landtagswahl am 14. Mai unter ein Prozent zu rutschen. Damit ginge dem Landesverband die wichtige Wahlkampfkostenerstattung verloren. In einem Beitrag für das Parteiorgan *Der Republikaner* schreibt Parteichef Rolf Schlierer, der künftige Weg der Reps werde „steinig und dornenreich sein“.



Rep-Chef Schlierer

Urteilsschelte

Revanche-Foul vom Richter

Gegen den Präsidenten des Erfurter Amtsgerichts, Rudolf Lass, 57, ist ein disziplinarisches Vorermittlungsverfahren eingeleitet worden. Lass hatte mit einem Leserbrief in der *Frankfurter Allgemeinen* das tschechische Verfassungsgericht in Brünn und den tschechischen Staatschef Václav Havel mit bösen Vergleichen beleidigt. Die Wut des deutschen Richters gilt einem Spruch seiner Brünner Kollegen. Die Richter hatten die sogenannten Beneš-Dekrete von 1945 für Rechtens erklärt, nach denen das Eigentum der vertriebenen Sudetendeutschen vom tschechoslowakischen Staat beschlagnahmt worden war. Dem ehemaligen Bürgerrechtler und „schriftstellernden Präsidenten“ Havel bescheinigte Lass „seltsame Moralvorstellungen“. Das Urteil, so schrieb er, sei von gleicher Qualität wie „die Produkte von Freislers Volksgerichtshof und den entsprechenden Einrichtungen Stalins“.

Museen

„Unterm Trödelpreis“

Charlotte von Mahlsdorf, 67, über die Schwierigkeiten beim Verkauf ihres Gründerzeit-Museums in Berlin, in dem sie seit 36 Jahren vor allem Stilmöbel gesammelt hat. Mahlsdorf ist Deutschlands bekanntester Transvestit.

SPIEGEL: Sie haben jetzt aus Groll über den Berliner Senat mit der Rückgabe Ihres Bundesverdienstkreuzes gedroht. Was hat Sie so verärgert?

Mahlsdorf: Ich finde es schofel, wie die Leute vom Senat mit mir beim Verkauf meines Museums zu feilschen versuchen. Deswegen können die ihr Kreuzchen auch ruhig zurückhaben.

SPIEGEL: Die Stadt hat Ihnen für Ihr Gründerzeit-Museum immerhin 585 000 Mark geboten. Reicht das nicht aus?

Mahlsdorf: Das Angebot liegt unter dem Trödelpreis. Es geht schließlich um ein komplettes Lebenswerk und nicht nur um ein paar alte Möbel.

SPIEGEL: Was ist denn das Museum nach Ihrer Einschätzung wert?



Mahlsdorf

Mahlsdorf: Das Haus hat 14 originalgetreu eingerichtete Zimmer aus der Jahrhundertwende, darunter die Mulack-Ritze, Berlins letzte Zille-Kneipe. Wenn Sie heute eine Wirtschaft aufmachen, zahlen Sie schon 300 000 Mark für neues Mobiliar. Und da hängt dann keine Stadtgeschichte dran.

SPIEGEL: Vielleicht fürchtet der Senat, daß Ihr Museum an Wert verliert, wenn Sie, wie angekündigt, nach Schweden ziehen?

Mahlsdorf: Alles Quatsch. Die bisherige Lösung war nur praktisch, weil sie nichts gekostet hat. Das schwule Lieschen saß da im Museum, hat die Putzfrau gemacht und nebenbei Führungen. Jetzt muß der Senat selber für Personal sorgen, etwa für einen Hausmeister, einen Uhrmacher, einen Musikmaschinisten und natürlich für einen Schlosser, wenn die Schlösser quietschen.

SPIEGEL: Was wollen Sie mit dem Geld machen, falls es doch noch zu einem Kaufvertrag kommt?

Mahlsdorf: Ich habe mir in Schweden eine alte Villa gekauft, die ist noch nicht bezahlt. Ich will nicht reich werden. In drei Jahren bin ich 70. Das letzte Kleid hat keine Taschen.

THEY MIGHT EVEN AFFECT YOUR MIND







Großklärwerk in Rollsdorf bei Eisleben: Der Bauunternehmer sitzt in Haft

OSTWESTBILD

Abwasser

Rolls-Royce mit Chauffeur

Mit Preisabsprachen und Schmiergeldern treiben Planer und Hersteller von Klärwerken die Abwassergebühren hoch. Wer nicht mitmache, so ein Zulieferer, komme auf eine „schwarze Liste" und sei „weg vom Fenster". Die Staatsanwaltschaft München stieß bei Ermittlungen auf mafiaähnliche Strukturen.

Die Eifel-Gemeinde Haus Eichen ist ein idyllisches Fleckchen. Zwischen hohen Bäumen schmiegen sich alte Fachwerkhäuser an den Berghang. Von den sieben Eigenheimen sind nur vier dauerhaft bewohnt.

Mit der Idylle ist es erst einmal vorbei: Seit der zur Gemeinde Hellenthal gehörende Weiler mit einem teuren Kanal an eine mehr als zehn Kilometer entfernte Großkläranlage angeschlossen werden soll, herrscht unter den 32 Bewohnern Aufruhr. Der Grund: Die Eichener müssen bis zu 100 000 Mark Anschlußgebühren je Anlieger bezahlen, und der Kubikmeter Abwasser soll 10,02 Mark kosten – mehr als doppelt soviel wie in den Metropolen Hamburg oder München.

Dabei sind die zehn Mark schon ein politischer Preis, erreicht durch Landeszuschüsse, um die Eichener ruhigzustellen. Wollte sie die Kosten decken, müßte die Gemeinde pro Kubikmeter 20,13 Mark verlangen.

Das stille Örtchen würde für die Dörfler zum Luxus-Apartment. Eine vierköpfige Familie, rechneten aufgebrachte Bewohner ihren Gemeindeoberen vor, müsse monatlich demnächst 600 Mark allein für Klo-Spülungen berappen – bei Durchschnittseinkommen von 2000 Mark.

„Bei solchen Kosten könnten die sich auch einen Rolls-Royce mit Chauffeur mieten und ihre Notdurft jeweils wegfahren lassen", spottet Rechtsanwalt Jürgen Schacht. „Das wäre billiger." Der Hamburger Jurist, Spezialist für Klagen gegen ruinöse Abwassergebühren, hat inzwischen Kundschaft quer durch die Republik.

Denn exorbitant gestiegene Abwasserkosten bringen gegenwärtig vielerorts in Deutschland Bürger in Wallung. In Thüringen erbosten sich 21 Bürgerinitiativen in einem offenen Brief an Ministerpräsident Bernhard Vogel (CDU), „daß zahlreiche Haus- und Grundstückseigentümer, die ihren Besitz über zwei Diktaturen erhalten konnten, nun durch unseriöse Machenschaften enteignet" würden. In Niedersachsen gründeten Gebührenzahler Ende Januar eine „Volksinitiative für kommunale Beitragsgerechtigkeit und Umweltschutz".

Betroffen sind vor allem Bewohner ländlicher Regionen. Denn wie in der Eifel werden auch anderswo weit verstreute Dörfer über ausgedehnte und damit teure Kanalsysteme an oft viel zu große Kläranlagen angeschlossen.

Drei bis vier Millionen Mark, fürchten die 90 Bewohner von Giescheid in der Hocheifel, wird sie ihr Abwasserkanal kosten, dessen Rohre durchs Gebirge gelegt werden müssen. Es sei fraglich, beschweren sich Hausbesitzer beim nordrhein-westfälischen Umweltminister Klaus Matthiesen, „ob bei einer Versteigerung des ganzen Dorfes dieser Preis zu erzielen wäre".

Experten, etwa von der Interessengemeinschaft dezentrale Abwasserbehandlung, sehen Großklärwerke für die Provinz als kostspieligen Unfug an. Sie plädieren für billigere Kleinanlagen. Die gewährleisten, wenn sie auf neuestem technischen Stand sind, auch nach Untersuchungen des nordrhein-westfälischen Landesumweltamtes „einen ausreichenden Schmutzrückhalt".

Doch die Aufbereitung von Dreckwasser ist für Planungsbüros und Klär-

werkshersteller ein einträgliches Geschäft. Die Anlagen samt Kanalsystem können gar nicht aufwendig genug sein: Das Honorar der Ingenieurbüros, die im Auftrag der Kommunen Klärwerke planen, steigt mit der Investitionssumme.

Bis zu 100 Prozent zu groß sind Klärwerke in Brandenburg, fanden Rechnungsprüfer heraus. Für Bayern ermittelte der Rechnungshof, daß etwa ein Drittel der Klärwerkskapazitäten gar nicht gebraucht wird. Investitionen in Milliardenhöhe wurden verschwendet.

Auch schwarz läßt sich mit Schmutzwasser so manche Mark machen. Bei der Staatsanwaltschaft München I mühen sich sieben Staatsanwälte, das Gewirr von Preisabsprachen und Schmiergeldzahlungen beim kommunalen Klärwerksbau freizulegen. Sie ermitteln gegen mehr als 300 Beschuldigte in Behörden, Planungsbüros und Lieferfirmen. Es gebe „Strukturen, die auf eine gewisse Organisation" hindeuteten, sagt Staatsanwalt Winfried Schubert.



S. HUSCH / TERZ

Landwirt Bissels: Protest mit Güllefaß



OBERHEIDE / ARGUM

Gemeinderat Meier*: Wütende Briefe vom Ingenieur

Die Klärwerks-Mafia arbeitet nach den Erkenntnissen der Münchner mit System: Manchmal bestechen die Hersteller Kommunalbeamte, die für die Vergabe der lukrativen Aufträge zuständig sind. Meistens jedoch sind es die von den Gemeinden eingeschalteten Planungsbüros, die geschmiert werden. Bis zu drei Prozent der Auftragssumme ist Firmen nach den Ermittlungen die Information wert, wer die Mitbieter sind – bei zweistelligen Millionenbeträgen ein ordentliches Bakschisch. Ausschreibungen werden so zur Farce. Viele Hersteller sprechen ihre Preise nach Erkenntnissen der Münchner Staatsanwälte untereinander ab.

Wie solche Gespräche ablaufen, erfuhr Detlev Köhler, Inhaber eines Ingenieurbüros im sächsischen Markkleeberg. Köhler versuchte 1992 beim Bau des Klärwerks in Dessau ins Geschäft zu kommen. Er bot an, für etwa 65 Millionen Mark könne er eine Anlage des bayerischen Herstellers Von Nordenskjöld-Verfahrenstechnik planen.

Am Klärwerksbau wollte als Partner auch eine Berliner Unternehmensgruppe beteiligt werden, die Umwelttechnik verkauft. Was dann passierte, schildern Köhler und dessen Mitarbeiterin Elke Hopstock in eidesstattlichen Versicherungen so: Ein Gesprächspartner habe vorgeschlagen, den Preis auf 100 Millionen anzuheben. Allein 20 Millionen würden für Schmiergelder benötigt. Das Geschäft laufe „über die FDP-Schiene".

Ob sich hinter dem Vorschlag mehr als Wichtigtuerei verbarg, blieb ungeklärt. Köhler lehnte nach eigenen Angaben den Eintritt in das Preiskartell ab. Sein Gesprächspartner Axel Th. Lilie, damals Kooperationspartner der Berliner Firmengruppe, erinnert sich an überhaupt kein Kartell. Er habe bei dem Treffen, in dem es um eine Zusammenarbeit mit der Firma Von Nordenskjöld gegangen sei, nie von 20 Millionen gesprochen. „Und wenn, dann war es vielleicht die Übertreibung eines Kabarettisten, der, indem er übertreibt, das deutlich macht, worum es geht."

Für Bürger und Kommunalpolitiker sind Mauscheleien meist nicht zu durch-

* Mit einem Bauplan für das Schwarzenfelder Klärwerk.

Kennen Sie ALX-COMET? Wenn Sie in einem kleinen oder mittelständischen Unternehmen arbeiten, höchstwahrscheinlich. Schließlich ist ALX-COMET über Jahre zu einem Standard im kaufmännischen Bereich geworden. Fraglich war allerdings, ob dieser Standard Zukunft hat. [illegible] Denn Siemens Nixdorf Informationssysteme hat sich entschieden, mit Microsoft eine Partnerschaft einzugehen und gemeinsam ALX-COMET für Windows NT zu entwickeln. So werden alle technologischen Vorteile des Microsoft Serversystems Windows NT™ genutzt. Jetzt wird die neue kaufmännische Software ALX-COMET ganz sicher Zukunft haben und das Standard-Softwarepaket für alle kleinen und mittelständischen Unternehmen bleiben.

„EINE GUTE CLIENT/SERVER-LÖSUNG IST IMMER ZUKUNFTSORIENTIERT. UNSERE MIT MICROSOFT ÜBRIGENS

Dr. Ing. [illegible], Mitglied der Geschäftsführung Bereich Anwendersoftware,
Siemens Nixdorf Informationssysteme AG



PARTNERSCHAFT AUCH."



schauen. Im sachsen-anhaltinischen Rollsdorf nahe der Lutherstadt Eisleben etwa baute die westdeutsche Firma Steinmann + Ittig für mehr als 30 Millionen Mark ein gigantisches Klärwerk, das für die Region, für die es geplant wurde, viel zu groß ist.

Die Ausschreibung hatte das Eislebener Ingenieurbüro Dr. Beitelsmann und Partner erarbeitet, ein vermeintlich unabhängiger Planer. In Wahrheit waren Beitelsmann-Geschäftsführer Ingo Bachmann und Lieferant Manfred Ittig 1991 bei der Auftragsvergabe an Steinmann + Ittig eng miteinander verbandelt – als Kommanditisten der Bauelementefirma Alural im niedersächsischen Sarstedt.

Inzwischen ermittelt die Staatsanwaltschaft in Halle. Bauunternehmer Ittig, der auch anderen Kommunen in Ostdeutschland Großklärwerke angedreht hat, sitzt auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft Bielefeld bereits in Untersuchungshaft. Er soll Zollabgaben und Steuern hinterzogen haben.

„Ein ehrlicher Kaufmann hat hier keine Chancen“

Meist sind es klotzige Betonklärwerke, die von den Kommunen geordert werden. Preisgünstigere Techniken, wie sie im Ausland üblich sind, kommen dagegen nur selten zum Zug. „Was die Dänen für 500 000 Mark liefern, kostet in Deutschland fünf Millionen“, sagt Karl-Heinz Ritzi, Spezialist für biologische Abwasseranlagen. Vergebens versuchte der Ingenieur mit billigeren skandinavischen Systemen, die in dänischen Gemeinden erprobt sind, auf dem deutschen Markt Fuß zu fassen. Ritzis resignierende Erkenntnis: „Ein ehrlicher Kaufmann hat hier keine Chancen mehr.“

Die Preistreibereien verbergen sich meist in einem für Laien kaum entwirrbaren Wust von technischen Erklärungen. Wer nicht mitmache, sei schnell „ganz weg vom Fenster“, schildert der Mitarbeiter eines Zulieferbetriebes die Gebräuche der Branche. „Dann kommen Sie auf die schwarze Liste. Da können Sie es ganz vergessen.“

Wie die Geschäfte laufen, ergründete der Lehrer Josef Meier, Ratsherr im oberpfälzischen Markt Schwarzenfeld. Meier war durch Zufall darauf gestoßen, daß es für ein in Schwarzenfeld geplantes Klärwerk eine weitaus preiswertere Alternative gab. In der Zeitung las er von einer Anlage, die im nahen Neunburg vorm Wald entstehen sollte. Preis: 8 Millionen Mark. Das Schwarzenfelder Projekt sollte, obgleich es viel kleiner ist, 24 Millionen kosten.

Meier begann, sich für das Klärwerksgeschäft zu interessieren, und stieß reihenweise auf Ungereimtheiten. Industrielle Kläranlagen, erfuhr er, seien generell viel billiger als kommunale, weil die Industrie keine preistreibenden Planungsbüros einschalte, sondern die Angebote direkt prüfe und in der Regel das günstigste auswähle. Für die Firmen sind Klärwerke Kostenfaktoren und keine Prestigeobjekte. In Neunburg entschieden sich die Behörden nur deshalb für die preiswertere Anlage, weil ein Kartoffelchips-Hersteller drohte, sein Werk wegen zu hoher Abwasserkosten zu schließen.

Meier holte für Schwarzenfeld ebenfalls ein Alternativ-Angebot ein. Daraufhin überzog das für die Gemeinde arbeitende Regensburger Planungsbüro die Ratsmitglieder mit wütenden Briefen und abfälligen Expertisen über das Gegenmodell – mit Erfolg: Die Gemeinderäte knickten ein und stimmten für das 24-Millionen-Projekt.

Einen Grund für das Verhalten der Kommunalpolitiker sieht Meier in den Zuschüssen, die das Land Bayern, wie die übrigen Bundesländer, für neue Kläranlagen zahlt. Je höher diese sind, um so geringer sei die Motivation, preiswerte Lösungen durchzusetzen. Die verschwendeten Steuer-Millionen kommen ja nicht aus der Gemeindekasse.

Aber auch die zuständigen Landesbehörden sind nicht unbedingt preisbewußt. So haben in Brandenburg zwei Mitarbeiter des Umweltministeriums und ein Angestellter des Umweltamtes bis 1991 nebenbei Planungsbüros betrieben und Gemeinden des Landes gegen Honorar bei der Abwasserentsorgung beraten.

In Bayern bat der Schwarzenfelder Gemeinderat Meier das Landesamt für Wasserwirtschaft vergebens um Hilfe im Kosten-Poker. Die Behörde bescheinigte der 24 Millionen Mark teuren Anlage sogar, sie sei in „Planung und Konstruktion wirtschaftlich und sparsam“. Die der Gemeinde entstehenden Kosten seien „angemessen“.

Daß die Schwarzenfelder trotzdem wenigstens acht Millionen weniger für ihr Klärwerk ausgeben, haben sie Meiers Beharrlichkeit zu verdanken: Als der nicht lockerließ, kam vom zuständigen Planungsbüro in Regensburg plötzlich ein neuer Kostenvoranschlag über 16 Millionen Mark. Begründung: Die Auflagen seien gelockert worden.

Im Eifeldörfchen Haus Eichen versuchen es die Bürger unterdessen mit zivilem Ungehorsam. Mit Güllefaß und Trecker blockierte Bauer Jakob Bissels am Ortseingang die Kanalbauarbeiten. Die Eifel-Landwirte fürchten, die Kanalgebühren könnten sie die Existenz kosten. Wenn die Gegenwehr erfolglos bleibe, sagt Bissels, „gehen hier die Höfe alle über die Wupper“. ❑

Jeder zweite Pudel ist depressiv.

Geschoren und aus dem Schoß verstoßen: ein Hund in der Krise.

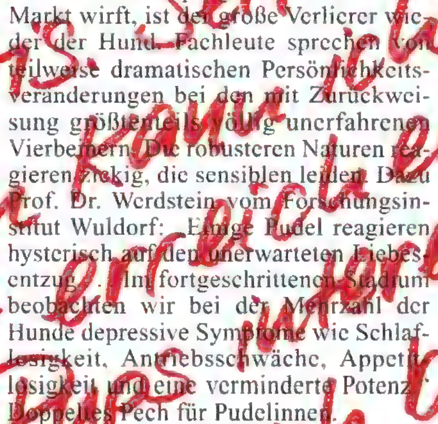
Bis vor Jahren galt er als des Deutschen liebster Hund: Mit seinem Minipli-Look gehörte er zum Rimini-Touristen wie das Kraut zur deutschen Wurst. Der Pudel, einst Schoßhund der Nation, trauert um sein verlorenes Paradies. Der Pudelabsatz sinkt. Insbesondere beim ehemaligen Kassenschlager, dem klassisch schwarzen oder weißen Großpudel (Schulterhöhe 45 bis 60 cm), beklagen Tierhändler dramatische Einbrüche. Zuwachsraten verzeichneten nur Größenvarietäten wie der Zwergpudel



Auch der Friseur kann nicht mehr helfen.

(Schulterhöhe 28 bis 35 cm) und der Toypudel (erwünschter Idealtyp 26 cm) oder Farbnovitäten wie der Mehrfarbenpudel und der apricotfarbene Pudel. Alle anderen – Pudel hin, Pudel her – fühlen sich gar nicht pudelwohl in ihrer Haut. Stellt sich doch die beängstigende Frage: der Pudel im Aus?

Tierpsychologen schlagen Alarm. Während die Branche sich relativ schnell der veränderten Nachfrage anpaßt und Pudel zu Dumping-Preisen auf den Markt wirft, ist der große Verlierer wieder der Hund. Fachleute sprechen von teilweise dramatischen Persönlichkeitsveränderungen bei den mit Zurückweisung größtenteils völlig unerfahrenen Vierbeinern. Die robusteren Naturen reagieren zickig, die sensiblen leiden. Dazu Prof. Dr. Werdstein vom Forschungsinstitut Wuldorf: „Einige Pudel reagieren hysterisch auf den unerwarteten Liebesentzug ... Im fortgeschrittenen Stadium beobachten wir bei der Mehrzahl der Hunde depressive Symptome wie Schlaflosigkeit, Antriebsschwäche, Appetitlosigkeit und eine verminderte Potenz." Doppeltes Pech für Pudelinnen.



Die Verletzung sitzt tief, mehr Pep bei der Schur ist da bestenfalls oberflächliche Kosmetik. Trotzdem ist auch beim Pudel der Gang zum Friseur Strategie Nr. 1 gegen ein angepißtes Selbstwertgefühl. Neben den Standard-Schuren wie der klassischen Löwenschur oder der englischen Sattelschur sind in letzter Zeit insbesondere Schuren mit extrem ausgeprägten Rutenpompons in Mode. Hundesalons verzeichnen zweistellige Umsatzzuwächse und stoßen sich nach lauen Jahren am Egoknick des Pudels gründlich gesund. Neuester Trend: die



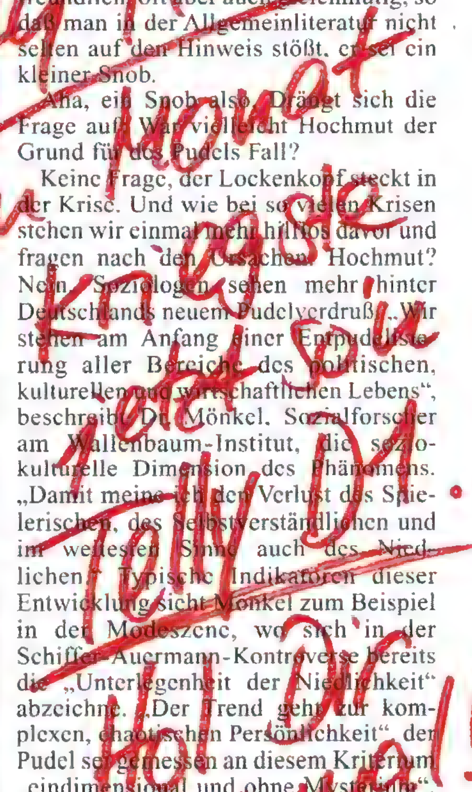
Vergangenheit: der Pudel, Schoßhund der Nation

Coloration. Mit anderen Worten: Auch bei den Pudeln müssen wir neuerdings auf falsche Blondinen gefaßt sein.

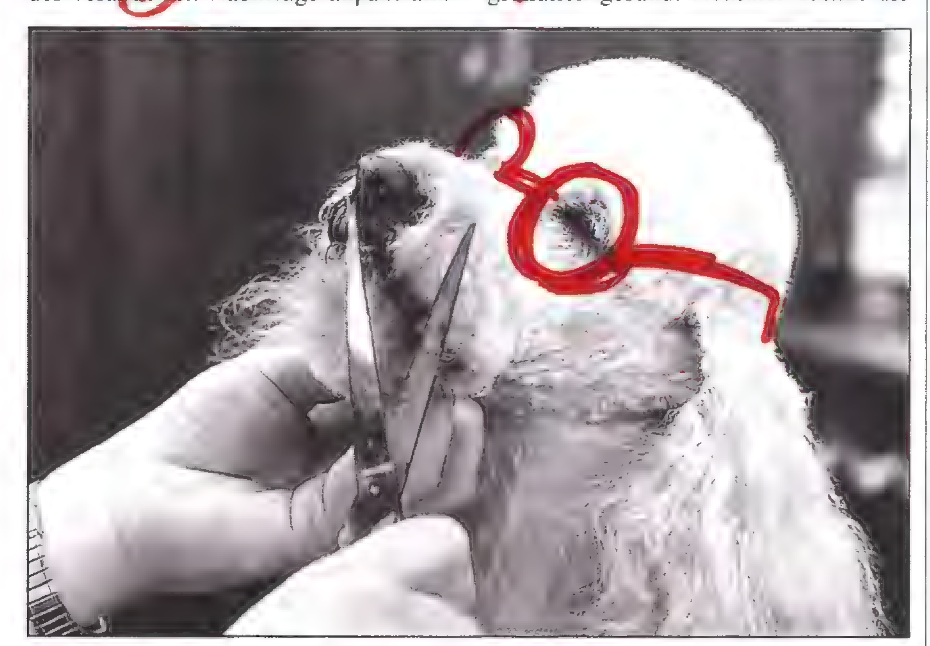
Doch hat der Hund das nötig? Schönheit vergeht. Kommt es nicht auch beim Pudel letztlich auf die inneren Werte an? Experten sind sich einig: Im Pudel kumulieren die liebenswerten Eigenschaften eines heiteren Individualisten. Er hat die frohe Gelassenheit jener begnadeten Kreaturen, die sich ihrer Schönheit bewußt und deren Wirkung sicher sein dürfen. Allerdings: Anderen Hunden gegenüber ist der Pudel zwar freundlich, oft aber auch gleichmütig, so daß man in der Allgemeinliteratur nicht selten auf den Hinweis stößt, er sei ein kleiner Snob.

Aha, ein Snob also. Drängt sich die Frage auf: War vielleicht Hochmut der Grund für des Pudels Fall?

Keine Frage, der Lockenkopf steckt in der Krise. Und wie bei so vielen Krisen stehen wir einmal mehr hilflos davor und fragen nach den Ursachen. Hochmut? Nein. Soziologen sehen mehr hinter Deutschlands neuem Pudelverdruß. „Wir stehen am Anfang einer Entpudelisierung aller Bereiche des politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens", beschreibt Dr. Mönkel, Sozialforscher am Wallenbaum-Institut, die soziokulturelle Dimension des Phänomens. „Damit meine ich den Verlust des Spielerischen, des Selbstverständlichen und im weitesten Sinne auch des Niedlichen." Typische Indikatoren dieser Entwicklung sieht Mönkel zum Beispiel in der Modeszene, wo sich in der Schiffer-Auermann-Kontroverse bereits die „Unterlegenheit der Niedlichkeit" abzeichne. „Der Trend geht zur komplexen, chaotischen Persönlichkeit", der Pudel sei gemessen an diesem Kriterium „eindimensional und ohne Mysterium". Ein hartes Urteil, auch ein gerechtes?



Man wird sehen. Enden wir mit einem Zitat aus Peter Semeitlins 1840 veröffentlichtem „Versuch einer vollständigen Tierseele", das zeigen mag, daß auch die Gelehrten ihre Zeit haben: „Er hat ... Genialitäten." *Lonny Cubek*



Allzu menschlich: frustrierte Pudel beim Friseur



MACHEN SIE AUS IHREM PC EINEN BANKER

Jetzt können Sie aus Ihrem PC einen Banker machen. Mit modernster Technik, die einfach zu handhaben ist: die Electronic-banking-Programme der Sparkasse.

Mit elektronischer Kontoführung oder ZV-light haben Sie schnellen, direkten Zugriff auf aktuelle Geschäftsvorgänge Ihrer Konten und sparen so Zeit und Geld.

Grundlegende Informationen zur Unternehmenssteuerung und -planung liefern unsere Analyse-, Planungs- und Simulationsprogramme, z.B. die Einzelbilanzanalyse, die Finanz- und Liquiditätsplanung oder unsere Brancheninformationen.

Nutzen Sie dieses Angebot: Electronic banking der Sparkasse – eine Zukunftsinvestition, die sich lohnt.

wenn's um Geld geht – Sparkasse

Unternehmen der Finanzgruppe

Frauen

Hemmnis Mutter

Schwangere in Ostdeutschland müssen um ihren Arbeitsplatz fürchten – in den letzten Jahren flog jede zweite raus.

Zu seiner schwangeren Sekretärin war der Chef richtig nett. Natürlich könne sie, gestand ihr der Schuhfabrikant aus Leipzig zu, so lange weiterarbeiten, wie sie sich wohl fühle.

Für die Zeit danach versprach der Unternehmer der 34jährigen noch zwei Monatsgehälter Abfindung, bei den „üblichen Formalitäten“. Arglos unterschrieb die Schwangere ihren eigenen Arbeitsauflösungsvertrag. Seit der Geburt ihres Sohnes ist sie arbeitslos.

Die fiesen Tricks häufen sich. Mit allen Mitteln versuchen Arbeitgeber besonders in Ostdeutschland, die Unerfahrenheit ihrer Angestellten auszunutzen und in Zeiten knapper Jobs den seit 1952 geltenden Mutterschutz auszuhebeln. Das ist das Ergebnis einer Studie im Auftrag des Bundesfamilienministeriums zur „Lage erwerbstätiger Mütter in den neuen Bundesländern“.

Experten des Kölner Instituts für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik untersuchten das Schicksal von 10 000 jungen Müttern im Osten. Fazit: Jede zweite hatte mit ihrer Schwangerschaft ihren Job verloren. Mehr als 3000 Frauen wurden während des Erziehungsurlaubs gefeuert, jede vierte vom Arbeitgeber genötigt, die Baby-Pause zu verkürzen.

Bundesfamilienministerin Claudia Nolte (CDU) bemüht sich, den Druck auf die Frauen zu erklären. Die hohe Kündigungszahl hänge mit den Massenentlassungen im Osten während des Untersuchungszeitraums 1991 und 1992 zusammen. Allerdings, so räumt die CDU-Ostfrau ein, sei es „schon zu befürchten“, daß weiterhin illegal rausgeschmissen werde. Mehr als harsche Briefe an die Arbeitgeber und die zuständigen Behörden fielen Nolte bisher nicht ein, um eines der wichtigsten Schutzrechte zu retten.

Die Bundesregierung, die in der Familienpolitik auf Hilfe für Schwangere und längeren Erziehungsurlaub anstelle von Abtreibung setzt, wird durch den Bericht geradezu bloßgestellt. Die rigide Kündigungspraxis, gibt denn auch Familienstaatssekretär Heribert Scharrenbroich zu, „hätte verhindert werden können“.

Dabei ist selbst die erschreckende Kündigungsstatistik, so räumen die Autoren der Untersuchung ein, „noch immer etwas geschönt“. In keine Rechnung geht die verbreitet beobachtete Praxis der Arbeitgeber ein, den Ablauf des Erziehungsurlaubs abzuwarten, um nach einer „Schamfrist“ die Frauen per ordentlicher Kündigung loszuwerden.

Referatsleiterin Renate Hoffmann vom sächsischen Landesarbeitsamt hat „in den letzten Wochen sieben Fälle“ verfolgt. Betroffen seien meist Frauen, die gerade aus dem dreijährigen Erziehungsurlaub in ihre Firma zurückgekommen waren.

Um die dann wieder geltenden normalen Kündigungsfristen zu umgehen, werde ihnen häufig eine Abfindung „um die 10 000 Mark“ angeboten. Hoffmann: „Bei den Arbeitgebern gilt eine Mutter von kleinen Kindern als Hemmnis.“

Die Arbeitsämter warnen vor dem schnellen Geld. Denn wer einem Auflösungsvertrag mit seinem Arbeitgeber zustimmt, wird für drei Monate vom Arbeitslosengeld ausgeschlossen. Zudem müssen die Frauen damit rechnen, daß die Abfindung auf dann folgende Zahlungen des Arbeitsamtes mindestens teilweise angerechnet wird.

Nur elf Prozent der Geschaßten nahmen sich einen Rechtsanwalt. Gewerkschaften und Betriebsräte seien überfordert, so resümiert ein Wissenschaftler, der an der Kölner Studie mitschrieb: „Manche gönnen den in der DDR angeblich gehätschelten Jungmüttern ihr Schicksal richtig.“

Dabei ist die Rechtslage klar. Einer Kündigung junger Mütter muß das Gewerbeaufsichtsamt zustimmen. Das geschieht allenfalls, wenn die Frau gestohlen hat oder dem Betrieb nachweislich die Pleite droht. Die Kündigung einer Schwangeren aus anderen Gründen ist unwirksam.

Um solchen Problemen zu entgehen, meiden viele Arbeitgeber von vornherein den legalen Weg. André Fischer, DGB-Rechtssekretär aus Chemnitz, kennt gerade zwei Fälle aus den letzten vier Jahren, für die sich ein Chef die Genehmigung eingeholt hat. 80 Prozent aller befragten Frauen bestätigen, daß nie eine Aufsichtsbehörde eingeschaltet war.

Das schlechte Vorbild macht offenbar im Westen Schule. Vorsichtige Schätzungen der Bundesanstalt für Arbeit kommen zu dem Ergebnis, daß in den letzten Jahren in Westdeutschland etwa ein Drittel mehr Kündigungen gegen Schwangere ausgesprochen wurden als vor der Wende. ❑



M. MEYBORG / SIGNUM

Berufstätige Frauen in Ostdeutschland: Rausschmiß nach Schamfrist

Tourismusbranche in Nordrhein-Westfalen – Wachs



Bildhauer Florian Nimmergut und Steinmetz Karl Cordier in der Dombauhütte Köln bei Arbeiten an einer Kreuzblume für den

Auch ein Beitrag zum sukzessiven Strukturwandel in Nordrhein-Westfalen: Die Tourismuswirtschaft erzielt einen Zuwachs an Wertschöpfung, aber auch an Arbeitsplätzen, Tendenz steigend – dank abwechslungsreicher Landschaft, attraktiver Sehenswürdigkeiten, städtebaulicher Vielfalt, gewachsenen Kulturreichtums und spannender Freizeitangebote.

tumsmarkt und bereits zweitgrößter Arbeitgeber.

Südturm am Kölner Dom.

Der Industriestandort im Wandel...

Auf Tour an der Ruhr.
Erlebnis-Tour, Extra-Tour oder Studien-Tour – der neue Ruhr-Tour-Prospekt wartet mit einem vielfältigen, interessanten Angebot auf. Info: 0201/2069356.

Auf Kaisers Spuren.
Die „Römer-Route" im Norden, jetzt dazu die „Kaiser-Route" im Süden – ein weiterer Fahrrad-Fernwanderweg von Aachen über den Rhein, entlang der Ruhr und Möhne bis zur Kaiserpfalz nach Paderborn: 370 km historische Sehenswürdigkeiten und Freizeitattraktionen. Info: 0201/88 45 05

Auf Schusters Rappen durch den Emscher Park.
131 km „Emscher Park-Wanderweg" von Duisburg bis Bergkamen durch 11 Städte, restaurierte Arbeiter-Siedlungen und Wasserschlösser, begrünte Bergehalden und umgebaute Zechen. Info: 0209/1703110.

Gesellschaft für Wirtschaftsförderung Nordrhein-Westfalen mbH
Postfach 20 03 09
40101 Düsseldorf
Telefon 0211/130 00 00



Erlebnisland Nordrhein-Westfalen: Mit fast 12 Mio. Gästen und mehr als 36 Mio. Übernachtungen jährlich gehört es zu den drei beliebtesten deutschen Reiseländern.




ACTION PRESS

Tornado-Übungsflüge über Süddeutschland: Niemand weiß, ob das simple Szenario der wirren Realität entspricht

Bundeswehr

Die Maikäfer im Bomber

SPIEGEL-Redakteur Hajo Schumacher über das Training deutscher Tornado-Teams für den Kriegseinsatz

Schlechte Sicht, steife Brise aus Nordwest, es nieselt. An diesem Morgen müssen vier deutsche ECR-Tornados wieder Krieg üben, Start um 7 Uhr, Rückkehr 8.50 Uhr. Vorn sitzt der Pilot, dahinter der Waffensystemoffizier, der im Ernstfall die Bomben ausklinkt.

Gemeinsam mit britischen und amerikanischen Jets sollen sie ein Dutzend Transportmaschinen schützen, die Blauhelme im Feindesland einsammeln und in Sicherheit bringen.

Gefahr droht von radargesteuerten Flugabwehrraketen, die unablässig auf die Nato-Flugzeuge gerichtet sind. Was geschieht, wenn die Tornados ihre Raketen verschossen haben und der feindlichen Flak ausgeliefert sind? Wie lassen sich freundliche und feindliche Radarpeilung auseinanderhalten? Was tun, wenn die minutiöse Planung hakt und der Sprit knapp wird?

Seit feststeht, daß deutsche Kampfflugzeuge beim jederzeit möglichen Blauhelm-Abzug aus Bosnien helfen sollen, trainiert das Jagdbombergeschwader 32 den Ernstfall. Täglich jagen die Jets aus dem Lechtal zwischen Augsburg und Landsberg in Richtung französische Grenze.

Irgendwo zwischen Saarbrücken und Verdun sind im Unterholz zwei Radarsender versteckt, die serbische Flak-Stellungen simulieren. Außer Reichweite fliegt ein Tankflugzeug, das die Tornados in der Luft mit Treibstoff versorgt. Daneben kreisen Jäger, zur Sicherheit.

Ob das simple Szenario der wirren Realität in Ex-Jugoslawien entspricht, „weiß keiner ganz genau", sagt Oberst Johann G. Dora, 46. Ein Einsatz auf dem Balkan „ist ein äußerst diffiziles Unterfangen", ahnt der Kommodore der Lechfelder Schwabstadl-Kaserne – „im Golfkrieg war alles übersichtlicher".

Die Übungen beruhigen zumindest die Nerven bis zum Einsatz. Und der kommt bestimmt. Ob im Mai in Bosnien, im Sommer über dem Nordirak oder im Herbst irgendwo anders auf der Welt: „Es ist nur eine Frage der Zeit", bis „die Buben" in den Krieg fliegen, sagt der Kommandeur der fliegenden Gruppe, Peter-Georg Stütz, 40.

Seine vier „Buben" – die Piloten Albrecht, 29, und Horst, 34, die Systemoffiziere Andreas, 30, und Peter, 31 – hokken nach beendeter Mission im grauen Overall bei Frikadellen, Erbsen, Möhren und Kartoffelpüree. Auf dem Weg zur Kantine müssen sie an der Ahnengalerie der Kaserne vorbei. Zwölf Schwarzweiß-Porträts, an die Holzwand genagelt, stehen für zwölf Abstürze. Zuletzt bohrte sich 1985 ein Lechfelder Tornado in die Muttererde.

Daß Jet-Piloten selbst in Friedenszeiten dem Tod näher sind als Finanzbeamte, argumentieren die Piloten routiniert nieder: Aus den Abstürzen „können wir nur lernen" und „Unfälle passieren auch auf der Straße".

Die vier wissen, daß sie zu der Gruppe der ausgewählten 32 gehören, die bei einem Bosnien-Einsatz dabei wären. „Sie haben den Kopf frei", lobt Stütz. Zwei seiner Soldaten sind verheiratet, Peters Tochter ist zwei Jahre alt. Wessen Frau schwanger ist, der kommt um den Einsatz herum: Kopf nicht frei.

Den freien Kopf kann man trainieren. So haben die Flieger eine eigene Sprache entwickelt, die ohne emotionale Begriffe auskommt. Worte verlieren an Bedrohung, wenn man sie verklausuliert, verjuxt oder sorgsam umschreibt. „Angst" zum Beispiel kennen sie nicht, denn das würde „unkontrolliertes Handeln" bedeuten. „Furcht" lassen sie gerade noch gelten.


Tornado-Team Albrecht, Horst, Andreas, Peter: „Unfälle passieren auch auf der Straße"

Kriegseinsatz heißt „determined effort" – entschlossener Einsatz –, der Bomber „Vogel". Wer eine Bombe an Bord trägt, „nimmt das Ei untern Hintern", wer per Schleudersitz aus dem Cockpit katapultiert wird, muß eben „aussteigen".

Die „Buben" schießen nicht auf Raketenstellungen, vor denen die Serben womöglich bosnische Kinder und Frauen als Geiseln gefesselt haben – sie „reagieren erfolgreich auf eine Bedrohung". Die Strategie funktionierte schon im Golfkrieg, da war die Rede von „chirurgischen Operationen". So reden und denken sich die Tornado-Piloten ihren Job so normal wie möglich.

Vier Millionen Mark hat das Verteidigungsministerium pro Mann investiert, um ihn für das Leben zwischen Tod und Überschall zu härten. Fünf Jahre lang durchlaufen die Kandidaten ein Dutzend Prüfungen, argwöhnisch gemustert von Psychologen, Medizinern, Fluglehrern und einem Rudel militärischer Zuchtmeister.

Sie wollen den raren Typus des kontrollierten Draufgängers herausfiltern, der idealerweise noch über die „Maikäfer-Figur" verfügt: gedrungen, kurzer Hals, kurze Extremitäten. So können sich die Piloten unter extremen Druckbelastungen immer noch etwas bewegen.

Seelische Belastbarkeit sollen deutsche Tornado-Piloten im Flugmedizinischen Institut in Fürstenfeldbruck beweisen. Dort müssen die Kandidaten unter Zeitdruck schwierige Kursberechnungen im Kopf lösen. Jeder vierte, der es bis hierhin geschafft hat, wird ausgemustert.

Zuweilen kommen ins Institut auch erfahrene Piloten, die plötzlich über Magenbeschwerden, Ängste oder Kreislaufprobleme klagen – Indizien für unbewältigte Sorgen. Hilft auch eine Gesprächstherapie nicht („Über alles reden! Keine Tabus!"), raten die Doktoren zu einem anderen Beruf.

Daß auch kühle Krieger streiken, mußten die Generale beim ersten Beinahe-Einsatz erfahren. Als im Golfkrieg bekannt wurde, daß das Flugabwehrraketen-Geschwader 36 aus Bremervörde nach Diyarbakir in die Türkei verlegt werden würde, 250 Kilometer vor der irakischen Grenze, verweigerten noch zu Hause 50 Mann. In Erhac quittierten drei Männer vom Jagdbombergeschwader 43 aus Oldenburg den Dienst. „Hosenscheißer", zeterte Generalinspekteur Klaus Naumann, in der Truppe für schlichte Sicht der Dinge berüchtigt.

Die Luftwaffe leidet noch heute unter dem Türkei-Trauma. Doch die Ausfälle sind normal. „Die Männer haben sich zuviel zugemutet", meint ein Seelendoktor in Fürstenfeldbruck: „Am Anfang denken alle nur ans Fliegen."

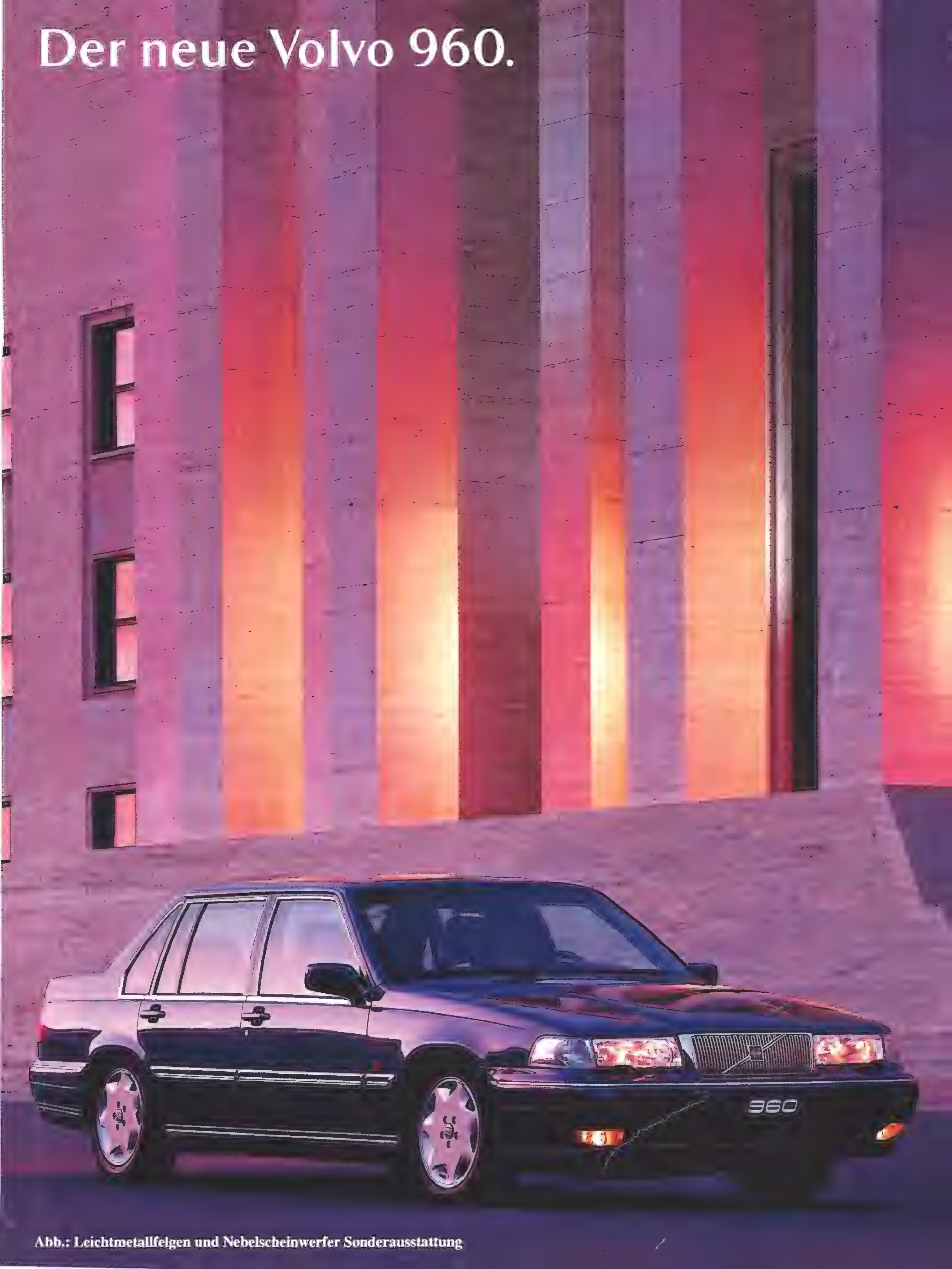
So war es auch bei Peter, Albrecht, Horst und Andreas. Als sie Mitte der achtziger Jahre anfingen, verhieß die Bundeswehr-Reklame Natur, Technik, Abenteuer und Reisen. Bewundert von Kegelvereinen und Schulklassen, die andächtig durch den Fliegerhorst strichen, durften sie ihre Leidenschaft ausleben: schnell und tief mit einem mehr als 74 Millionen Mark teuren Jet fliegen, ohne je eine scharfe Bombe ausklinken zu müssen.

Im Schatten der Atomraketen, die Washington und Moskau aufeinander gerichtet hatten, war der Ernstfall nicht in Sicht. Es gab nur den Kick, umgeben von einigen Tonnen Kerosin, viel Elektronik, Leichtmetallplatten und harmlosen Übungsbomben in doppelter Schallgeschwindigkeit der Sonne entgegen zu sausen. Echter Krieg – der war lange her oder weit weg.

Doch seit der „Einsatz näher ist denn je" (Albrecht), haben das Luftkampf-


Serbische Soldaten in Bosnien*: „Im Golfkrieg war alles übersichtlicher"

* Bei Banja Luka.


Der neue Volvo 960.
960
Abb.: Leichtmetallfelgen und Nebelscheinwerfer Sonderausstattung

GRAMM

SCHLIESSLICH TRAGEN SIE DAS ETIKETT IHRES ANZUGS AUCH NICHT AUSSEN.

Sie genießen gern die schönen Dinge des Lebens. Aber Sie stellen sie niemals zur Schau. Diese Gelassenheit und Selbstverständlichkeit legen Sie auch bei der Wahl Ihres Autos an den Tag. Da kommt Ihnen der neue Volvo 960 vielleicht gerade recht.

Seine diskrete äußere Form, die wohltuende, unaufdringliche Eleganz passen zu Ihrem Lebensstil. Und die inneren Werte dahinter passen ganz zu dem, was Ihnen beim Fahren viel Freude macht: ein agiler, fortschrittlicher Sechszylinder mit 24 Ventilen. Wahlweise mit 2,5 l oder 3,0 l Hubraum. Sowohl in der Limousine als auch im Kombi. Die Kraft des Triebwerks wird auf ein neues, intelligentes Fahrwerk mit Multi-Link-Hinterachse übertragen. Das Ergebnis: phantastische Spurtreue. Gesteigert durch den Komfort eines der modernsten Automatikgetriebe – serienmäßig in der 3,0-l-Version.

Der neue Volvo 960.
Als Limousine und Kombi.
Mit hochmodernen Triebwerken,
6 Zylindern und 24 Ventilen.
Serienmäßig mit Fahrer-Airbag,
SIPS-Seitenaufprallschutz u.v.m.
Beifahrer-Airbag auf Wunsch,
ohne Aufpreis.

Und durch die kompromißlosen Volvo Sicherheitssysteme wie ABS, Airbag, SIPS-Seitenaufprallschutz, integrierter Kindersitz. Schließlich zählt nicht nur das, was drauf steht, sondern auch das, was drin ist. Ab DM 52.800,– (unverbindliche Preisempfehlung ab Lager Volvo).

Der neue Volvo 960.
Think it over.



Volvo 960 Info-Service, Postfach 11 05, 63111 Dietzenbach, Fax: 0 60 74/85 03 12





Tornado-Kommodore Dora
„Äußerst diffiziles Unterfangen"

training über Sardinien und die Tiefflüge in 30 Meter Höhe im kanadischen Goose Bay ihre spielerische Unschuld verloren. Die Piloten sind nicht länger Herren der Lüfte, sondern Instrumente der Politik.

„Da mußte was im Kopf passieren", sagt Peter. Denn aus der „Aufgabe fürs Leben", die die Bundeswehr versprach, war auf einmal die Konfrontation mit eigenem und fremdem Tod geworden.

Zweimal stand Kommodore Dora in seiner Luftwaffen-Karriere vor einer Haustür, schluckte, klingelte und teilte einer Frau mit, daß sie ihren Mann verloren hatte. Daß es bald wieder soweit sein könnte, ist ihm klar. Kommt es zum Abzug aus Bosnien, „führt am ECR-Tornado kein Weg vorbei", sagt Dora. Am Absturz wohl auch nicht.

Dora trägt die Verantwortung für jene 140 der weltweit etwa 2000 Tornado-Piloten, die den ECR bedienen können, die Version „Electronic Combat and Reconnaissance" der Maschine. Die 35 bisher gebauten Spezialbomber, die allesamt in deutschen Hangars stehen, gelten als wirksamste Waffe gegen radargesteuerte Luftabwehr.

Als eine Mischung aus Minenhund und Bodyguard sollen sie den etwaigen Blauhelm-Abzug begleiten. Vorerst wünscht sich der Nato-Oberbefehlshaber in Europa, General George Joulwan, „6 bis 8" davon. Später vielleicht sogar 10 oder 20.

Bis in den letzten Winkel mit Elektronik vollgestopft, registriert die ECR-Version, wenn sie vom Radar einer serbischen Flak-Stellung erfaßt wird. Der Spezial-Tornado stört den Radarsender, notfalls jagt er auf dem Peilstrahl eine Rakete in die gegnerische Stellung. Allein die Präsenz der ECR-Tornados werde die Serben in Schach halten, hoffen die Generale. Theoretisch ein sauberer Schutz für die Truppen-Transporter, welche die Uno-Blauhelme aus dem bosnischen Krieg herausfliegen sollen.

Doch ob die Superwaffe gegen Serbenradar tatsächlich so einwandfrei operiert, ist ungewiß. Denn müssen die Maschinen aus relativ sicheren 3000 Metern in den Tiefflug, sind sie für jede Flak erreichbar, selbst für Stinger-Raketen, die ein Infanterist von der Schulter abfeuern kann. Schon eine verirrte Gewehrkugel könnte bei den sensiblen Fluggeräten „für Überraschungen sorgen", weiß Dora.

Wie wenig das Risiko zu kalkulieren ist, erfuhren die Tornado-Flieger vor vier Jahren: In den ersten Tagen des Golfkriegs stürzte täglich eine Maschine der Verbündeten ab, insgesamt kehrten neun Jets nicht zurück: Mal war es irakisches Feuer aus Waffen, über die die Serben auch verfügen, mal waren es Splitter der eigenen Bombe, mal ein Defekt, mal „Ursache unbekannt".

Natürlich sei der Wüstenkrieg mit Bosnien „nicht zu vergleichen", sagt Systemoffizier Peter. Dennoch blätterten die Piloten nun öfter als früher in der „Konzeption zur Familienbetreuung", wo es nicht nur um „Anzeichen von Gefechtsstreß (Kategorie ernst)" geht, sondern auch um „Verfahren bei Vermißten und Verschollenen", um „seelsorgerischen Beistand" und den „Trauerfall".

Daß sie selbst bald an einer Ahnentafel hängen könnten, wurde den Crews spätestens klar, als plötzlich Beamte aus dem Verteidigungsministerium im Fliegerhorst auftauchten. Sie wiesen auf die Haken im Kleingedruckten der Lebensversicherung hin. Bei Tod im Krieg, heißt es dort, wird nicht gezahlt. Das regele dann das Ministerium, beruhigten die Herren.

Nebenbei erinnerten sie noch an die Vorzüge eines akkurat abgefaßten Testaments. ❑

Vereine

Suppe ohne Salz

Ostdeutsche Alpenfreunde wollen ihre alten Berghütten wiederhaben, die sich Westvereine zu DDR-Zeiten unter den Nagel gerissen hatten.

Der Rentner Fritz Rammelt aus Selb in Oberfranken, 82 Jahre alt, will „noch mal wie ein Löwe kämpfen". Der vitale Alte, gebürtig im ostdeutschen Coswig, möchte noch erleben, „daß die Herren in München endlich in die Knie gehen".

Gemeint ist der Hauptvorstand des Deutschen Alpenvereins (DAV), den der Senior, selbst DAV-Ehrenmitglied, mit Briefen bombardiert. Rammelt wirft der Vereinsführung einen „mysteriösen Kuhhandel" vor, der „schamlos hinter dem Rücken der alten Besitzer" abgewickelt worden sei – die Aneignung von Berghütten in den Alpen, die einst ostdeutschen Kraxlern gehörten.

Zu DDR-Zeiten waren die ostdeutschen Bergvereine verboten worden. Viele ihrer Herbergen in den BRD-Gebirgen gingen an West-Sektionen über.

Auch das prächtige Berghaus in den Lechtaler Alpen in Tirol, von dem aus Rammelt einst die Steilhänge heraufkraxelte, wechselte den Besitzer: Auf Betreiben des DAV vermachte Rammelts alte Heimatsektion Sachsen-Anhalt die Immobilie 1971 der Sektion Oberer



Alpinist Rammelt: „Mysteriöser Kuhhandel"



Neckar mit Sitz im baden-württembergischen Rottweil.

Die Zeit verging, die Transaktion geriet in Vergessenheit. Keiner rechnete damit, daß ostdeutsche Alpenveteranen irgendwann Ansprüche stellen würden. Doch auf der ersten Hauptversammlung des Alpenvereins nach der Wiedervereinigung, 1991 in Pforzheim, wiesen Vertreter von wiedergegründeten Ost-Sektionen bescheiden darauf hin, „daß es da in den Alpen auch noch Altlasten gibt“ (so der damalige Anhaltiner Vorsitzende Dirk Pilger).

„Eine Sektion ohne Stützpunkt ist wie Suppe ohne Salz“, sagt Pilgers Nachfolger Helmut Stegmann, 58, Textilingenieur in Dessau. Die Anhalter Alpenfreunde, mittlerweile wieder 150 Mitglieder stark, wollen ihre Hütte in Tirol wiederhaben oder wenigstens geregelten Zugang zu einer anderen Vereinsherberge.

Mehr als die Hälfte der einstmals 21 Ost-Sektionen ist nach dem Untergang der DDR wieder zum Leben erwacht. Davon hat nur ein Teil alte Besitzansprüche durchsetzen können. In den anderen Fällen ist die Sache offen, oder die betroffenen Ost-Ableger haben nach Auffassung der Vereinsoberen in München keine Chance – ihre Rechte seien verwirkt, da sie es zu DDR-Zeiten versäumt hätten, zumindest formell Exil-Organisationen in Westdeutschland zu gründen.

Angesichts der westlichen Übermacht haben bereits einige ostdeutsche Bergfreunde kapituliert. So wollen die Sektionen Frankfurt/Oder und Leipzig ihre Ansprüche erst mal ruhenlassen; einst waren sie stolze Hüttenbesitzer im Tiroler Stubai. Die Kameraden aus Chemnitz haben auf ihre Immobilie in den Ötztaler Alpen schon ganz verzichtet. Nur die Anhaltiner bleiben stur.

Sie pochen auf einen Patenschaftsvertrag aus dem Jahr 1955. Mit dem Segen des DAV-Vorstands in München hatten die Freunde der Neckar-Sektion damals auf der Anhalter Hütte gelobt, diese nur „im echt bergsteigerischen Geist treulich zu verwalten“, bis die alten Besitzer das Haus „wieder übernehmen“ könnten. Ausdrücklich wurde noch 1987 der Patenstatus in einer Jubiläumsschrift der Baden-Württemberger gewürdigt.

Doch die Bergsteigereintracht galt offenkundig nur fürs zweigeteilte Deutschland. Nach der Wende traten die Wessis unverhohlen als Inhaber auf. Aus war's plötzlich „mit Partnerschaft und Patenschaft“, klagte der damalige Anhalt-Vorsitzer Pilger 1991 in einem Brief an den DAV.

Mittlerweile läßt der Alpenverein wenigstens prüfen, ob der Patenschaftskontrakt juristisch von Belang ist. Womöglich müssen die Anhaltiner aber klein beigeben. Vor mehr als drei Jahren schon ahnte Pilger: „Wir waren von naiver Bergkameradschaft beseelt.“ ❑

Peter Malys Kampfansage an die Kleideraufbewahrungs-Tristesse im Schlafzimmer: Onde. Die Welle. Das Schrankprogramm, das Ästheten nicht nur durch seine außergewöhnliche Oberfläche überzeugt. Denn die platzsparenden Dreh- und Falttüren enthüllen perfekt durchdachten Stauraum: ein unendlich variables System aus Schubkästen, Schuhdepots, Rollschränken, Haltestangen et cetera pp. Viel mehr von Onde erfahren Sie im Fachhandel und in den ligne roset Exklusivgeschäften (siehe Adreßverzeichnis).

Oder in unserem kostenlosen Gesamtkatalog: Roset Möbel GmbH, Stichwort SP 15/95, Postfach 12 30, 79191 Gundelfingen, Telefon 07 61 / 58 42 26.



DIE VERBINDUNG VON LEBEN UND WOHNEN



Kinder

Wie Sachen

Wie kommen Kinder zu ihrem Recht? Die Stadt Frankfurt am Main gibt Jugendlichen Rechtshilfe, vertraulich und kostenlos.

Die Klientin hatte sich auf den Termin bei ihrer Anwältin gut vorbereitet. Säuberlich waren ihre Fragen auf einem Zettel notiert, der vor ihr auf dem Schreibtisch lag.

Die 15jährige Sabine wollte wissen, was sie gegen die eigenen Eltern unternehmen könne. Die hatten angekündigt, ihre Tochter von der Schule zu nehmen und in eine Lehre zu stecken – Ende aller Träume des Mädchens. Der juristische Rat, den das verzweifelte Mädchen bekam, hat es in sich: Wenn ihre Eltern nicht einlenken, kann Sabine gerichtlich gegen sie vorgehen.

In der hessischen Metropole Frankfurt können sich Heranwachsende im kommunalen Kinderbüro rechtlichen Beistand holen, vertraulich und kostenlos. Alle 14 Tage hält die Anwältin Gabriele Schumacher dort Sprechstunde. Diese Art der Rechtshilfe für Kids ist einmalig in Deutschland.

Andere Länder sind längst weiter. In Großbritannien, den USA, Frankreich und Australien steht Jugendlichen vor Gericht ein Kinderanwalt oder Sozialarbeiter zur Seite. In den Niederlanden ist der „Kinderrechtswinkel“, die kostenlose Rechtsberatung für Minderjährige, eine feste Einrichtung freier Träger.

Die Deutschen dagegen kommen über unverbindliche Beteuerungen nicht hinaus. Das Bundesverfassungsgericht mahnt schon seit zehn Jahren an, Kindern in Streitfällen einen eigenen Beistand zu sichern. Der Kinderschutzbund fordert, das Frankfurter Modell der „Kinderanwältin“ in jeder größeren Stadt zu übernehmen, und auch Bundesjustizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger plädiert für einen „Anwalt des Kindes“.

Doch bislang steht Kindern vor deutschen Gerichten nicht einmal ein eigener Anwalt zu. Und auch dem Deutschen Bundestag fehlt es am nötigen Bewußtsein. Die Forderung von Abgeordneten der SPD, FDP und Grünen nach einem eigenen Bericht der Bundesregierung zur Lage der Kinder schmetterte der CDU-Abgeordnete Klaus Riegert noch in der vergangenen Legislaturperiode mit der Bemerkung ab, ein solcher Bericht stelle „die Institutionen Ehe und Familie in Frage“. Der Antrag wurde abgelehnt.



B. BOSTELMANN / ARGUM

Kinderanwältin Schumacher: Großer Andrang

Mehr Rechte für Kinder mißfallen vor allem vielen Vätern und Müttern. Beim Frankfurter Kinderschutzbund, der die von der Stadt beauftragte Kinderanwältin unterstützt, riefen reihenweise empörte Eltern an. Die Jugendbehörde wolle offenbar, so beschwerten sie sich, die Kinder gegen sie „aufhetzen“.

Der Andrang in der Sprechstunde der Anwältin Schumacher ist groß. Da kommen Jugendliche, denen der Vater die Zahlung von Unterhalt verweigert. Andere fragen, ob der Nachbar ihnen verbieten darf, im Hof zu spielen. Ein Junge war wegen angeblichen Diebstahls angezeigt worden und wollte wissen, wie er sich verteidigen kann.

Seit zehn Monaten arbeitet Schumacher als Kinderanwältin. Über das Kin-

Kein Auto dieser Klasse verbraucht



► Auf langen Strecken bleiben meistens wertvolle Ressourcen auf der Strecke: neben Benzin oder Diesel auch die Nervenkraft des Fahrers. Eine C-Klasse „Elegance“ geht mit diesen Reserven äußerst schonend um. Schon beim Einsteigen merkt man: Hier will Sie jemand verwöhnen. Ihre Hände spüren das feine Leder an Lenkrad

Die C-Klass

und Schalthebel. Ihre Augen streifen über das Edelholz. Und Ihre Ohren hören beim Schließen der Seiten-

weniger Nerven auf 100 Kilometer.

e "Elegance".

scheiben das leise Summen der elektrischen Fensterheber. Aber am meisten schont Ihre Nerven, daß all diese Details bei der C-Klasse „Elegance" serienmäßig sind. Wenn Sie sie mal probefahren möchten, dann blättern Sie um. Gute Fahrt, und erholen Sie sich gut.



Mercedes-Benz

Ihr guter Stern auf allen Straßen.

Dieses Fax bringt Sie zur C-Klasse.
Fax: **0130/0140**

Kostenlos und nur innerhalb Deutschlands.

Mercedes-Benz Serviceunternehmen, 97822 Marktheidenfeld, Postfach 1362.

► Sehen Sie sich die C-Klasse und ihre umfangreiche Serienausstattung (zwei Airbags, von vorn abklappbare Fondkopfstützen, Infrarot-Fernbedienung mit elektronischer Wegfahrsperre, für Fahrer und Beifahrer getrennt regulierbare Heizung, atmungsaktive Sitzpolsterung, elektrisch verstellbare Außenspiegel, ABS etc.) doch mal an.

☐ Bitte schicken Sie mir mehr Informationen.

☐ Ich hätte gern einen Termin für eine Probefahrt.

Ich interessiere mich besonders für:

☐ Klassische Version ☐ „Esprit" ☐ „Elegance" ☐ „Sport" ☐ Benziner ☐ Diesel

Frau/Herr

Vorname ____ Name ____ Alter ____

Straße ____ PLZ/Ort ____

Telefon tagsüber ____ abends ____

Derzeitige Automarke ____ Typ ____ Baujahr ____

Ich fahre im Jahr ca. km ____ 16/01

Ihre Daten werden zur weiteren Bearbeitung elektronisch gespeichert und ausschließlich für die Betreuungsaktivitäten durch die Mercedes-Benz Vertriebsorganisation oder den zuständigen Vertriebspartner verwendet.



derbüro können die Jugendlichen einen festen Termin ausmachen.

Während des Gesprächs bleibt die Tür des Sprechzimmers geschlossen, keiner soll zuhören. Schumacher: „Wir halten es genauso wie bei Erwachsenen, die zum Anwalt gehen."

Der kleine Unterschied: Schumacher arbeitet ehrenamtlich, einen regulären Anwalt könnten die Jugendlichen gar nicht bezahlen. Doch die Hilfe, die Schumacher ihnen geben kann, ist von begrenztem Wert: Vor Gericht, wenn erbittert um Sorgerecht oder Unterhalt gestritten wird, ist das Kind wieder allein. Da herrsche, beklagt die Anwältin, die „Dominanz des Elternrechts".

Im Gesetz werden Minderjährige über die Eltern definiert. Anspruch auf eine eigene Vertretung vor Gericht haben sie nicht. Schumacher: „Selbst wenn ein Kind seine Eltern verklagt, sind diese sein gesetzlicher Vertreter."

Zwar können Richter bei einem „erheblichen Interessengegensatz" zwischen Kind und Eltern einen „Verfahrenspfleger" bestellen, der die Interessen des Kindes wahrnimmt. Doch davon, weiß der Frankfurter Familienrechtsexperte Ludwig Salgo, „wird so gut wie nie Gebrauch gemacht".

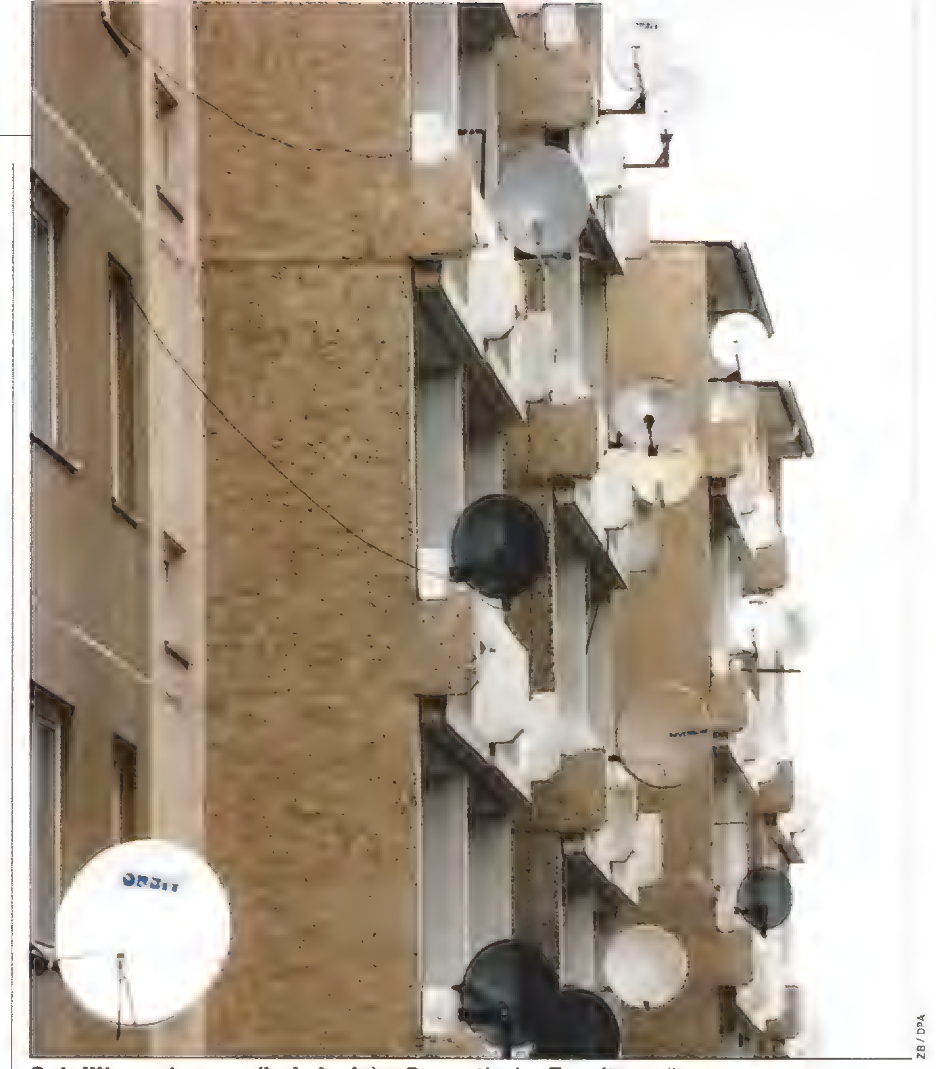
Die Jugendlichen werden, entgegen den Vorschriften, häufig nicht einmal vom Gericht angehört. „Wir brauchen jemanden", sagt Salgo, „der ganz auf der Seite des Kindes steht – das sind weder Eltern noch das Gericht, noch das Jugendamt." Der Verein „Anwalt des Kindes" in Hamburg fordert, Rechtshelfer für Kinder im Familienrecht sowie im Strafgesetzbuch festzuschreiben.

Vor allem in Sorgerechtsverfahren, klagt der Hamburger Rechtsanwalt Rudolf von Bracken, würden Kinder „wie Sachen hin- und hergeschoben". Nach britischem Vorbild bildet der von ihm mitbegründete Verein Rechtsanwälte, Erzieher und Psychologen zu Kinderanwälten weiter, die sich dann im Team um ihre kleinen Mandanten vor Gericht kümmern sollen.

Besonders Heimkinder fühlen sich oft entmündigt. Auf einem Kinderrechtskongreß in Frankfurt forderten Jugendliche aus Heimen in Berlin, Münster, Dresden, Hildesheim und Frankfurt deshalb eine eigene „Rechtsschutzversicherung". „In Streitfällen wollen wir uns einen Anwalt nehmen können", sagt Andreas, 17.

Auf der Kongreßbühne haben die Jugendlichen einen authentischen Fall nachgespielt, in dem ein Mädchen zwischen Heim, Jugendamt und Pflegeeltern hin- und hergezerrt wird. Nach der Meinung des Kindes fragte keiner.

Sara, 14, ist überzeugt: „Wenn wir über unsere Rechte Bescheid wissen, haben die Erwachsenen auch viel mehr Achtung vor uns." ❑



ZB / DPA

Satellitenantennen (in Leipzig): „Dramatische Zuspitzung"

Fernsehen

Vielfalt nach Geschmack

Viele Zuschauer steigen um: Kabel-TV ist nur noch wenig gefragt, über Satellit sind immer neue Programme zu empfangen.

Unternehmer der Telekommunikationsbranche, seit Monaten in Goldrausch und Gründerstimmung, erspähen einen ganz großen Markt – mal wieder. Diesmal soll, nach Handys, Scall und Datennetzen, ein europaweiter Dienst namens Ermes die Millionen bringen.

Das European Radio Message System bringt auf westentaschenkleinen Displays überall in Europa Kurznachrichten zum Kunden – von der Firmenzentrale, dem Lebenspartner oder auch Tante Hilde.

Für die Staatsfirma Telekom, die selber auf eine Ermes-Lizenz hofft, könnte das böse Folgen haben. Denn Ermes sorgt überall, wo Fernsehkabel in den Häusern nicht optimal abgeschirmt sind, auf bestimmten Frequenzen für Flimmern oder Rauschen im Programm. Geschädigten Sendern empfiehlt das Postministerium, doch auf störungsfreie Kabelkanäle zu wechseln, sofern „andere, kurzfristige Maßnahmen nicht greifen" – glatter Hohn.

Denn die Netze mit ihren derzeit nutzbaren rund 30 Fernsehkanälen sind überlastet, für neue Sender und Ausweichfrequenzen ist kaum noch Platz. Das Staatsunternehmen gerät mit seiner Kabelpolitik heftig in die Kritik.

Mit Slogans wie „Programmvielfalt ganz nach Geschmack" hatte die Telekom jahrelang die Kundschaft geködert und, gegen viele Warnungen von Experten, überall in der Republik Kupferkabel verbuddeln lassen. Rund 15 Millionen Wohnungen hat die Telekom ans Kabelnetz geholt, fast jeder zweite TV-Haushalt in Deutschland ist ihr Kunde. Nun stößt die veraltete Technologie, nach nur einem Jahrzehnt und rund 20 Milliarden Mark Investition der Telekom, an ihre Grenzen.

Die Engpässe im Kabel sind Ende des Monats Gesprächsthema für die Medienkontrolleure. Victor Henle, Medienwächter in Thüringen, hat im Auftrag der anderen Landesmedienanstalten untersucht, welche Chance die Li-



Einfach. Mehr. Ideen. Für steuerbewußte Anleger gibt es jetzt den A.L.S.A.-Laufzeitfonds 31.3.1998. Durch die Auswahl niedrig verzinslicher Rentenpapiere profitiert der Fonds verstärkt von steuerfreien Kursgewinnen. Zusätzlich bietet er kalkulierbare Anlageergebnisse, eine überschaubare Laufzeit von drei Jahren sowie eine von Zins- und Währungsschwankungen weit-

BAYERISCHE VEREINSBANK • COMMERZBANK • Baden-Württembergische Bank, Bankhaus Gebrüder Bethmann, NATIONAL-BANK, Südwestbank, Vereins- und Westbank.

ehr Kursgewinne.

fzeitfonds 31.3.1998.

gehend unabhängige Wertentwicklung in DM. Nutzen Sie jetzt dieses besondere Anlagekonzept und sichern Sie sich damit eine attraktive Rendite. Sprechen Sie mit Ihrem Berater oder wenden Sie sich an eine der untenstehenden Adressen. Dort erhalten Sie auch den ausführlichen Verkaufsprospekt.



Zahlstelle in Luxemburg: Commerzbank International S.A., 11, rue Notre Dame, L-2240 Luxemburg, Großherzogtum Luxemburg.
Weitere Informationen auch direkt bei: ADIG-Investment Luxemburg S.A., 1a-1b, rue Thomas Edison, L-1445 Luxemburg.

zenzanträge von zwölf neuen Fernsehsendern haben. Sein nüchternes Fazit: Bereits erteilte Genehmigungen, etwa für Musik-, Kinder-, Frauen- oder Familienkanäle, seien „weitgehend wertlos", weil die Verbreitung über Kabel nicht gesichert ist.

Wegen der „dramatischen Zuspitzung" hat der Mainzer Ministerpräsident Kurt Beck (SPD), der die Medienpolitik der Bundesländer koordiniert, bei der Telekom protestiert. Schriftlich mahnte er das Vorstandsmitglied Wilhelm Pällmann, das Unternehmen müsse endlich ein Konzept für den Ausbau des Kabelfernsehens vorlegen. Andernfalls verlören die verstopften Netze ihre Attraktivität – Folge: Immer mehr Zuschauer gäben dann, prophezeit Beck, dem Empfang über Satellit den Vorzug.

Der Boom hat längst eingesetzt. Das Astra-System, Marktführer bei den TV-Satelliten über Europa, bietet schon heute mit den Himmelskörpern 1A bis 1D rund doppelt so viele Programme wie die Telekom. Binnen sechs Jahren ist die Zahl der Haushalte, die sich in Deutschland ihr Fernsehangebot über Parabolantenne und Astra auf den Bildschirm holen, von nahezu null auf acht Millionen gestiegen.


Medienpolitiker Beck

K. SCHÖNE / ZEITENSPIEGEL

Nun will auch die bisher bescheidene Astra-Konkurrenz Eutelsat, ein Verbund von Telekommunikationsfirmen aus mehr als 40 Ländern, ein Satellitensystem namens Hot Bird aufbauen. Vorletzte Woche wurde der erste einer Reihe von Trabanten im All positioniert.

Mit den neuesten Parabolantennen kann die Kundschaft dann sogar Astra und Hot Bird gleichzeitig empfangen und unter rund 80 Sendern wählen. Das ist zwar erheblich teurer als ein einzelner Kabelanschluß, der mit 66 Mark zu Buche schlägt. Dafür fallen aber keine weiteren Kosten an, während die Telekom normalerweise 22,50 Mark pro Monat für den Kabelempfang kassiert.

Die Kundschaft stellt denn auch immer weniger Anträge auf Kabelanschluß (1994: 1,1 Millionen, 1993: 1,7 Millionen), die Händler registrieren weiter steigende Nachfrage nach Satellitenempfängern und Antennenschüsseln. Die Zahl der Satellitenhaushalte, freuen sich die Astra-Manager, wachse schneller als die der Kabelkunden.

Mit allen Mitteln versuchen die Telekom-Strategen nun, ihre Kabelnetze zu halten: Den Zuschauern soll partout etwas Exklusives geboten werden. Deshalb genießt der Popmusik-Sender MTV eine Sonderbehandlung: Die Tochter des US-Mediengiganten Viacom wird, voraussichtlich vom 1. Juli an, ihre Satellitenprogramme verschlüsseln und nur noch als Pay-TV über Decoder anbieten – jährliche Kosten für den Verbraucher: zunächst 299 Mark. Damit der populäre Sender trotzdem unverschlüsselt im Telekom-Kabel bleibt, erläßt ihm das Staatsunternehmen rund 15 Millionen Mark Gebühren, die sonst für die Einspeisung üblich wären.

Nach Ansicht von Dieter Gorny, Chef des deutschen MTV-Rivalen Viva, führt dieser Handel zu einer „Wettbewerbsverzerrung". Das Bundeskartellamt ist bereits alarmiert. Es sei „nicht auszuschließen", sagt ein Sprecher, daß es sich bei den Vergünstigungen für MTV „um eine Diskriminierung von Mitbewerbern handelt". Die Behörde hat die Telekom aufgefordert, Stellung zu beziehen.

Platz im überfüllten Kabel, so das Kalkül der Telekom, soll nun vor allem das digitale Fernsehen schaffen. Bei diesem Zukunfts-TV, das dieses Jahr startet, können auf einem herkömmlichen Übertragungskanal gleich sechs bis zehn Programme ausgestrahlt werden. Bis zu 500 Programme seien dann via Kabel denkbar, verkündet Willfried Seibel von der Telekom. Schon jetzt hat das Unternehmen 15 seiner 49 Kabelkanäle für das digitale Fernsehen reserviert.

Doch auch diese Strategie, argumentieren Vertreter der Privatsender, werde nicht viel fruchten. Es dauere Jahre, bis alle Zuschauer mit teuren Zusatzgeräten oder neuen Flimmerkisten digital ausgestrahlte Programme tatsächlich empfangen könnten, sagt Markus Schäfer vom Verband Privater Rundfunk und Telekommunikation (VPRT).

Bis dahin müßten auch neue Sender die Möglichkeit haben, mit der herkömmlichen Technik die Zuschauer zu bedienen. Der VPRT und die Medienanstalten drängen die Telekom deshalb, die Frequenzbreite in den Kabelnetzen von derzeit 450 auf künftig 606 Megahertz zu erweitern – das würde Platz für knapp 20 weitere Kanäle schaffen.

Dies sei, argumentiert Seibel, bei Kosten von mehr als einer Milliarde Mark „schlicht zu teuer". Doch Medienwächter Henle widerspricht: Private Unternehmen reagierten jetzt schon „schneller und sind weit preisgünstiger". Nur das Leitungsmonopol, das allerdings spätestens 1998 ausläuft, rette die Staatsfirma derzeit noch, glaubt er. Sobald private Konkurrenz ihre Netze anbieten dürfe, „sieht die Telekom alt aus". ❑

FAHREN SIE NICHT DIE UNTERSCHIEDLICHSTEN AUTOS: FAHREN SIE EINES, DAS DEN UNTERSCHIED MACHT.

ROVER 620 Si: 38.150 DM*

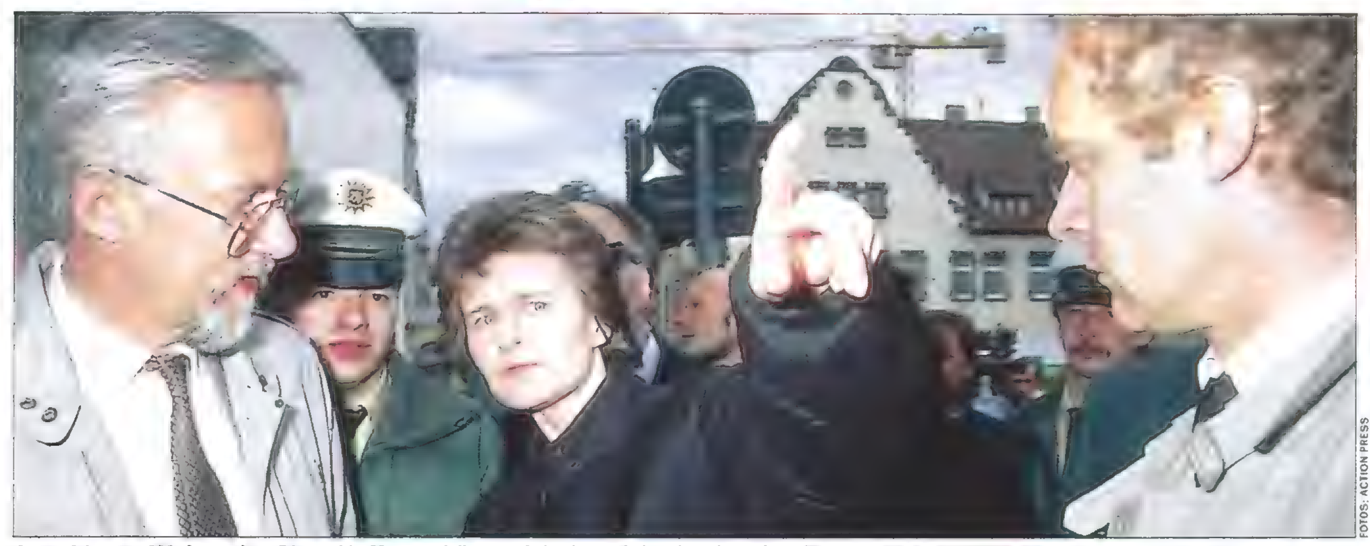
Es ist schon recht bedauerlich, daß das einzige Unterscheidungsmerkmal vieler Mittelklasse-Fahrzeuge oft nur der Namenszug am Kofferraum ist. Da liegt es doch mehr als nah, der Langeweile leise Servus zu sagen, und sich für den feinen Unterschied zu entscheiden: für ein Fahrzeug mit Persönlichkeit und Charakter, einem unverwechselbaren Äußeren, Ausstrahlung und einer langjährigen Tradition – eben für einen Rover der Serie 600. Betrachtet man zum Beispiel den 620 Si genauer, fällt aber noch mehr auf: starke 96 kW (131 PS), selbstverständlich ABS, Fahrer-Airbag, elektrische Fensterheber vorn und hinten, eine asymmetrisch geteilte, umklappbare Rücksitzlehne, eine Zentralverriegelung mit Fernbedienung und eine Alarmanlage mit Wegfahrsperre. Sicherheitshalber.

ROVER 600
AB 33.100 DM*



A CLASS OF ITS OWN

*UNVERBINDLICHE PREISEMPFEHLUNG AB LAGER ROVER · ROVER INFOLINE: 01 80/2 34 96 34



FOTOS: ACTION PRESS

Angeklagte Weimar*: „Ohne Hoffnung könnte ich das nicht durchstehen"

Strafjustiz

„... als haltlos erwiesen"

Gerhard Mauz zur Verwerfung der Wiederaufnahme von Monika Böttcher, geschiedene Weimar

Der Rechtsanwalt Gerhard Strate zum *Hamburger Abendblatt*: „Ich bin fassungslos." Denn die 6. Strafkammer des Landgerichts Gießen hat das Wiederaufnahmegesuch „als unbegründet verworfen", das Strate am 28. Oktober 1992 zugunsten von Monika Böttcher, der geschiedenen Frau von Reinhard Weimar, vorgelegt hatte.

Als unverständlich empfand Strate auch, daß die Strafkammer Zeugen nicht würdigte, die behaupten, daß Reinhard Weimar ihnen gegenüber gestanden hat, nicht Monika, sondern er habe die gemeinsamen Kinder Karola, 5, und Melanie, 7, getötet.

Seinem Gesuch um Wiederaufnahme reichte Strate am 11. Januar 1993 eine Ergänzung nach. Er benannte Ulrich Flach als Zeugen. Strate wies darauf hin, daß sich ein abschließendes Bild von der Glaubwürdigkeit Flachs erst nach seiner Anhörung gewinnen lassen werde. Doch die „Sensation" wurde schon in *Bild am Sonntag* vom 31. Januar 1993 öffentlich gemacht. In einem Telefongespräch habe Reinhard Weimar zu Flach gesagt: „Sie sitzt zu Recht, sie hat mich dazu gebracht."

In einem Schreiben vom 7. Dezember 1992 hatte Flach mit Strate Verbindung aufgenommen und diesem am 29. Dezember 1992 eine Erklärung gegeben, die den zitierten Satz („Sie hat mich dazu gebracht") enthielt. In einem „Abschlußbericht" genannten Brief an Monika Böttcher stellte Flach allerdings am 8. Oktober 1993 andere Überlegungen an. Es könne auch ihr Schwager die Tat begangen haben.

Die 6. Strafkammer gelangte hinsichtlich des Zeugen Flach zu der Überzeugung, daß ihm „kein Glauben zu schenken ist". Dazu trug bei, daß Flach nach seiner Vernehmung durch die 6. Strafkammer dieser brieflich mitteilte, seine Befragung sei abgebrochen worden, als er noch nicht fertig war. Und dann trug er eine neue Version vor.

Die Kinder Karola und Melanie seien am Morgen des 4. August 1986 zu ihrer Mutter ins Auto gestiegen und hätten unangeschnallt auf dem Beifahrersitz Platz genommen. Bei einer Notbremsung seien sie durch Aufprall entweder beide getötet oder es sei nur eines tödlich verletzt worden, und Monika habe dann unter Schock beziehungsweise in Panik das andere auch umgebracht.

Die Zeugin Edith Anton ist von der 6. Strafkammer gleichfalls als „nicht glaubwürdig" befunden worden „bezüglich der behaupteten geständigen Äußerungen des Herrn Weimar" ihr gegenüber. Auch der Rechtsanwalt Strate steht ihr – in einem Schriftsatz vom 30. Januar

Lebenslang

lautete im Januar 1988 das Urteil gegen Monika Weimar in Fulda. Sie wurde für schuldig befunden, ihre Töchter Karola und Melanie am 4. August 1986 ermordet zu haben. Ihr Motiv konnte nicht eindeutig geklärt werden. Es wurde aber *auch* in der – zur Tatzeit deutlich gestörten – Beziehung zu ihrem US-Liebhaber Kevin Pratt gesehen. Im Februar 1989 bestätigte der BGH das Urteil, es ist seither rechtskräftig.



Getötete Kinder Melanie, Karola

* Bei einer Ortsbesichtigung während der Hauptverhandlung (1987); Vorsitzender Richter Bormuth (l.), Verteidiger Schultze.


DAMM.
Statt
Beruhigungsmitteln.
Urlaub auf
Zypern.
Vor Tausenden von Jahren erschufen die Götter eine Urlaubsinsel von vollkommener Schönheit. Und sie schenkten ihr 340 Sonnentage im Jahr. So ist Zypern ein Urlaubsparadies zum Baden und für Wassersport: Auf Zypern sind Schwimmen, Schnorcheln und Tauchen, Segeln und Paragliding im wahrsten Sinne des Wortes ein ungetrübtes Vergnügen – denn rund um Zypern finden Sie die saubersten Strände und das sauberste Wasser des Mittelmeers. Zypern – die Urlaubsinsel, die für den Körper perfekte Erholung bietet und Balsam für die Seele ist. Lassen Sie die Beruhigungsmittel ruhig zu Hause. Wann kommen Sie?
CYPRUS AIRWAYS fliegt Sie hin.
Mit diesem Coupon erhalten Sie weitere Informationen über die Urlaubsinsel Zypern – und die ersten 1000 Einsender eine kleine Kostprobe edlen zypriotischen Dessert-Wein.
Sp1
Name, Vorname
Straße
PLZ, Ort
An die Fremdenverkehrszentrale Zypern
Kaiserstr. 50, 60329 Frankfurt, Tel. 069/251919
FREMDENVERKEHRSZENTRALE ZYPERN
CYPRUS TOURISM ORGANISATION
ZYPERN
DIE INSEL, WO DIE GÖTTER URLAUB MACHEN.
Zypern ist konsequentem ökologischem Denken verpflichtet. Unterstützen Sie uns durch sanften Tourismus.

1995 – nicht unkritisch gegenüber. Sie „scheint alle Eigenschaften eines ‚schlechten‘ Zeugen in sich zu vereinen: Sie ist gleichermaßen spontan wie unzuverlässig, in ihren menschlichen Reaktionsweisen skurril, zeigt eine mehr als schillernde Vita und vermittelt den Eindruck, der einen oder anderen Sucht zugeneigt zu sein. Auch kann, wer ihr übel will, noch diese oder jene schlechte Eigenschaft an ihr entdecken“.

Man muß indessen kein starres Bild vom schlechten Zeugen haben und der Zeugin Anton übel wollen, um in ihr eine unglaubwürdige Zeugin zu sehen. Die 6. Strafkammer hat sorgfältig geprüft und detailliert begründet, warum sie meint, daß Frau Antons Aussage die Feststellungen des angefochtenen Urteils „in keiner Weise erschüttert“.

Die Zeugin habe Reinhard Weimar versprochen, das ihr Anvertraute nicht zu offenbaren. Andererseits sei sie überzeugt gewesen, daß sich eine Unschuldige in Haft befinde. Sie habe ein paar Tage vor der Polizeiwache gestanden und überlegt, ob sie eine Aussage machen solle. Sie habe sicher vier- bis fünfmal dort gestanden, sich aber nicht getraut.

Doch dann führte sie ihr Weg, nachdem sie sich etwa zweieinhalb Jahre später entschlossen hatte, ihr Wissen preiszugeben, „nicht mehr zur Polizei, sondern zunächst zur *Bild*-Zeitung und zur *Morgenpost*“. Die Ablehnung dieser Zeugin gründet sich nicht nur darauf, sondern auf ein Bündel von Einwänden.

Die Behauptungen des Zeugen Flach und der Zeugin Anton sind von den Medien massiv betrieben worden. Der Zeuge Flach und die Zeugin Anton waren die Vorder- und Hinterachse des Fahrzeugs, mit dem das Gefühl transportiert wurde, in Sachen Monika Böttcher sei ein Justizverbrechen verübt worden. Auch war der Kern des Wiederaufnahmegesuchs, die Begutachtung von Fasern, mittels der Medien nur schwer zugänglich zu machen: Flach und Anton mußten die Köder sein.

Daß man ihnen damit Arges tat – das schert einen Rechtsanwalt nicht, dem es um Wiederaufnahme geht: Was er auch tut, es ist gerechtfertigt. Er tut es für den Mandanten.

Detailliert läßt sich die 41 Seiten lange Verwerfung eines Wiederaufnahmegesuchs nicht berichten. Da aus dem Text ausgewählt werden muß, gilt jede Zeile als eine – selbstverständlich – „tendenziöse“ Auswahl.

Das Fasergutachten, das im Prozeß in Fulda gegen Monika Weimar, damals noch nicht geschieden, vorgetragen wurde, sei falsch gewesen, brachte Rechtsanwalt Strate vor. Und das war der Kern seines Gesuchs. Es basierte auf der Behauptung, es seien Faservergleichsuntersuchungen des Hessischen Landeskriminalamts zu Lasten der Verurteilten verwertet worden, obwohl ihnen jegliche Zuverlässigkeit fehle.

Die 6. Strafkammer stellt fest, dieses Wiederaufnahmevorbringen sei „eindeutig widerlegt“. Strates Gutachter, Professor Tensfeldt, Hamburg, „nach eigenem Eingeständnis als ‚Textilpragmatiker‘ an die Sache herangegangen, ohne auch nur die in der Kriminaltechnik bei Faserbegutachtungen gängigen Untersuchungsmethoden zu kennen“, hat „grundlegende forensische und kriminaltechnische Kenntnisse“ vermissen lassen. Sein Gutachten hat sich für die 6. Strafkammer „als haltlos erwiesen“.



HAEWO / ACTION PRESS

Zeuge Pratt
„Er hat mich belogen“

Die 6. Strafkammer hat im übrigen auch Korrekturen am Fuldaer Urteil, die sich aus der Diskussion um die Fasern ergaben, Rechnung getragen. Doch die „erdrückende Beweislage“ ist durch die „neuen Erkenntnisse in keiner Weise erschüttert oder auch nur geschwächt worden“.

Nachgeschoben wurde von Rechtsanwalt Strate auch, es sei davon auszugehen, daß Reinhard Weimar aufgrund einer latent vorhandenen hirnorganischen Beeinträchtigung zur Tatzeit als „nervlich nicht gesund angesehen werden mußte“. Die 6. Strafkammer hat aus dieser „unterstellten neuen Sachlage“ ernstliche Zweifel an der Täterschaft der Verurteilten nicht herleiten können.

Jeder Mensch hat eine körperliche oder seelische Disposition, eine Gefährdung für den Fall, daß er in eine Krise gerät, die er nicht mehr bewältigen kann, die ihn seiner Disposition ausliefert. Was dem heute schwerkranken Reinhard Weimar widerfahren ist, hat ihn einer Störung überantwortet, die angelegt war in ihm, die ihn bedrohte, wenn er an Erlebnisse geriet, auf die seine körperliche und seelische Substanz nur noch mit Krankheit reagieren konnte. Daß er an einer latenten Beeinträchtigung trug, erlaubt nicht den Schluß, er habe seine Kinder in einem „Blackout“ getötet.

Monika Böttcher bedarf einer Anteilnahme, die mehr verlangt als das Engagement für eine Unschuldige, Fehlverurteilte. Aber für die nackte Unschuld kämpft es sich besser, da kann man sich engagieren. Wer Kevin Pratt, Monika Weimars US-Liebhaber, im Prozeß in Fulda erlebte, der begriff, warum die Angeklagte schuldig wurde. Er war nicht geschieden, wie er Monika vorgelogen hatte, er mußte für eine Ehefrau und drei Kinder in den Staaten sorgen.

Er ließ sich in die Staaten zurückversetzen, er beantragte keine Verlängerung seiner Dienstzeit in der Bundesrepublik. Im Dezember 1986 hat Monika, damals noch Weimar, zu einem Sachverständigen gesagt: „Jetzt im nachhinein denke ich schon, daß es so war, daß Kevin lediglich eine sexuelle Beziehung zu mir hatte und auch wollte, nicht mehr. Er hat mich belogen, um mich nicht zu verlieren, das heißt, um mich nicht als Sexpartner zu verlieren.“

Wie vielen Mädchen und Frauen Pratt in den drei Jahren, die er als Soldat in der Bundesrepublik verbrachte, die Ehe versprach oder zumindest anbot, sie mit nach Amerika zu nehmen: Es ließ sich nicht mehr rekonstruieren.

Rechtsanwalt Bernd Schneider, Frankfurt/Koblenz, vertrat im Wiederaufnahmeverfahren den Nebenkläger Reinhard Weimar. Schneiders schriftliche und mündliche Beteiligung war wirkungsvoll. Von ihm ist kein Wort und keine Zeile während des nichtöffentlichen Wiederaufnahmeverfahrens an die Öffentlichkeit gelangt. Für das Vorbringen des Rechtsanwalts Strate ist sehr viel gedruckt, gesendet und auf dem Bildschirm geboten worden. Strate wird zum Oberlandesgericht gehen, und weiter zum Bundesverfassungsgericht, zum Europäischen Gerichtshof und so fort.

„Ohne Hoffnung könnte ich das nicht durchstehen“, soll Monika Böttcher gesagt haben. Strate hält ihre Hoffnung am Leben, immerhin. ❑

Von der Lust zu schreiben: Die frohe Botschaft an den Ehemann.

Hallo Klaus, rate mal, wen ich heute in der Stadt getroffen habe?

2 Jahre hab ich sie nicht gesehen. Da mußte ich sie einfach einladen!!

Leider will sie ihre Kinder mitbringen!

Sei nicht böse!? Dafür versprech ich Dir auch was!!



Viele schreiben und skizzieren doppelt so gern, seit sie den LAMY twin pen haben. Kein Wunder. Läßt sich doch dieser schlanke Kugelschreiber im Handumdrehen in einen Druckbleistift verwandeln. Ab DM 59,– (unverbindliche Preisempfehlung) im guten Fachgeschäft. Neu: jetzt auch als LAMY tri pen mit Kugelschreiber, Druckbleistift und Markierer.



Prozesse

Anruf beim Rabbi

Für die Nachstellungen von Polizei und Justiz will ein unschuldig als Bankräuber Verdächtigter vom Land Rheinland-Pfalz Schadensersatz.

Gilbert Kallenborn, 41, leistet sich neuerdings einen Luxus, der den Anlagenelektroniker viel Geld kostet: Weil er befürchtet, von der Polizei abgehört zu werden, telefoniert er fast nur noch per Handy.

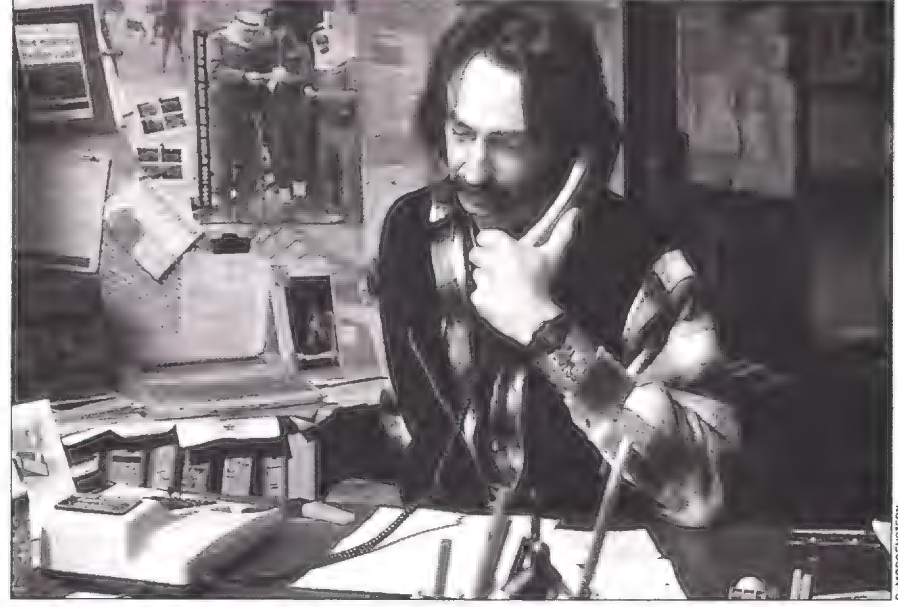
Der Mann leidet nicht unter Verfolgungswahn. Schon einmal, 1991, hat die Kripo in Trier 3204 Kallenborn-Telefonate belauscht, darunter etwa 200 Unterhaltungen mit dessen Verteidiger – Gespräche, die Ermittler nach geltendem Recht weder mithören noch gar aufzeichnen dürfen.

Anlaß für die Spitzelei vor vier Jahren: Die Polizei verdächtigte Kallenborn, er habe im November 1990 mit einem Komplizen die Kreissparkasse in Waldrach bei Trier überfallen. Der Verdacht ließ sich nicht halten, 1992 stellte die Staatsanwaltschaft die Ermittlungen gegen ihn und seinen mitverdächtigten damaligen Arbeitgeber ein. Die Täter wurden nie gefaßt.

Kallenborn und sein Ex-Arbeitgeber haben das Land Rheinland-Pfalz auf Schadensersatz verklagt. Sein Mandant, so Kallenborns Anwalt, sei „durch schlampige und überzogene Ermittlungsmethoden" der Polizei arbeitslos geworden. Die Gerüchte um den angeblichen Bankräuber Kallenborn und seinen Chef trieben dessen Firma in die Pleite. In erster Instanz hat das Landgericht Koblenz Kallenborns Klage vergangene Woche abgewiesen.

Seit drei Jahren schon kämpft Kallenborn gegen die Justiz. Datenschützer aus Rheinland-Pfalz und Nordrhein-Westfalen haben bestätigt, daß die Kripo ihm etwas außerhalb der Legalität nachgestellt habe.

Mehrmals wurden etwa sogenannte Raumgespräche Kallenborns aufgezeichnet. Darunter verstehen Fachleute Unterhaltungen im Zimmer, die über Telefon mitgehört werden können, weil der Hörer nicht aufgelegt wurde. Nach einer Entscheidung des Bundesgerichtshofs von 1983 dürfen so gewonnene Erkenntnisse nicht verwertet werden.

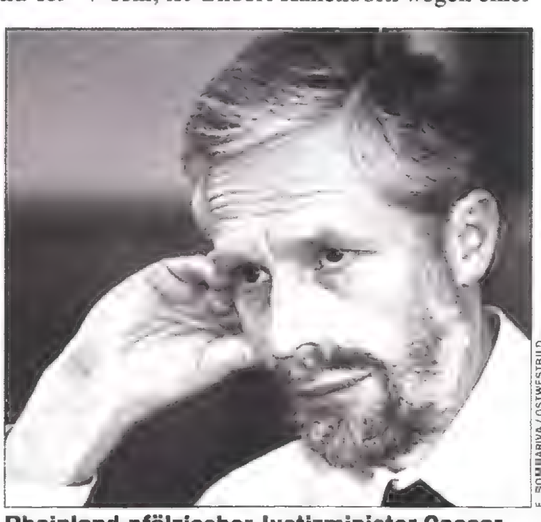


Justizopfer Kallenborn: Schlampige Ermittlungsmethoden

Trotzdem schickten die Trierer den Mitschnitt eines Raumgesprächs an das nordrhein-westfälische Landeskriminalamt, um das Tonband klanglich nachbessern zu lassen, nach Ansicht von Datenschützern eindeutig „rechtswidrig". Illegal sei zudem gewesen, daß ein englisch und hebräisch geführtes Telefongespräch des gläubigen Juden mit seinem Rabbi in Israel von einem nicht vereidigten Dolmetscher übersetzt wurde.

Derzeit befaßt sich auch das Bundesverfassungsgericht mit dem Fall. Kallenborn hat sich in Karlsruhe über die „Polizeiwillkür" beschwert. Die Oberrichter haben den Mainzer Justizminister Peter Caesar (FDP) zu einer Stellungnahme aufgefordert; Caesars Behörde bestreitet bislang alle Vorwürfe.

In den Verdacht, ein Bankräuber zu sein, ist Gilbert Kallenborn wegen einer längst abgebüßten Jugendsünde geraten. Mit 18 hatten er und vier Klassenkameraden 1972 die Kreissparkasse in Waldrach überfallen. Das Quintett wollte mit der Beute (38 000 Mark) eine Kommune in Kanada gründen. Statt dessen landete Kallenborn für viereinhalb Jahre im Knast.



Rheinland-pfälzischer Justizminister Caesar
Anfrage aus Karlsruhe

Als 18 Jahre später, im November 1990, zwei bewaffnete Räuber erneut die Waldracher Filiale überfielen, kam dem Trierer Kriminalkommissar Wolfgang Willems die Idee, Kallenborn könnte wieder einer der Täter sein.

Die Fahnder besorgten sich einen Abhörbeschluß bei dem Trierer Richter Jürgen Fingas. Obwohl die Polizei nach drei Monaten keine Anhaltspunkte für eine Tatbeteiligung Kallenborns gefunden hatte, stimmte Fingas einer Verlängerung der Überwachung zu, ein merkwürdiges Verhalten des Richters. Denn laut Strafprozeßordnung darf eine Abhöraktion nur dann verlängert werden, wenn der Tatverdacht fortbesteht.

Nach sechsmonatigem Lauschangriff war die Kripo noch immer keinen Schritt weiter. Inzwischen umfaßte die Sammlung der Kallenborn-Telefonate bereits 99 Bänder. Als ein Jahr später die Bank in Waldrach zum drittenmal überfallen wurde, ermittelte die Polizei sofort wieder gegen Kallenborn. Doch der konnte seine Unschuld belegen.

Einen ersten Erfolg gegen die Justiz hat Kallenborn inzwischen erreicht: Gegen Richter Fingas, der Ende letzten Jahres bereits in den vorzeitigen Ruhestand versetzt wurde, ermittelt die Koblenzer Staatsanwaltschaft, unter anderem wegen des Verdachts der Rechtsbeugung und Strafvereitelung im Amt. Fingas hatte Strafanzeigen Kallenborns unbearbeitet liegenlassen, weil er sich „belästigt" fühlte. ❏

„Carlos sollte auspacken“

Interview mit dem Aussteiger Hans-Joachim Klein über sein Zögern, sich der deutschen Justiz zu stellen

SPIEGEL: Werden Sie den Rat Cohn-Bendits beherzigen und sich der deutschen Justiz stellen?

Klein: So einfach ist das alles ja nicht. Ich war 1975 in Wien dabei und bin schuldig.

SPIEGEL: Bei diesem Überfall auf die Opec-Konferenz hatte es drei Tote gegeben. Nach Ihnen wird deshalb wegen Mordes gefahndet.

Klein: Ich bin kein Mörder. Ich habe keinen einzigen Menschen umgebracht – nicht einmal auf einen geschossen.

SPIEGEL: Sie müssen als Mittäter trotzdem mit einer Mordanklage rechnen.

Klein: Das ist noch die Frage. Mit diesem Massaker, das „Carlos“ und das einzige weibliche Kommandomitglied „Nada“ damals in Wien angerichtet haben, habe ich nicht das geringste zu tun.

SPIEGEL: Aber war denn nicht allen Tatbeteiligten damals vorher klar, daß die mitgebrachten Waffen auch eingesetzt werden?

Klein: Nein, eben nicht. Es gab vor der Aktion eine lange Diskussion. Ich konnte kein Englisch, „Carlos“ sprach natürlich kein Deutsch. Wilfried Böse, damals Chef der „Revolutionären Zellen“, hat für uns übersetzt. „Carlos“ wollte, daß jeder erschossen wird, der aus dem Konferenzgebäude fliehen will, damit er keine Angaben bei der Polizei machen kann. Ich war strikt dagegen. Ich habe von Anfang an mit aller Deutlichkeit erklärt, ich mache bei keiner Aktion mit, wenn dabei Leute getötet werden sollen, nur weil sie einfach abhauen wollen. So was hätte ich nie gekonnt. Daraufhin hieß es damals: Okay, akzeptiert, nur bei Widerstand wird von der Waffe Gebrauch gemacht. In Wahrheit lief es dann aber ganz anders ab. „Carlos“ hat einen Libyer zusammengeschossen, der schon wehrlos am Boden lag. Und „Nada“ . . .

SPIEGEL: . . . wer war diese Frau denn wirklich – Gabriele Tiedemann?

Klein: Dazu sage ich nichts. Ich habe diese „Nada“ immer verachtet. Aber ich bin kein Kronzeuge. „Nada“ hat die beiden Sicherheitsbeamten, die einfach nur weglaufen wollten, aus allernächster Nähe ganz brutal erschossen.

SPIEGEL: Sie wollen offenbar darauf hinaus, diese drei Toten von Wien seien die Opfer sogenannter Exzeßtäter geworden – also von einzelnen Kommandomitgliedern erschossen worden, die sich bei der Aktion ganz anders verhalten haben, als bei der Tatplanung vorher vereinbart worden war.

Klein: So war es wirklich. Das ist die reine Wahrheit. Ich habe für mich überhaupt nichts zu beschönigen. Aber für diese drei Morde kann ich mich einfach nicht schuldig fühlen.

SPIEGEL: Gabriele Tiedemann stand vor fünf Jahren in Köln vor dem Schwurgericht, weil die Ankläger sie für diese „Nada“ gehalten haben. Sie ist damals aus Mangel an Beweisen freigesprochen worden. Angeklagt war sie nur wegen jener beiden Morde, die diese „Nada“ eigenhändig begangen hatte – nicht aber auch als Mittäterin des Mordes von „Carlos“ an dem Libyer im Konferenzraum. Die Staatsanwälte haben also nicht jedes Kommandomitglied für alle drei Morde verantwortlich machen wollen. Diese Rechtsansicht könnte vielleicht auch für Sie von Vorteil sein.

Klein: Die deutsche Justiz ist offenbar schon damals davon ausgegangen, daß „Carlos“ so ein Exzeßtäter war. „Nada“ war das aber auch. Sie hat diese beiden Sicherheitsbeamten, die sich doch nur verdrücken wollten, eiskalt umgelegt – wegen nichts und wieder nichts. Das war strikt gegen unsere Abrede. Mich empört das heute noch so wie damals.

SPIEGEL: Cohn-Bendit ist der Ansicht, Sie hätten wohl nur mit zwei bis drei Jahren Gefängnis zu rechnen.

Klein: Das hört sich so einfach an. Garantieren kann mir Dany natürlich gar nichts. Man müßte das alles erst mal genauer unter die Lupe nehmen.

SPIEGEL: Gerhart Baum, der frühere Bundesinnenminister, vertritt den Standpunkt, Ihre Anwälte sollten mit



Angeschossener Klein in Wien 1975

Hans-Joachim Klein

gehörte neben „Carlos“ dem Terroristen-Kommando an, das am 21. Dezember 1975 in Wien die Konferenz der Opec-Minister überfiel. Bei dem Anschlag wurden zwei Sicherheitsbeamte und ein irakisches Delegationsmitglied erschossen. Die Täter nahmen elf Erdölminister als Geiseln, entführten sie mit einem Flugzeug nach Nordafrika und ließen sie dann gegen Lösegeld frei. Schon kurz nach Beginn des Überfalls wurde Klein durch einen Bauchschuß schwer verletzt. Der im vergangenen Jahr im Sudan gefaßte und den Franzosen übergebene Top-Terrorist „Carlos“, bürgerlich Ilich Ramírez Sánchez, erzwang, daß Klein nach einer Notoperation in Wien auf einer Trage zusammen mit den Kidnappern ausgeflogen wurde. Nach seiner Genesung setzte sich Klein von den Mittätern ab, schickte seine Waffe an den SPIEGEL und distanzierte sich in mehreren Interviews sowie in seinem Buch „Rückkehr in die Menschlichkeit“ von der sogenannten Politik des bewaffneten Kampfes. Seither lebt Klein, heute 47, im Ausland. Der Grünen-Politiker Daniel Cohn-Bendit, 50, ein alter Klein-Gefährte aus Frankfurter Apo-Tagen, hat im Fernsehkanal Arte an Klein appelliert, sich endlich den Justizbehörden zu stellen.



Abtransport der Opec-Geiseln*
„In Wahrheit lief es anders"

der deutschen Justiz über Konditionen verhandeln, unter denen Sie sich vielleicht stellen könnten. Dabei müssen – so Baum – Beschuldigte auch durchaus nicht immer gleich in Haft genommen werden.

Klein: Aber wann und für wie lange? Ich würde einfach gern erst einmal erfahren, was die deutsche Justiz mit mir vorhat, falls ich nach Deutschland zurückkäme. Ein interessanter Vorschlag ist das schon.

SPIEGEL: Wie lange können Sie dieses Leben im Untergrund überhaupt noch durchhalten? Sie sind jetzt 47 Jahre alt, haben keine Papiere, sind nicht gesund – Ihre Lage scheint ziemlich verzweifelt.

Klein: Ich bin ja kein Opfer. Ich habe mir das alles selber eingebrockt. Aber letztes Jahr war wirklich ein Tiefpunkt. Da wollte ich Schluß machen mit dem Leben. Aber ich habe es dann nicht geschafft und die Pillen in den Fluß geworfen. Ich versuche halt weiter, mich durchzubeißen, und ein paar gute Freunde unterstützen mich dabei.

SPIEGEL: Fürchten Sie, daß „Carlos" in seinem bevorstehenden Prozeß in Paris Aussagen macht, die Sie belasten?

Klein: Mir kann er nichts mehr anhängen. Zu allen Schweinereien, die ich persönlich verantworten muß, habe ich mich selber schon immer bekannt. „Carlos" sollte mal lieber über den Staatsterrorismus bestimmter arabischer und nordafrikanischer Länder auspaken – darüber weiß keiner soviel wie er. ❑

* Einstieg in Flughafen-Bus unter Aufsicht von „Carlos" (Kreis).

Militär

Langes Gedächtnis

Nach langer Suche hat die US-Armee Deserteure gefunden, die in die DDR geflohen waren.

Als der Ost-Berliner Journalist Victor Grossman in New York aus dem Flugzeug stieg, nahmen ihn fünf Zivilisten und ein Uniformierter in Empfang.

Grossman, 66, wollte zu einem Treffen mit ehemaligen Kommilitonen, doch seine Bewacher schleusten ihn an Zoll- und Paßkontrollen vorbei direkt aufs Kasernengelände von Fort Dix, das gut hundert Kilometer entfernt liegt. „Ich rechnete mit ein paar Tagen Knast", sagt der Ostdeutsche, „aber nach drei Stunden war alles vorbei."

Bis zu seiner Landung in New York vor knapp einem Jahr war Grossman für US-Behörden ein gesuchter Mann. Denn 1952 war der gebürtige Amerikaner aus der Armee desertiert.

Damals hieß er noch Stephen Wechsler, war Absolvent der Elite-Uni Harvard, Kommunist und Besatzungssoldat in Deutschland. Seine Mitgliedschaft in verschiedenen, damals als kommunistisch verschrieenen Organisationen hatte er bei der Einberufung verschwiegen; die Sache flog auf, ihm drohte ein Verfahren vor dem Militärtribunal.

Da desertierte der GI wie Hunderte seiner Landsleute; sie flüchteten etwa aus Furcht vor Bestrafung wegen kleiner Vergehen oder weil sie nicht in den Korea-Krieg ziehen wollten.

Bis heute gelten viele der Deserteure als verschollen, manche wähnte das amerikanische Verteidigungsministerium zeitweise als Gefangene in russischer Hand. Über 40 dieser Schicksale wurden jetzt jedoch aufgeklärt: Die Amerikaner hatten sich in der ehemaligen DDR versteckt, 10 leben noch in den neuen Bundesländern.

US-Präsident George Bush hatte nach dem Golfkrieg 1991 angekündigt, weiterhin auf der ganzen Welt nach verschollenen Soldaten zu forschen. Die Russen unterstützten das Projekt und öffneten ihre Archive.

Das Pentagon selbst ermittelte in Vietnam. Für Recherchen in der Ukraine, in Estland, Lettland, Litauen und in Deutschland engagierte das Verteidigungsministerium eine private Organisation – die Defense Forecast Inc. (DFI) in Washington, geleitet vom Historiker Paul Cole; als Helfer in Deutschland verpflichtete Cole einen Bekannten, den Mönchengladbacher Unternehmensberater Helmut Richthammer, der sich in den neuen Bundesländern auskennt, weil er dort Geschäfte betreibt.

Mit Hilfe amerikanischer Listen, einschlägiger Archive und der Stasi-Akten in der Berliner Gauck-Behörde machten Cole und Richthammer sich auf die Suche. Schon bald fanden sie heraus, daß die DDR eine beliebte Zuflucht für Überläufer gewesen war; etliche wurden enttarnt, aktuelle Namen nach Washington gemeldet.

* 1965 bei einer privaten Silvesterfeier in Hoyerswerda mit ihren Ehefrauen Sieglinde Hutto, Erika Avent und einer Nachbarin.



US-Deserteure Hutto, Avent*: „Jetzt ist das ruhige Leben vorbei"



DER SPIEGEL

Fluchtgrund Korea-Krieg (1951): „Abenteuerliche und kriminelle Elemente“

Im Jargon der SED-Diktatur hießen die Asylanten „Militärangehörige der westlichen Okkupationsarmee“. Sie waren willkommen, da sich mit ihnen womöglich Propaganda hätte machen lassen, zugleich aber waren sie den Machthabern nicht ganz geheuer.

Das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) hielt die gesamte US-Armee für einen Haufen „verkrachter Existenzen, moralisch haltloser, abenteuerlicher und krimineller Elemente“. Die Deserteure, argwöhnte die Stasi, könnten zudem Spione sein. Obschon den MfS-Betreuern „eine Reihe von Verdachtsmomenten“ auffiel, wurde jedoch nie ein Fahnenflüchtiger als Schnüffler enttarnt.

Andererseits kritisierten die Stasi-Verantwortlichen die „politische Erziehungsarbeit unter den Überläufern“: Menschen, die gerade mal „Frollein“, „Sauerkraut“ oder „Macht nichts“ sagen könnten, so mäkelte der Geheimdienst, erhielten unsinnigerweise „Unterricht über den dialektischen Materialismus“ – das sei „schwach“ und „schlecht“.

Mancher der Deserteure machte in der DDR trotz der Startprobleme Karriere, heiratete und richtete sich für immer dort ein. So studierte Wechsler alias Grossman nach einer Lehre als Dreher Journalistik in Leipzig: „Ich bin wohl der einzige Mensch der Welt“, sagt er, „der in Harvard und an der Karl-Marx-Universität sein Examen absolviert hat.“ Anschließend arbeitete er beim DDR-Sender Radio International in Ost-Berlin.

Trotz des geänderten Namens gab Grossman sich keine Mühe, unentdeckt zu bleiben. So dolmetschte er öffentlich für die Schauspielerin Jane Fonda, als die Amerikanerin 1974 die Dokumentarfilmwoche in Leipzig besuchte.

Grossmans Kamerad Raymond H. Hutto aus Dawson/Georgia, der 1954 desertierte, machte im Kombinat „Schwarze Pumpe“ seinen Meister; Ex-Sergeant Willie Avent, ein Farbiger wie Hutto, trug die „Ehrennadel der Nationalen Front“ (in Silber) und war ausgezeichnetes Mitglied der „Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft“.

Zur Berühmtheit wurde James W. Pulley aus Morristown, der 1955 nach Überschreitung seiner Urlaubszeit aus Augsburg verschwand. Seit Jahrzehnten tritt der schwergewichtige Sänger, auch für die US-Armee unübersehbar, auf Provinzbühnen und im Fernsehen auf – etwa als Interpret von Harry-Belafonte-Songs oder deutschen Weisen wie „Wo meine Wiege stand“.

Des Barden Erfolg – schon zu Honeckers Zeiten besaß „James Dabbelju“ *(Der Morgen)* eine Datsche, einen Volvo und einen Wohnwagen – machte die Stasi-Aufseher offenbar neidisch. Pulleys Repertoire, hielt ein Observant fest, umfasse in Wahrheit „nur zwei Lieder“.

Nach Amerika zurückgehen will Pulley nun ebensowenig wie die meisten anderen Deserteure: „Meine Heimat ist die alte DDR.“

„Der Willie“, berichtet auch die Deutsche Erika Avent über ihren letztes Jahr verstorbenen Mann, „war mehr DDR-Bürger als Amerikaner.“ Im Wende-Herbst habe er prophezeit: „Jetzt ist das ruhige Leben vorbei.“

Raymond Hutto verlor nach dem Mauerfall seinen Job: „Meiner Frau habe ich gesagt, daß es uns nie mehr so gut geht wie vorher.“ Daß er unter dem Decknamen „Karl-Heinz“ jahrelang der Stasi als Inoffizieller Mitarbeiter diente, ist für Hutto längst Vergangenheit. „Ich habe nichts gemacht, nur Skat gespielt mit denen von der Staatssicherheit.“

„Ein bissel Angst“ (Hutto) hatten alle DDR-Amis, als die Mauer fiel. Ihre Fahnenflucht kann nach amerikanischem Recht noch bestraft werden. Grossman etwa mied deshalb ein Jahr lang im längst offenen Berlin den westlichen Teil: „Ich hatte Sorge, man könnte mich greifen. Die Armee hat ein langes Gedächtnis.“ Bevor er nach New York flog, fragte er sicherheitshalber eine Anwältin, was passieren könnte, sollten ihn die US-Behörden entdecken.



MANIKOWSKI

Amerikaner Grossman, Fonda*: Gesuchter Mann

Die Amerikaner in Fort Dix verhielten sich exakt so friedlich wie von der Juristin vorausgesehen. Der Strafanspruch der USA gegen Deserteure wie Grossman, sagt der DFI-Chef Cole, bestehe zwar „rein theoretisch“, politisch sei er nicht mehr gewünscht.

Deserteur Grossman wurde in der Kaserne Fort Dix nur förmlich aus der Armee entlassen, 43 Jahre nach seiner Flucht. Der offizielle Entlassungsgrund: „schlechtes Benehmen“. ❑

---

* 1974 in Leipzig.

Taxis

Besser schlafen

Taxichauffeure kontrollieren ihre Fahrgäste per Videokamera – zum Schutz vor Zechprellerei und Überfällen.



Taxifahrer Zander, Videokamera: „Jede Menge Ausgetickte"

Seinen Kunden begegnet Michael Zander, 52, erst einmal mit Argwohn. Die Lebenserfahrung sagt dem Berliner Taxifahrer, daß „da draußen jede Menge Ausgetickte rumlaufen".

Gegen Übergriffe von Krawallbrüdern hat Zander sich jetzt elektronische Hilfe zugelegt: Seit drei Monaten läßt er jeden Fahrgast per Video überwachen – ob der will oder nicht.

An der Windschutzscheibe des Mercedes ist eine Kamera montiert, kaum größer als eine Streichholzschachtel. Wer den Wagenschlag öffnet, wird beim Ein- und Aussteigen automatisch gefilmt. „Seit ich das Ding habe", sagt Zander, „schläft meine Frau viel besser."

Das neue Sicherheitssystem, das eine Stuttgarter Firma seit kurzem bundesweit vertreibt, verspricht angeblich wirksamen Schutz vor Überfällen aus dem Wagenfond. Zum Griff nach Schlagstock, Reizgas oder Pistole bleibt den Fahrern bei einer überraschenden Attacke meist gar keine Zeit. Die an den Funk gekoppelte Alarmanlage, mittlerweile Standard in allen Taxen, hat den Nachteil, daß niemand im Notfall weiß, wo genau sich der Überfall ereignet.

Fast täglich wird in Deutschland nach Schätzungen des Verbandes der Taxiunternehmen ein Fahrer tätlich angegriffen und verletzt. In den ersten vier Monaten dieses Jahres starben sechs Chauffeure nach einem Überfall, so viele wie im ganzen letzten Jahr.

Die Brutalität der Täter nimmt zu, manche morden bereits für ein paar Mark. Anfang Januar stach ein Jugendlicher in der Oberpfalz mit einem Bowiemesser 40mal auf eine Fahrerin ein, bevor er mit 48 Mark Beute verschwand. In Duisburg wurde ein Taxichauffeur im Februar von einem Fahrgast mit vier Kopfschüssen regelrecht hingerichtet.

Rund 100 Taxifahrer aus dem ganzen Bundesgebiet haben sich bei dem Stuttgarter Videohändler und Taxiunternehmer Ulrik Rasmussen bereits mit dem Präventivschutz versorgt. „Wir verzeichnen allein diesen Monat eine Umsatzsteigerung von 50 Prozent", sagt der gebürtige Däne. Rasmussen hatte die Idee mit der Videoüberwachung, nachdem er selber im letzten Jahr überfallen und zusammengeprügelt worden war.

Auch aus Österreich, Tschechien und Finnland erreichen Rasmussen mittlerweile Anfragen. Das baden-württembergische Verkehrsministerium erwägt, den Taxifahrern im Ländle die Anschaffung des neuen Videosystems mit einem Zuschuß zu erleichtern.

Vor allem größere Taxiunternehmer, die einen ganzen Fuhrpark unterhalten, schreckt bislang der Preis. Rasmussens Videorecorder, der in einer diebstahlsicheren Stahlbox steckt, kostet samt Kamera, Mikrofon und Montage rund 2500 Mark.

Schon einmal ist der Versuch, die Taxifahrer besser zu schützen, unter anderem an den Kosten gescheitert: In den sechziger Jahren setzte sich die Trennscheibe nicht durch, obwohl der Bundesverkehrsminister sie zwingend vorgeschrieben hatte. Vielen Unternehmern war sie zu teuer, Bonn zog die Trennscheibenverordnung wieder aus dem Verkehr.



Videoaufnahme: Irritierte Kunden

Die neue Technik scheint durchdacht. Jedesmal wenn ein Fahrgast die Wagentür öffnet, schaltet sich mit der Innenraumbeleuchtung über einen Elektrokontakt auch das Weitwinkelobjektiv ein. Schließt die Tür, schneidet das Aufnahmegerät, das im Kofferraum deponiert ist, noch gut 15 Sekunden alle Bewegungen und Gespräche im Auto mit. Über einen Notschalter kann die Kamera jederzeit aktiviert werden.

Dem Betriebsklima im Mietwagen ist das elektronische Auge allerdings nicht förderlich. Die meisten Fahrgäste sind irritiert, wenn sie die Kamera über dem Armaturenbrett entdecken. Die kleinen Warnschilder an den Seitenscheiben der Videotaxen nimmt kaum einer wahr. Typische Frage, auf Band dokumentiert: „Werd' ich jetzt etwa die ganze Zeit gefilmt?"

Den Beteuerungen der Fahrer, daß die Fahrgäste nur bei der Angabe des Fahrziels und später bei der Bezahlung aufgezeichnet werden, trauen viele nicht – Taxichauffeure stehen nicht im Ruf der Diskretion. Unternehmer Rasmussen hat sich vorsorglich ein Rechtsgutachten besorgt, daß die Videoaufzeichnungen datenschutzrechtlich zulässig seien.

Die neue Technik hat in der Praxis ihre Tücken, das zeigt der Fall eines Berliner Videopioniers. Als seine Fahrgäste vor drei Wochen, animiert von der Kamera, auf der Rückbank Grimassen schnitten, drehte sich der Mann belustigt um und übersah dabei ein Stoppschild. Am Taxi entstand Totalschaden. ❑

Die Küchenspezialisten von bulthaup verdienen Ihre Aufmerksamkeit, Ihr Vertrauen und Ihren Auftrag.

Den Menschen, die sich für eine Küche von bulthaup interessieren, geht es vor allem um Übereinstimmung von Stil und Geschmack. Funktionsgerechte Technik und höchste Verarbeitungs-Qualität werden bei bulthaup als selbstverständlich vorausgesetzt.

Wo der Name bulthaup steht, findet man die Innenarchitektinnen und -architekten, die wissen, wie die Küche zum wahren Mittelpunkt der häuslichen Umwelt wird. Diese anerkannten Fachleute stellen besonders hohe Ansprüche an das zeitlos schöne Aussehen der Küche und an das Zweckvolle der Küchentechnik.

Sie gestalten optimal Pläne für kleine und große Räume. Sie helfen bei der Auswahl von Materialien und Farben. Sie machen mit den Neuheiten und Nützlichkeiten bekannt, die man von einer zeitgemäßen Küche erwartet. Und sie sorgen für perfekte Montage und Installation, für Service und – Zufriedenheit.

Sprechen Sie mit den kompetenten Einrichtungs-spezialisten über das Küchensystem bulthaup 25 – über Stimmung, Planung, Materialien, Preis. Einer dieser Fachleute ist auch in Ihrer Nähe. bulthaup schreibt Ihnen gern, wo.

Für alle, die vorher ausführlich informiert und inspiriert sein wollen, gibt es »Die Küche als Lebensraum«. Das Buch mit vielen farbigen Bildern. Für 15 Mark (inkl. MwSt. und Versand) gehört dieses Buch Ihnen.

Claus A. Froh





Konzerne

„PROFIT, PROFIT, PROFIT“

Der künftige Daimler-Chef Jürgen Schrempp amtiert noch nicht, doch schon jetzt ist sicher: Deutschlands größtem Konzern steht ein radikaler Kurswechsel bevor. Visionen sind nicht länger gefragt, künftig zählt nur noch Gewinn. Auch der Streit im Vorstand ist schon programmiert: Der Neue will sich in alle Bereiche einschalten.

Jürgen Schrempp erkannte schnell, was er von der Zentrale des Daimler-Benz-Konzerns in Stuttgart zu halten hat: Das sei doch ein „bullshit castle“, sagte der Mercedes-Manager in seiner direkten Art. An der Spitze von Deutschlands größtem Konzern werde vor allem Mist produziert.

In sechs Wochen schon kann Schrempp, 50, seinen Teil dazu beitragen. Am 24. Mai wird er der Chef von „bullshit castle“ oder, vornehmer ausgedrückt, Vorstandsvorsitzender von Daimler-Benz.

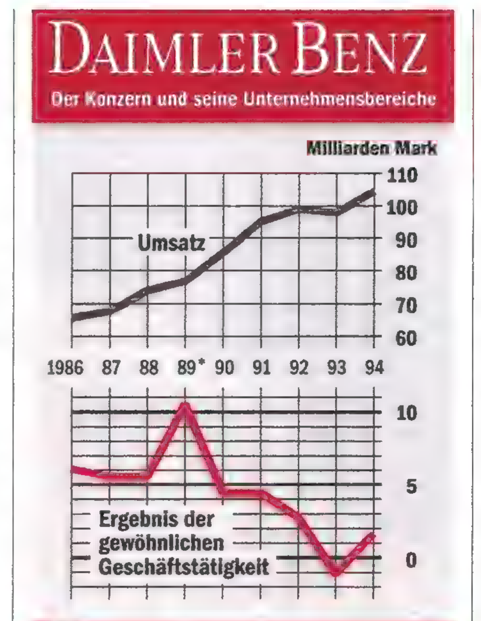
Die bösen Worte über die Konzernzentrale sind schon ein paar Jahre alt. Schrempp arbeitete damals als aufstrebender Mercedes-Manager in den USA und beschwerte sich, wie viele Kollegen, über die endlosen Papiere, die in der Stuttgarter Zentrale erstellt werden.

Inzwischen beschreibt der Chef der Daimler-Benz Aerospace (Dasa) die Konzernspitze wesentlich differenzierter. Sehr viele „exzellente Manager“ hat Schrempp dort kennengelernt. Die Zentrale, sagt er heute, sei besser als ihr Ruf.

Das mag schon sein, dennoch geht es im Daimler-Hauptquartier seit Monaten drunter und drüber. Alle warten auf den Neuen – der Alte wird immer mehr demontiert. Wenn Konzernchef Edzard Reuter den Kollegen seine Strategie erklärt, kommentiert Finanzvorstand Gerhard Liener dies wahlweise mit den Worten „alles Unsinn“ oder „alles Blödsinn“.

Viele Daimler-Manager rätseln: Wie geht es weiter mit Deutschlands größtem Konzern, wenn Schrempp als Nachfolger Reuters an die Spitze rückt und der frustrierte Finanzmann Liener durch den Debis-Vorstand Manfred Gentz abgelöst wird?

Ausgewählten Führungskräften hat Schrempp bereits signalisiert, daß dem Daimler-Benz-Konzern so etwas wie eine kleine Revolution bevorsteht. Der neue Vorsitzende will das Konglomerat aus Dienstleistungsfirmen (Debis), Industriebeteiligungen (AEG), Luftfahrtfirmen (Dasa) und dem Fahrzeugproduzenten Mercedes-Benz nicht nur in einem anderen Stil, sondern auch nach anderen Kriterien führen.



100%

Mercedes-Benz



UMSATZ: 70 Milliarden Mark
BESCHÄFTIGTE: 198000
UNTERNEHMENSBEREICHE:
Personenwagen, Nutzfahrzeuge

80,2%

AEG

UMSATZ: 10 Milliarden Mark
BESCHÄFTIGTE: 45000
UNTERNEHMENSBEREICHE:
Automatisierungstechnik, Bahnsysteme, Energietechnik, Dieselantriebe, Mikroelektronik

93,8%

Daimler-Benz Aerospace

UMSATZ: 17 Milliarden Mark
BESCHÄFTIGTE: 75000
UNTERNEHMENSBEREICHE:
Luftfahrt, Raumfahrt, Verteidigungstechnik, Antriebe

100%

debis

UMSATZ: 11 Milliarden Mark
BESCHÄFTIGTE: 9000
UNTERNEHMENSBEREICHE:
Systemhaus, Finanzdienstleistungen, Versicherungen, Handel, Marketing Services, Mobilfunkdienste

*aufgrund einmaliger Erträge und Aufwendungen nicht mit den anderen Jahren vergleichbar

Reuter, der Stratege, investierte in seiner Amtszeit (1987 bis 1995) Milliarde auf Milliarde, um eine große Vision zu verwirklichen: Er wollte das Automobilunternehmen Mercedes-Benz in den „integrierten Technologiekonzern“ Daimler-Benz verwandeln.

Diesem ehrgeizigen Ziel opferte Reuter nicht nur das Geld, das Mercedes in seinen Erfolgsjahren mit dem Automobilgeschäft eingefahren hatte. Er nahm auch in Kauf, daß der einst hochprofitable Konzern mit den neu erworbenen Töchtern beträchtliche Verluste machte (siehe Grafik).

Damit soll es nun vorbei sein. Schrempp bekam für seine Arbeit eine klare Botschaft vom Aufsichtsratsvorsitzenden Hilmar Kopper, dem Chef der Deutschen Bank, mit auf den Weg. Daimler-Benz, so fordert Kopper, müs-



Mercedes-Produktion (in Sindelfingen): Nur

se wieder zu einem der profitabelsten Konzerne des Landes werden. Wird der designierte Daimler-Chef nach seinen Visionen gefragt, hat er deshalb auch eine schlichte Antwort parat: „Profit, Profit, Profit“.

Sehr viel flexibler und schneller als Reuter will Schrempp bei den Konzerntöchtern durchgreifen, wenn diese dauerhaft nur Verluste erwirtschaften. „Dann muß ich mich davon verabschieden“, sagt Schrempp, „ohne jede Emotion.“

Das Milliardengrab AEG wird der neue Daimler-Chef bald schließen. Nach dem Verkauf der Unternehmensbereiche Hausgeräte, Elektrowerkzeuge und Lichttechnik soll die AEG auch noch die Sparten Energie- und Automatisierungstechnik losschlagen. Der bescheidene Rest, Mikroelektronik und Dieselantriebe, wird unter dem Titel Daimler-Benz-Industrie als vierte Konzerntochter zusammengefaßt.

Wenn Daimler die verbliebenen freien AEG-Aktionäre abgefunden hat, folgt der letzte Schritt: Der Name AEG, der für viele ein Stückchen deutscher Industriegeschichte repräsentiert, soll verschwinden.

Mit seinem Vorgänger Reuter wird Schrempp deshalb noch einigen Zoff bekommen. Reuter, der in den Aufsichtsrat des Konzerns wechselt, beteuert noch immer: „Die AEG wird auch in fünf Jahren noch als autarker Unternehmensbereich der Daimler-Benz AG weiterbestehen.“

Diesem Konflikt wird Schrempp aber ebensowenig ausweichen wie dem anstehenden Ärger mit den Mitarbeitern der Konzernzentrale und den Chefs der Tochtergesellschaften.


AP

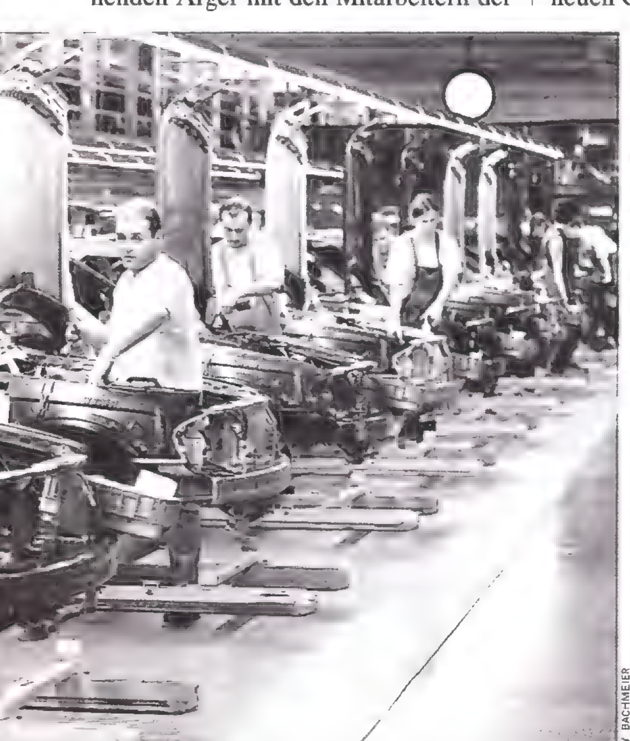
Daimler-Manager Schrempp: „Blaues Team gegen rotes Team“

Dem neuen Profitstreben entsprechend, wird Schrempp in der Konzernzentrale wohl einige hundert Stellen streichen. Und die verbliebene Mannschaft muß ihren Arbeitsstil radikal umstellen, wenn sie den Ansprüchen des neuen Chefs genügen will.

Bislang schrieben die Manager in der Zentrale allzuoft Memos an die Unternehmenstöchter. Die Empfänger antworteten mit einem Memo. Passiert ist häufig nichts.

Künftig sollen die Mitarbeiter der Hauptverwaltung ständig unterwegs sein und mit den Managern der Dasa, von Mercedes und Debis um bessere Konzepte streiten. Den internen Konkurrenzkampf („blaues Team gegen rotes Team“) will Schrempp fördern. Er selbst wird sich alles anhören und am Ende entscheiden.

Die große Freiheit, mit der die Chefs der Daimler-Töchter ihre Firmen bislang führten, ist mit Schrempps Amtsantritt beendet. Während Reuter sich eher als Moderator verstand, der die einzelnen Unternehmen zusammenführt, will sein Nachfolger direkt ins Geschäft eingreifen.


W. BACHMEIER

das Autogeschäft brachte einen dicken Gewinn

Nur bei der Dasa wird sich der neue Konzernherr noch ein wenig zurückhalten. Wenn Schrempp dort allzu tief gräbt, stößt er nur auf jene Leichen, die er selbst vergraben hat. Zwar hat der Dasa-Chef in seiner Amtszeit 16 000 Stellen gestrichen und sechs Werke geschlossen oder abgestoßen, aber von dem selbstgesteckten Ziel, die Daimler-Tochter als eigenständigen Flugzeugbauer auf dem Weltmarkt zu etablieren, ist er noch immer meilenweit entfernt.

Das Dornier-Flugzeug Do 328 bringt nur Verluste, und mit Fokker hat Schrempp dem Daimler-Konzern einen Sanierungsfall angeschafft, der noch Milliarden verschlingen könnte (siehe Seite 104).

Mercedes-Vorstände müssen den neuen Konzernchef fürchten

Da kann Helmut Werner, Chef der Automobil-Tochter Mercedes-Benz, wesentlich mehr vorweisen. Und doch will Schrempp, der sich in seiner bisherigen Karriere als ausgesprochener Machtmensch erwies, künftig auch bei Mercedes eine Menge mitreden.

Bislang konnte der Vorstand von Mercedes seine Geschäfte weitgehend selbständig führen und das mit beachtlichem Erfolg. In der Automobilfirma wurden fast 40 000 Stellen gestrichen, die Produktion wurde durchrationalisiert. Die neue Mittelklasse, die in die-

Zurück zu den Anfängen

Der Dasa-Fehlkauf Fokker kostet Daimler-Benz Milliarden

Jürgen Schrempp hatte einen Plan. Mit dem Erwerb des Amsterdamer Flugzeugherstellers Fokker wollte er seine Dasa, am Airbus-Partner Frankreich vorbei, zum Primus auf dem Markt der kleineren Verkehrsflugzeuge entwikkeln. Nun ist der Plan gescheitert. Denn den Markt, wie der Dasa-Chef ihn sah, gibt es gar nicht.

In einer Branchen-Analyse für die Jahre 1994 bis 2013 hatten die Dasa-Analysten das aufziehende Fiasko schon vorausempfunden. In den kommenden 20 Jahren, sagen sie, würden nur 795 Siebzig- bis Neunzig-Sitzer absetzbar sein. Fokkers Planer rechnen nur mit 532.

Erst im nächst größeren Segment tun sich bessere Chancen auf: An Flugzeugen mit 91 bis 120 Sitzen könne die Branche bis 2013 genau 1533 Exemplare absetzen, nach Fokker-Meinung sogar 1606.

Geld zu verdienen aber gibt es erst bei Jets mit 121 bis 150 Sitzen. Rund 1800 Stück könnten davon bis zum Jahre 2013 verkauft werden. Kein einziges davon aber von der Dasa.

Laut Vertrag im Airbus-Konsortium, an dem die Dasa zu 37,9 Prozent beteiligt ist, darf keiner der Konsorten selber ein Düsenverkehrsflugzeug mit über 100 Sitzplätzen auf den Markt bringen. Das bleibt Airbus Industrie vorbehalten.

Strenggenommen sind Dasa/Fokker damit auf den jährlich für gerade 30 bis 40 Exemplare guten Markt der Flugzeuge für weniger als 100 Passagiere angewiesen. Den aber müssen sie sich mit einem Dutzend anderer Hersteller teilen.

Fokkers hundertsitziger F-100-Jet, technisch noch ein Produkt der sechziger Jahre, wird dadurch weitgehend isoliert. Vergrößern darf Fokker ihn nicht. Wenn er aber kleiner gemacht wird, verliert er – außer bei einigen Spezialkunden wie Ford – an Rentabilität. Zudem hat sich die Kundschaft verändert. Einst verkaufte Fokker an viele Kleinkunden, die Zubringerdienste zu den Großflughäfen leisteten. Inzwischen fliegen diese Airlines oft im direkten Auftrag einer großen Fluggesellschaft. Und die verlangt das von ihr geprägte Erscheinungsbild. Damit wiederum bestimmt sie auch über den Flugzeugpark der Kleinen: Sie müssen von Herstellern kaufen, mit denen die Großen schon lange zusammenarbeiten.

Der Markt geht deshalb an die Firmen Boeing, Airbus und McDonnell Douglas (MDD). Boeing und MDD haben von ihren bisher kleinsten Jets, der Boeing 737 und der MD-90, bereits hundertsitzige Derivate entwickelt, die sie preiswert anbieten. Boeing verkaufte davon unlängst 35 Exemplare an die SAS. Schrempps Versuch, dort die F 100 abzusetzen, scheiterte. Doch während der Dasa-Vorsteher immer noch vom eigenen Markt schwärmte, mußte er sich mit den Kollegen von der Airbus Industrie in Paris rasch über einen Airbus als F-100-Nachfolger einigen. Fokker darf den Neuen zwar künftig montieren, aber der Markenname wird aussterben.

Zudem wird die Beschäftigtenzahl der 1993 mit 10 000 Leuten übernommenen Firma wohl auch nach der letzten Schrumpfkur weiter sinken – auf rund 4000 Arbeitsplätze. Sogar das technische Personal, die Elite des Konzerns, wird auf 800 halbiert. Schrempps Versprechen an die Holländer, beim Flugzeugbau bis zu 100 Sitzplätzen Systemführer zu werden, gilt nicht mehr.

Immer deutlicher bringt der Fokker-Fehlgriff auch das Dasa-Zahlenwerk ins Schwimmen. Schrempp hatte die Mehrheit an Fokker für 500 Millionen Mark gekauft. Danach häuften sich Verluste von rund 800 Millionen Mark an, die sich künftig auf über eine Milliarde erhöhen werden.

Bei Fokker liegen zudem Rechnungen für Dasa-Zulieferungen in dreistelliger Millionenhöhe herum. Um Fokker in das Dasa/Airbus-System zu integrieren, werden weitere Millionenbeträge fällig: Fokkers Computer passen mit denen der Muttergesellschaft nicht zusammen. Schlimmer noch: Fokkers Management, das am Weltmarkt nur zu Dollar-Preisen Flugzeuge verkaufen kann, hat die Firma gegen den Sturz der US-Devise nicht abgesichert.



Jet-Fertigung bei Fokker: Ohne Airbus nicht zu retten

Der Dasa drohen damit neue Verlustjahre. Gleichzeitig verliert sie auch noch ihren einzigen gestandenen Luftfahrtexperten: Hartmut Mehdorn, 52, fühlt sich hinausgeekelt und nimmt den Job des Vorstandsvorsitzenden bei der Heidelberger Druckmaschinen AG an. Die Personalie steht für das Ende der Dasa als selbständiger Jet-Hersteller. Künftig wird das Hauptgeschäft – zurück zu den Anfängen – wieder dort liegen, wo es war, als die Dasa noch bescheiden MBB hieß: bei der Airbus-Beteiligung und bei Staatsaufträgen in Rüstung und Raumfahrt.

sem Sommer auf den Markt kommt, wird mit wesentlich niedrigeren Kosten als der Vorgänger produziert – das gab es bei Mercedes-Benz noch nie.

Den Münchner Rivalen BMW hat Mercedes, zumindest was den Gewinn betrifft, wieder deutlich hinter sich gelassen: Im vergangenen Jahr erwirtschafteten die Stuttgarter einen Überschuß von gut 1,8 Milliarden Mark, mehr als doppelt soviel wie BMW.

Dank des guten Automobilgeschäfts kann der Daimler-Benz-Konzern einen Gewinn von knapp 900 Millionen Mark ausweisen. Die übrigen Töchter bereiten wenig Freude. Die Debis steuert zwar einen kleinen Gewinn von knapp 100 Millionen Mark bei. Doch die Dasa und die AEG belasten die Bilanz mit einem Verlust von jeweils rund 400 Millionen Mark.

Dennoch will Schrempp, der seine Karriere im Lastwagengeschäft von Mercedes-Benz begann, vor allem den erfolgreichen Automobilbauern scharf auf die Finger schauen. Bedeutende Risiken sieht er in den neuen Modellreihen, mit denen Mercedes völlig neue Kunden gewinnen will, der A-Klasse und dem Swatch-Auto.

Höchst unsicher ist, ob es dem Mercedes-Vertrieb gelingt, neben den Nobelkarossen künftig auch noch 150 000 bis 200 000 Modelle des Stadtautos zu verkaufen. Denn nur wenn Mercedes solche Stückzahlen erreicht, kann den Stuttgartern der Einstieg in die Golf-Klasse gelingen.

Der Konflikt zwischen Schrempp und Mercedes-Chef Werner ist programmiert. Kurz nach der Ernennung Schrempps zum künftigen Daimler-Chef hatte Werner gefordert: „Ein so großer Konzern ist sinnvoll nur zu führen, wenn die einzelnen Firmen ein sehr hohes Maß an Selbständigkeit und Verantwortung haben“ (SPIEGEL 25/1994).

Daraus wird nun nichts. Mehr noch als Werner müssen allerdings andere Mercedes-Vorstände den neuen Konzernchef fürchten. Mit Ausnahme von Pkw-Manager Jürgen Hubbert und dem neuen Vertriebschef Dieter Zetsche ist in der Führungsmannschaft von Mercedes viel Mittelmaß vertreten. Da Schrempp wenig Geduld mit schlechten Managern hat, muß mancher Vorstand um seinen Job bangen.

Schrempp weiß, daß sein Kurs im Daimler-Benz-Konzern zu vielen Spannungen führen wird. Die Vorstandssitzungen werden länger, die Diskussionen härter. Aber nur in solcher Umgebung fühlt Schrempp sich wohl.

Voller Begeisterung berichtet er von den Debatten im Dasa-Vorstand. Dort wurde schon mal so heftig über ein neues Triebwerk gestritten, daß ein Vorstand entrüstet aufsprang und der Stuhl hinter ihm krachend umfiel. Schrempp: „So muß es sein.“ ❑



T. HARTRICH / TRANSIT

Buna-Chef Brümmer (r.)*: „Die Privatisierung war eine Zerreißprobe für mich“

Chemie

Arbeit für Herkules

Ein US-Konzern soll den Chemiestandort Buna retten. Der deutsche Steuerzahler ist kräftig dabei.

Bernhard Brümmer, 58, langweilt sich nicht gern. Der Job als Manager der Gulf Coast Operations von Dow Chemical in den USA jedenfalls war nicht das richtige für ihn. Er wollte mehr bewegen als nur Papiere auf seinem Schreibtisch.

Vor einem Jahr fand Brümmer eine passende Arbeit, „eine Herkulesgeschichte“. Die Treuhand machte ihn zum Geschäftsführer der Buna GmbH Schkopau, des einstigen Plaste- und Elaste-Kombinats der DDR.

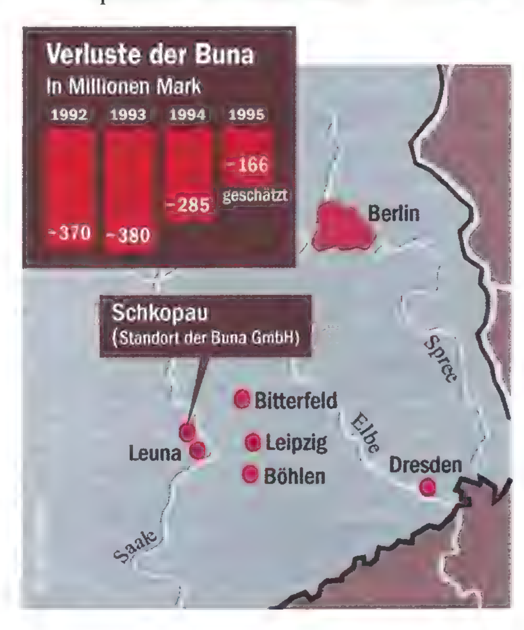
Möglicherweise steht der Manager bald wieder in den Diensten von Dow Chemical. Am 1. Juni übernimmt Dow die Buna-Werke, der Privatisierungsvertrag wurde vergangene Woche unterschrieben. „Die Privatisierung“, sagt Brümmer, „war eine Zerreißprobe für mich.“

Nicht nur für ihn. Auch die Belegschaft ist hin- und hergerissen. „Wir haben eine Gratwanderung gemacht“, urteilt der Betriebsratsvize Jürgen Arbter. Natürlich könne man mit dem Ergebnis „nicht zufrieden sein, aber es ist die einzige Chance“.

Die Amerikaner wollten von Buna nur übernehmen, was zu ihrem Produktionsprogramm paßt, die Mitarbeiter aber wollten möglichst viel aus ihrem angestammten Geschäft erhalten.

PVC und Kautschuk, zwei Hauptprodukte von Buna, gehören zum Beispiel nicht zum Dow-Programm und sollten ursprünglich runtergefahren werden. Doch vorläufig sichert die gute Nachfrage auf diesen Märkten die Produktion. Ob nur auf Zeit, ist für Betriebsrat Arbter ungewiß: „Die wollen Geld verdienen, und wir müssen zeigen, was wir können.“ Propylenoxid wird Dow bei Buna ab 1997 nicht mehr produzieren.

„3000 plus“ heißt das Arbeitsplatzversprechen der Amerikaner. Dow selbst



* Mit dem sächsischen Ministerpräsidenten Kurt Biedenkopf und dem Buna-Aufsichtsratsvorsitzenden Eberhard von Brauchitsch am 28. September 1994.

wird laut Konzept nur noch 2300 Bunesen brauchen. „Wenigstens konnten wir eine eigene kleine Forschungsabteilung abtrotzen", sagt Arbter, „sonst wären wir nur eine verlängerte Werkbank." 200 Arbeitsplätze sollen in einer eigenen Umweltfirma entstehen. 500 weitere Arbeitnehmer sollen in ausgegliederten Bereichen unterkommen. Allerdings sind nur 1800 Arbeitsplätze durch Vertragsstrafen abgesichert.

Doch allein Buna hat jetzt noch 4100 Beschäftigte, von einst 20 000. Zu dem Verbund-Paket, das Dow übernimmt, gehören noch die Sächsischen Olefinwerke in Böhlen mit derzeit 1200 Mitarbeitern und knapp 300 Werktätige aus Betriebsteilen des zehn Kilometer entfernten Leuna. Nur gut die Hälfte der jetzigen Belegschaft wird also auf Dauer beim neuen Eigentümer Arbeit finden.

Rund drei Milliarden Mark für Investitionen in neue Anlagen bekommt Dow vom Staat mit auf den Weg. Eine Milliarde Mark steuert der Konzern selbst bei. Nach 1999 will Dow eine weitere Milliarde Mark investieren.

Künftige Verluste teilen sich die Treuhand-Nachfolgerin Bundesanstalt für vereinigungsbedingte Sonderaufgaben und Dow entsprechend dem fünfjährigen Geschäftsplan je zur Hälfte, obwohl die Treuhand nur noch einen Anteil von 20 Prozent an Buna halten wird. Schon bis zur Übernahme durch Dow ist weit über eine Milliarde Mark an Verlusten bei der Treuhand geblieben, etwa 800 Millionen Mark steckte die Anstalt in den Umbau des Werkes.

Eigentlich sollte der Buna-Deal schon am Jahresende unter Dach und Fach sein, doch der verbissene Kampf des Betriebsrates um jeden Arbeitsplatz verzögerte die Verhandlungen.

Besonders heikel war Brümmers Rolle beim Verhandlungspoker. Der Buna-Chef sah sich gleichsam als Doppelagent verdächtigt. Die Treuhand, aber auch viele Beschäftigte trauten ihm nicht recht, weil er als jahrzehntelanger Dow-Manager womöglich mehr zu den Amerikanern halte. Für Dow war er dagegen schon vom ostdeutschen Gedankengut angekränkelt.

Brümmer habe „hier eine Entwicklung in seiner Denkweise gemacht", bescheinigt ihm Betriebsrat Arbter, „und Buna und Dow in Güte miteinander verbinden wollen".

Ob die Privatisierung mit Dow wirklich gelingt, ist noch nicht ausgemacht. Dow bekommt mit Buna bei einigen Produkten eine marktbeherrschende Stellung. Die Kommission der Europäischen Union in Brüssel hat deswegen schon bei der Treuhand Protest angemeldet, kaum daß der Vertragsabschluß perfekt war. ❑

Energie

Verwegener Plan

Angela Merkel revidiert die Politik ihres Vorgängers: Sie will die Sicherheitsstandards für neue Kernkraftwerke senken.

In weißer Kumpelkluft bestieg Angela Merkel einen eisernen Kübel und fuhr in die Grube – 650 Meter tief. Zurück aus den Tiefen des Salzstocks, versprach die Bonner Umweltministerin, Gorleben werde einziger Standort für ein atomares Endlager bleiben.

Wie wichtig ihr der Fortschritt in Gorleben ist, zeigt ein 18seitiges Papier der Umweltministerin, das klaren Atomkurs hält. Es fällt sogar hinter die unter ihrem Vorgänger Klaus Töpfer schon erreichten Sicherheitsstandards für neue Meiler zurück. Mit den Zugeständnissen will die gelernte Physikerin der Industrie den Entschluß zum Neubau von Kernkraftwerken erleichtern.

Fürs erste könnte der Merkel-Plan schon mal das bisherige Entsorgungskonzept der Regierung durcheinanderschütteln.

Mißbilligend notiert die Ministerin, daß „einige Elektrizitätsversorgungs-Unternehmen" (EVU) sich mit dem Weiterbau des Endlagers Gorleben Zeit lassen wollen, weil das Lager frühestens 2030 gebraucht wird. Die Ministerin will nicht mit der „ungelösten Entsorgungsfrage" leben. Deshalb: keine weitere Verzögerung der Bohrarbeiten, sondern verstärkter Druck zum raschen Weitermachen.

Dazu hat sie einen verwegenen Plan ersonnen: Gorleben soll leben, auch wenn Schacht Konrad darüber sterben müßte.

In dem ehemaligen Bergwerk bei Salzgitter sollen die riesigen Mengen von schwach- und mittelaktiven Atomabfällen ihren endgültigen Platz finden, die neben hochaktivem Müll, der für Gorleben bestimmt ist, bei der Wiederaufarbeitung der abgebrannten Brennelemente anfallen.

Jahr für Jahr sind 5000 Kubikmeter des schwachstrahlenden Mülls zu bewältigen. Die Zwischenlager quellen über. Das Lager könnte in zwei bis drei Jahren fertig sein.

Doch so dringlich ist das plötzlich gar nicht mehr. Die „Notwendigkeit eines separaten Endlagers für schwach- und mittelaktive Abfälle", heißt es in Merkels Strategiepapier, habe „sich aufgrund verschiedener Faktoren reduziert". Ein einziges Endlager könnte nach Merkels Meinung reichen. Die Ministerin: „Hierfür wäre der Salzstock Gorleben am ehesten geeignet."



BRUENDEL / ACTION PRESS

Atommüll in Gorleben: Ein einziges Endlager könnte reichen

Um die Manager von der direkten Endlagerung der Brennelemente ohne Wiederaufarbeitung abzuhalten, bietet die französische Wiederaufarbeitungsfirma Cogema an, den schwach- und mittelaktiven Abfall in einer noch zu bauenden Fabrik auf einen Bruchteil seines jetzigen Volumens zu „kompaktieren". Das Ganze soll zwischen 600 und 700 Millionen Mark kosten.

Das Bundesamt für Strahlenschutz als Betreiber des Endlagers Konrad hat die

Stromkonzerne bereits vor den Risiken der neuen Abfallpläne gewarnt. Wenn offenkundig würde, daß der Abfall-Fluß zum Rinnsal werde und Konrad noch jahrelang leer stünde, werde kein Richter den verordneten Sofortvollzug beim Bau des Lagers bestätigen.

Die Beamten der nachgeordneten Behörde hätten auch ihre Chefin in Bonn einweihen sollen. Mit dem Bekanntwerden des Strategiepapiers von Angela Merkel ist Schacht Konrad juristisch wieder ernsthaft bedroht.

Auch beim Bau neuer Reaktoren fällt die Ministerin hinter die Position ihres Vorgängers zurück. Gemeinsam beknien Merkel und Wirtschaftsminister Günter Rexrodt (FDP) deshalb die widerstrebenden Strom-Vorständler, endlich die „konkrete Option“, den Bau eines neuen Reaktors an einem bestimmten Standort in fünf Jahren, zuzusagen.

Und damit die Kosten sich in Grenzen halten, kommt Angela Merkel den umworbenen Nuklear-Investoren bei den Sicherheitsstandards gern entgegen.

Nach Paragraph 7 des neuen Atomgesetzes können Reaktoren nur noch genehmigt werden, wenn sich die Folgen einer Kernschmelz-Katastrophe wie Tschernobyl durch die neuartige Konstruktion auf die Atomanlage begrenzen lassen. Die Anlage müsse so ausgelegt sein, hatten Töpfer und Schröder festgelegt, daß ein Kernschmelzunfall nur einmal in einer Million Jahren passieren dürfe und daß, wenn er doch eintritt, 99 von 100 Kernschmelzen ohne Opfer beherrschbar sein müßten.

Schon damals bemerkte Adolf Hüttl, Siemens-Vorstandsmitglied für Kernkraftwerke: „Dann bauen wir nicht.“ Nun heißt es in Merkels Strategiepapier: „Die Anforderungen an den Nachweis dürfen nicht überspannt werden.“

Ganz nebenbei macht die Ministerin in ihrem Papier mit der Hanauer Brennelemente-Fabrik eine weitere Nuklear-Investition von einer Milliarde Mark zur Atomruine. Weil die EVU die Wiederaufarbeitung wahrscheinlich künftig meiden und die verbrauchten Brennelemente direkt endlagern werden, fällt längst nicht soviel Bombenstoff an wie erwartet. „Die verbleibenden Plutoniummengen“, resümiert die Atomministerin, „reichen jedoch nicht mehr für einen wirtschaftlichen Betrieb, so daß ohnehin von einer Einstellung der Bauarbeiten auszugehen ist.“

Dann ist, nach dem Hochtemperaturreaktor, dem Schnellen Brüter in Kalkar und der unvollendeten Wackersdorfer Wiederaufarbeitungsfabrik in Hanau die vierte Milliardenpleite in der Atomgeschichte der Bundesrepublik zu besichtigen – kleinere Pannen wie Niederaichbach oder Mülheim-Kärlich nicht gerechnet. ❑

Verlage

Sauberer Flop

Deutschlands größter Zeitschriftenverleger Bauer, spezialisiert auf Massenblätter, hat Pech beim Aufstieg in den Edelmarkt.

Im Streitgespräch mit seinen Verlagsmanagern greift Heinz Bauer, 55, gern mal ins Jackett. Dann kramt er einen Taschenrechner heraus und zählt blitzschnell vor, daß der andere unmöglich recht haben kann.

In letzter Zeit ist Bauers Freude am Zahlenspiel getrübt. Der größte deutsche Zeitschriftenverlag (30 Titel, Umsatz 1993: 2,87 Milliarden Mark) plagt sich mit Flops und Pannen.



HEINRICH BAUER VERLAG



Großverleger Bauer, Pleiteobjekt: „Dringend neue Impulse“

Nach nur drei Monaten mußte der Hamburger Großverleger das Programmblatt *TV pur* einstellen – eine Schlappe im Stammrevier des Konzerns, der Programmpresse.

Auch die Ende März lancierte Frauenzeitschrift *Yoyo*, die mit dem Charme eines Ferienprospekts aufwartet, könnte ein ähnliches Schicksal ereilen. Die Stapel liegen wie Blei in den Regalen, berichten Verlagsexperten. Und schließlich verprellt Bauer vor allem die Werbekunden mit dem Hin und Her beim Start des neuen Nachrichtenmagazins *Ergo*, der immer wieder vertagt wird.

Mit Fernsehzeitschriften, Illustrierten, Regenbogenblättern und Sex-Schriften war das Unternehmen in den sechziger und siebziger Jahren an die Spitze vorgestoßen; nur Bertelsmann und der Axel Springer Verlag, die auch mit Zeitungen, Büchern und Fernsehen verdienen, sind größer. Romanheftchen, Comics und TV-Beteiligungen runden das Sortiment ab (siehe Grafik).

Doch die „Könige im Massenmarkt“, wie Geschäftsführer Manfred Braun, 42, die eigene Riege nennt, stoßen mit ihren billigen, populistischen Blättern an Grenzen. Im Vergleich zu 1980, als Bauer beste Geschäfte machte, haben Zeitschriften wie *TV Hören und Sehen* (minus 11 Prozent), *Fernsehwoche* (minus 28 Prozent), *Neue Revue* (minus 50 Prozent) und *Neue Post* (minus 18 Prozent) enorm an Auflage eingebüßt.

Den Niedergang glichen die Bauer-Leute zwar mit Zwitter-Zeitschriften aus, die sie aus bestehenden Objekten heraus gründeten. Doch Werbemillionen verheißen vor allem edle Magazine, die jüngere, gebildete und einkommensstarke Leser erreichen.

Bauer, der sich nach eigenem Bekunden „in wechselnden Rollen als quasi Aufsichtsratsvorsitzender, Eigentümer und Vorstandsvorsitzender“ begreift, hat seinem Konzern eine Roßkur verordnet. Andernfalls, fürchtet er, sei die Eigenständigkeit des 120 Jahre alten Familienverlags in Gefahr.

Ende 1993 kündigte Bauer auf einer Konzerntagung in Rastatt an, er wolle die „Verkrustungen in den Ablauf- und Führungsstrukturen“ aufbrechen. Den Managern hämmerte er ein, sie müßten „wegkommen von der Angestelltenmentalität“. Viele Titel bräuchten „dringend neue Impulse“, neue Geschäftsfelder müßten her.

Bisher brachen Bauers Ausflüge in die Qualitätspresse, die zur Masse auch Klasse bringen sollen, meist schnell ab. Anspruchsvollere Neuschöpfungen wie *Chancen*, *Esquire* und *Wiener* gab er, mangels Erfolg, auf. Nur die jugendli-

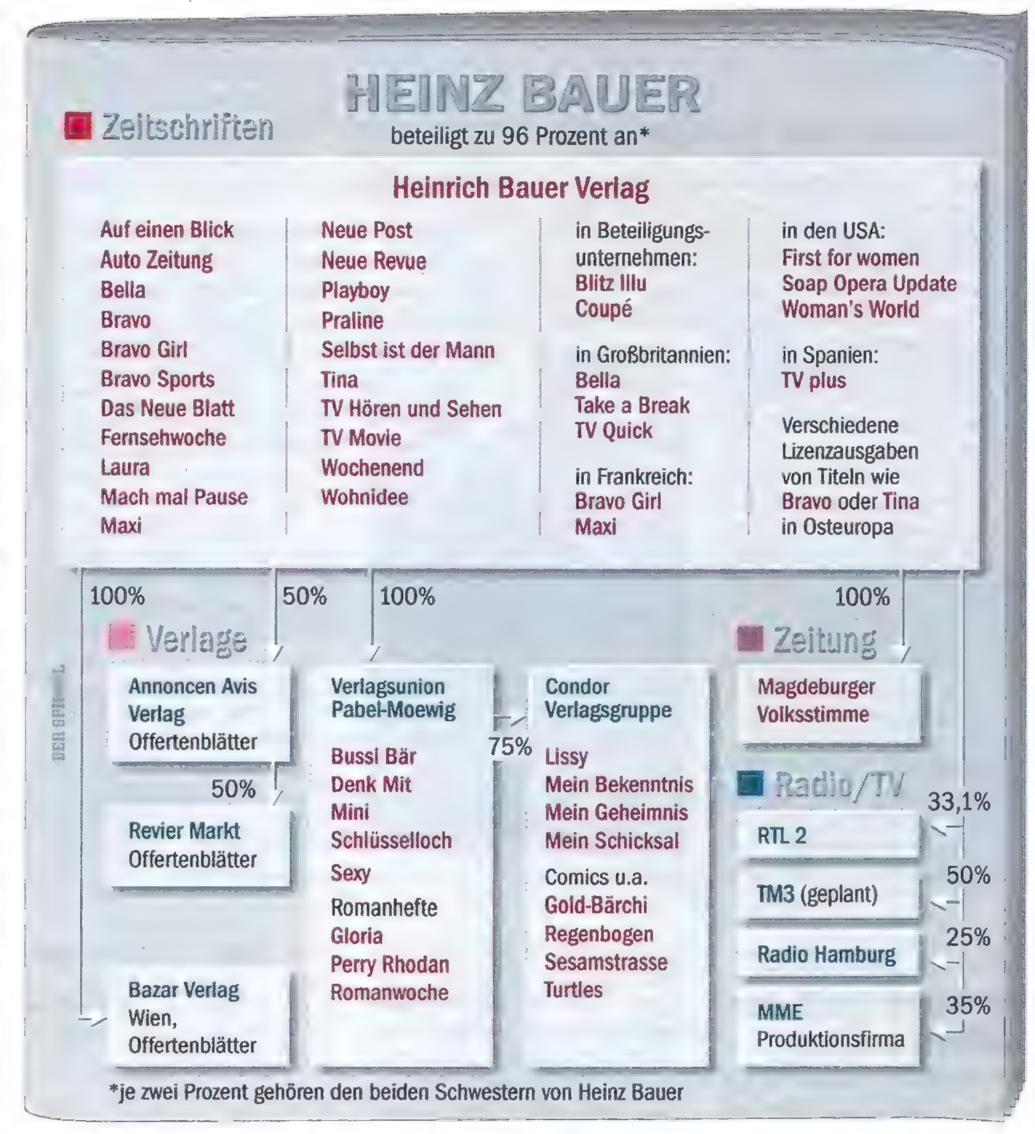
che Programmzeitschrift *TV Movie* (Auflage: 2,4 Millionen) schaffte unter Chefredakteur Andreas Schmidt, 34, den Sprung nach oben.

Seit vier Monaten aber attackiert Schmidt, der im Krach schied, im Sold der Bertelsmann-Tochter Gruner + Jahr, seinen alten Arbeitgeber. Schmidts ambitioniertes Magazin *TV Today* (Auflage: 800 000 Exemplare) brachte Bauers Anteil am TV-Pressemarkt um knapp vier Punkte auf 49,5 Prozent herunter.

Bauers sprödes Gegenblatt *TV pur* erreichte selbst nach Änderungen gerade mal ein Drittel der zum Überleben notwendigen 300 000 Käufer. „Wir haben einen sauberen Flop hingelegt", meint Verlagssprecher Roman Köster. Geschätzter Verlust: rund 25 Millionen Mark.

„Nicht jeder Setzling wird zum starken Baum", tröstet sich Bauer über solche Erlebnisse hinweg. Nun zweifelt der Hobbypilot, der mit einer Falcon-10 zwischen den Verlagsstandorten hin- und herdüst, sogar an seinem Lieblingsprojekt: einem Wochenmagazin mit politischen Artikeln, Hintergrundstücken und TV-Programm.

Es solle sich, hofft Bauer, mit einer Auflage von rund 500 000 Exemplaren zwischen SPIEGEL und *Focus* setzen. Das neue Produkt könnte vielleicht auch Leser der einstigen Bauer-Illustrierten *Quick* ansprechen. Das Blatt hatte der Verleger im August 1992, in einem einsamen Akt, eingestellt.



Seit fast zwei Jahren basteln Bauer-Journalisten an der Mixtur des neuen Magazins, zunächst unter dem Decknamen „TV Feuer". Inzwischen hat das Projekt (Bauer-Schmäh: „TV teuer") rund 30 Millionen Mark verschlungen, wie ein Mitarbeiter schätzt.

Den mehrfach verschobenen Start des Edelmagazins, das nun *Ergo* heißen soll, haben die Verlagsstrategen auf Mitte Mai festgelegt – falls es sich der Eigentümer, dessen endgültiges Plazet fehlt, nicht doch noch anders überlegt.

Die ewige Warterei hat die Redaktion unter den Leitern Michael Gatermann, 41, und Hartmut Volz, 49, zermürbt. Immer wieder fielen ihre Konzepte bei Bauers Marktforscher Karl-Heinz Kehrmann durch. Nach den zahlreichen Befragungen in Gruppentests, einer Spezialität des Hauses, sei aus *Ergo* eine „Newsweek für 80jährige" geworden, hämt ein Redakteur.

Nur die Anzeigenleitung gewinnt der Zauderei des Verlegers etwas Positives ab. Werbeagenturen stellt sie einen dicken Bonus in Aussicht, falls *Ergo* erst nach dem 22. Mai erscheinen sollte. Für jede Woche Verzögerung gebe es bei einem Auftrag über mindestens fünf Anzeigen eine Gratisseite – Bezeichnung der Verschenkaktion: „Pages & More".

Den menschenscheuen Konzernchef, der gern auf Ehefrau Gudrun, 51, hört, haben die Mißerfolge offenbar noch mißtrauischer als sonst gemacht. Kurz nach dem Flop mit *TV pur* mußte Geschäftsführer Manfred Bosse, 54, gehen – angeblich, weil „die Chemie nicht stimmte", wie der Verlag verbreitet. In Wahrheit soll er neue Objekte schlecht kalkuliert haben.

Nun steht Bauers Geschäftsführer Braun unter Druck. Er regiert den Konzern mit Hilfe eines Trupps externer Berater, zu dem etwa der frühere Vizevorstandsvorsitzende des Zigarettenkonzerns Reemtsma, Alois Spengler, 58, gehört. Der Marketingmann (Spitzname: „Onkel Alois") pflegt seine Akten und einen Laptop in einem Einkaufswägelchen hinter sich her zu führen.

Dagegen könnte sich, bei einem Scheitern von *Ergo*, der dynamische Druckereichef Klaus-Peter Petschat, 47, stellen, der zum Sprung in die Geschäftsführung bereitsteht. Petschat hat die zu groß geratenen Druckereigeschäfte des Verlags – Verlust für Bauer: 80 Millionen Mark – neu geordnet.

Auch auf anderen Märkten hat der Verleger wenig Erfolg verbucht. Die Ettlinger Maschinenbaufirma Elba, die er gekauft hatte, mußte Vergleich anmelden. Von der unrentablen texanischen Kaufhauskette Winn's Stores trennte er sich, in aller Stille, Ende 1993. Und vor einigen Monaten verabschiedete sich Bauer von der Brillenproduktion, die er bei Carrera Optic betrieben hatte. Die verlagsexternen Betätigungen, resümiert Bauer, hätten sich „als Fehlschlag erwiesen".

Da half auch der Taschenrechner nicht. ❑

Kreditkarten

Herzog hat gekündigt

Das Kreditkartenunternehmen American Express, das in einer aufwendigen Imagekampagne mit dem Bild prominenter Kunden für seine Dienste wirbt („Bezahlen Sie mit Ihrem guten Namen"), hat seinen besten deutschen Namen verloren: Bundespräsident Roman Herzog kündigte bei der Amex-Zentrale in Frankfurt die Kreditkarten seiner Familie. Herzog ist verärgert darüber, daß seine Frau bei einem Münchner Juwelier Schwierigkeiten bekam, als sie einen Einkauf in Höhe von 240 Mark mit ihrer Kreditkarte begleichen wollte. Weil im Datensystem von American Express das Kreditkonto von Christiane Herzog aufgrund eines Zahlendrehers versehentlich als geschlossen geführt wurde, weigerte sich der Juwelier zunächst, die Kreditkarte zu akzeptieren. „Unter diesen Umständen scheint es mir sinnvoll", heißt es in dem Kündigungsschreiben Herzogs, „das zwischen uns bestehende Vertragsverhältnis zum frühestmöglichen Zeitpunkt zu beendigen."


Ehepaar Herzog

Hektisch ist der Amex-Vorstand seitdem bemüht, den Fehler wiedergutzumachen. Weil auch ein persönlicher Entschuldigungsbrief des Amex-Präsidenten Jürgen Aumüller ohne die erhoffte Wirkung blieb, schaltete der Vorstand die auf Krisen-PR spezialisierte Frankfurter Agentur Moritz Hunzinger ein. Hunzinger arrangierte eigens ein Treffen im Bundespräsidialamt mit dem Herzog-Staatssekretär Wilhelm Staudacher, um den verlorenen Kunden zurückzugewinnen. Angereist war auf Bitte von Hunzinger auch Johannes Vöcking, ehemals Abteilungsleiter im Kanzleramt. Der Bundespräsident werde seinen Schritt, so das Ergebnis der Beratung, noch einmal überdenken.

VW

Vorstand muß den Auftritt proben

VW-Chef Ferdinand Piëch versammelte Ende März seinen Vorstand zu einer ungewöhnlichen Generalprobe. Einen Tag vor der Bilanzpressekonferenz mußten die Manager das richtige Antworten üben. Während der Vorstand auf einem Podium saß, nahmen Mitarbeiter der VW-Presseabteilung im Saal Platz. Sie schlüpften in die Rolle von Journalisten und bombardierten den Vorstand mit Fragen. Die meisten Antworten konnten Piëch und seine Kollegen von Bildschirmen ablesen. Diese waren vor ihren Tischen aufgebaut und mit einem Raum verkabelt, in dem fleißige Mitarbeiter die richtigen Zahlen und Hinweise eingaben. Dennoch klappte nicht alles wie erhofft. Finanzchef Bruno Adelt mußte mehrmals seine Statements wiederholen. Nur Pressesprecher Otto Ferdinand Wachs war mit der Veranstaltung offenbar zufrieden. Die meisten Fragen der Journalisten, verkündete er später stolz, hätten er und seine Mitarbeiter auf der Generalprobe auch gestellt.


VW-Vorstand

Konzerne

Personalkarussell bei AT & T

Der US-Konzern AT & T, weltweit der zweitgrößte Fernmeldebetreiber, bekommt zunehmend Probleme mit seiner deutschen Dependance. Die Amerikaner waren hier angetreten, um von Deutschland aus den europäischen Markt zu erobern; tatsächlich fielen sie nur durch Mißwirtschaft auf. Nun wurde dem Holding-Chef Rainer Liebich mitgeteilt, daß seine Zeit abgelaufen sei. Geschäftsführer Siegfried Grabowski, zuständig für die Fabrik in Augsburg, erhielt eine Kündigung. Ein Geschäftsführer zieht zurück in die USA, ein weiterer wird die Firma verlassen. Headhunter sollen jetzt, auch außerhalb der Branche, neue Führungskräfte für AT & T suchen.

Fluglinien

Neue Konkurrenz für die Lufthansa

Die Deutsche Lufthansa muß auf europäischen und innerdeutschen Strecken schon bald mit neuer Konkurrenz rechnen. Bereits Ende März hatte der britische Unternehmer Richard Branson bekanntgegeben, daß er mit seiner Fluggesellschaft „Virgin Atlantic Airways" vom Herbst an erstmals auch Ziele innerhalb der EU bedienen will. Der exzentrische Brite will offenbar zu besonders günstigen Preisen unter anderem Verbindungen zwischen München, Mailand, Brüssel und London anbieten. Branchenkenner rechnen damit, daß auch noch die Kölner Charterfluggesellschaft Germania ihr Streckennetz erweitert. Die Billig-Airline unterhält im Auftrag der Bundesregierung einen Shuttle-Dienst zwischen Bonn und Berlin. Darauf aufbauend, so wird in der Luftfahrt-Branche spekuliert, könnte Germania-Chef Hinrich Bischoff seinen Service auf neue Ziele ausdehnen. Der dementiert solche Pläne zwar noch, doch der Flugunternehmer und sein Kompagnon Mustafa Muscati führen seit Monaten Gespräche mit den Chefs großer Reiseveranstalter wie TUI oder LTU. In ihrem Auftrag könnten die Kölner dann Urlauber aus Hamburg oder dem Großraum Berlin zu Abflugorten wie München oder Düsseldorf befördern. Die restlichen Sitzplätze könnten Bischoff und Muscati zu Dumpingpreisen auf dem freien Markt anbieten.


Branson

Ausstellungen

„Viele kleinliche Zankereien"

Interview mit dem Aufsichtsratsvorsitzenden Helmut Werner über die Expo 2000 in Hannover

SPIEGEL: Findet im Jahr 2000 tatsächlich eine Weltausstellung in Deutschland statt, die Expo in Hannover?

Werner: Selbstverständlich wird es die Expo geben. Warum zweifeln Sie daran?

SPIEGEL: Außerhalb Hannovers weiß kaum jemand, daß die Expo vorbereitet wird. Woran liegt das?

Werner: Mit diesem Zustand bin ich sehr unzufrieden. Das liegt sicher daran, daß die Expo-Gesellschaft sehr spät gegründet worden ist und bislang die ganze Diskussion eine eher lokale Veranstaltung in Hannover war. Hier besteht enormer Nachholbedarf, weil kaum jemand in der weiten Welt weiß, was Hannover ist und wo es liegt. Hannover braucht die Unterstützung der anderen Bundesländer, des Bundes und der europäischen Nachbarn. Wir sind sehr spät dran.

SPIEGEL: In Hannover ist keinerlei Interesse für die Expo zu spüren, sondern eher provinzielle Kleingeisterei.

Werner: Es gibt viele kleinliche Zankereien, zum Beispiel über die Expo-Grundstücke. Das ist frustrierend. Hannover müßte brennen vor Begeisterung darüber, daß man die Welt zu sich einlädt. Doch davon ist nichts zu spüren. Hannover hat noch nicht verstanden, daß es hierin eine Riesenaufgabe und eine Riesenchance hat. Aus dieser Blockade müssen wir endlich heraus.

SPIEGEL: Liegt das mangelnde Interesse daran, daß die meisten glauben, die Welt braucht viel, aber keine Weltausstellung?

Werner: Sicher kommt die Expo in eine Zeit, die nicht unbedingt auf so eine Veranstaltung wartet. Aber wir müssen nun dringend deutlich machen, daß unser Expo-Thema „Mensch–Natur–Technik" das zentrale gesellschaftliche Problem trifft: Wie können wir künftig die Ökonomie mit der Ökologie verbinden? Dieser Frage müssen sich nicht nur Deutschland und die Industriestaaten, sondern alle Länder stellen.



W. SCHMIDT / NOVUM

Aufsichtsratschef Werner

Die Weltausstellung

in Hannover soll nach den Vorstellungen der Planer eine Weltausstellung neuen Typs werden. Statt der bislang üblichen Leistungsschauen wollen sie ökologische Perspektiven für das nächste Jahrtausend präsentieren – doch konkrete Konzepte fehlen noch. In der Gesellschaft sind das Land Niedersachsen, die Stadt Hannover, der Bund und die Expo-Beteiligungsgesellschaft der Deutschen Wirtschaft vertreten. Mercedes-Chef Werner, 58, leitet den Aufsichtsrat der Expo-GmbH.

SPIEGEL: Im Aufsichtsrat der Expo sollte Niedersachsens Umweltministerin Monika Griefahn ökologische Positionen vertreten. Wegen der Affäre um mögliche Begünstigung ihres Ehemannes ist sie ausgeschieden. Wird die Expo nun eine etwas größere Industriemesse?

Werner: Nein, das darf sie auf keinen Fall werden, und das wird sie auch nicht werden. Frau Griefahn hat eine sehr gute und konstruktive Rolle gespielt. Ich habe mir gewünscht, daß ihr Nachfolger sich in der gleichen Form einbringt. Das steht jetzt außer Frage, denn für Frau Griefahn ist nun Ministerpräsident Gerhard Schröder in das Gremium eingezogen.

SPIEGEL: Schröder bezeichnet sich selbst nicht als Ökologen, sondern sagt: „Ich bin ein Automann."

Werner: Was ist so böse an einem Automann? Die Automobilindustrie hat die ökologische Herausforderung längst erkannt und arbeitet an der Lösung der Umweltprobleme.

SPIEGEL: Als Automann müssen Sie das wohl so sehen. Der hannoversche Soziologe Oskar Negt fordert, die Weltausstellung solle auch die schlimmen Folgen der Technik zeigen, die „Bilanz eines blutigen Jahrhunderts" ziehen.

Werner: Wir werden die Geschichte sicher kritisch darstellen. Die Expo ist keine Veranstaltung, die Probleme der Technik ausblenden will. Aber wir müssen auch sehen, daß wir die Möglichkeiten der Technik nutzen müssen, um uns ökologisch richtig entwickeln zu können. Ökologische Zukunftsfähigkeit ohne weiterentwickelte Technik wird es nicht geben. Wir werden hier eine neue Art von Konsens suchen müssen.

SPIEGEL: Ist dieser Anspruch nicht etwas hoch für eine Weltausstellung?

Werner: Eine Ausstellung kann bestimmt nicht die Probleme der Zukunft lösen, aber sie kann dazu beitragen, die notwendige Sensibilität dafür zu entwickeln.

SPIEGEL: Glauben Sie, daß die erwarteten 40 Millionen Menschen kommen, um über die Probleme der Welt aufgeklärt zu werden?

Werner: Nein, sicher nicht. Die Expo muß einen Spagat schaffen: Auf der einen Seite muß sie dem enormen gesellschaftlichen Anspruch genügen und auf der anderen Seite auch sehr attraktiv sein. Sie muß zugleich einen großen Un-



EIN NEUES DENKEN FÜR EINE NEUE ZEIT

FREIHEIT BRAUCHT RAUM.

GA CARAVAN

Nähere Informationen zum Nulltarif: 01 30/60 90

Der Omega Caravan sorgt auf besonders zeitgemäße Weise für Ihre Mobilität. Schon die Fahrtzeiten im Alltag verwandelt er mit der ausgewogenen Abstimmung von Komfort, souveräner Leistung und präzisem Handling in ausgesprochen entspannende Fahrerlebnisse. Und mit seinem Raumangebot genießen Sie die Unabhängigkeit, auch Ihre kostbaren freien Stunden ein ganzes Stück spontaner und aktiver zu gestalten. Im Omega Caravan erfahren Sie einen erfreulichen Gewinn an persönlicher Freiheit.

WIR HABEN VERSTANDEN. OMEGA.



terhaltungs- und einen Show-Wert haben.

SPIEGEL: Ein wenig Problemschau und ein wenig Disneyland?

Werner: Ich weiß nicht, ob man da schwarzweiß sehen kann. Ich glaube, man kann auch komplexe technische und ökologische Themen so ansprechend präsentieren, daß sie die Besucher nicht langweilen.

SPIEGEL: Im Zeitalter der Datenautobahnen sind Menschen aller Kontinente täglich miteinander verbunden. Ist eine Weltausstellung, bei der 40 Millionen Menschen in eine Stadt kommen sollen, noch zeitgemäß?

Werner: Man kann das Thema der Weltausstellung nicht angehen, indem man ein nettes Fernsehprogramm zusammenstellt und es mit intelligenten Multimediasystemen überall verfügbar macht. Die entscheidende Frage ist, ob wir die Expo so attraktiv gestalten können, daß die Menschen sie besuchen. An diesem Anspruch werden die Expo-Macher gemessen werden.

SPIEGEL: Paris blieb der Eiffelturm, Brüssel das Atomium von ihren Weltausstellungen. In Sevilla blieben nur Schulden übrig und leerstehende Pavillons. Was wird in Hannover bleiben?

Werner: Sollte die Diskussion über „Mensch–Natur–Umwelt“ die Qualität haben, die wir erhoffen, wird die Expo 2000 ein wichtiges Symbol werden: Wie geht es weiter im nächsten Jahrtausend, wie können Ökologie und Ökonomie auf einer breiten kulturellen Basis koexistieren? Die Expo könnte eine Perspektive aufzeigen wie einst der Club of Rome. Wenn das gelingt, bliebe so etwas wie ein geistiger Eiffelturm. ❑

Geldanlage

Besser als der Bauch

Sind die Kurse an Devisen- und Aktienmärkten berechenbar? Die Chaostheorie hilft.

Es muß der Blick von seinem Büro auf den Zürichsee sein, der den Ehrgeiz des ehemaligen Devisenhändlers Richard Olsen zu seinen Theorien inspiriert. Gern wählt Olsen, ein Mitglied der Schweizer Bankendynastie Bär, das Beispiel vom Stein im Wasser, wenn er einem Laien die Turbulenzen auf den Devisenmärkten begreiflich machen will.

Wann ein Stein ins Wasser geworfen wird, ob Boris Jelzin in Ohnmacht fällt oder ob irgendein Zentralbanker dummes Zeug erzählt – das alles könne er natürlich nicht vorhersagen. „Aber wir wissen, wieviel Wasser im See ist und welche Strömungen gerade vorherrschen“, sagt Olsen. Und ähnlich sei es mit den Finanzmärkten, da „läßt sich der Wellengang exakt vorherbestimmen“.

Das macht die Chaostheorie. Mit deren Hilfe wollen Olsen und 35 Mathematiker, Physiker und Computerfreaks das Tohuwabohu auf den Finanzmärkten in den Griff bekommen, also Trends vorhersagen. Seit zehn Jahren beschäfti-



K. WYSS

Chaostheoretiker Olsen: „Der Wellengang läßt sich exakt vorherbestimmen“



WER HAT SCHON LUST, SICH BEIM BAU DIE EIGENE GRUBE ZU GRABEN, WEIL ZEITPLÄNE NICHT STIMMEN UND DIE KOSTEN DAVONLAUFEN.

BEI FERTIGHÄUSERN DES BDF WERDEN KOSTEN UND EINZUGSTERMIN FIX VEREINBART. UND FÜR DEN BAU SELBST HAT DIE QUALITÄTSGEMEIN-

gen sie sich mit nichts anderem als dem Auf und Ab von Dollar, Mark und den wichtigsten Weltwährungen.

Die Chaostheorie befaßt sich mit nicht-linearen, also dynamischen Vorgängen; kleine Ereignisse können dramatische Folgen haben. Solche Ursachen und Wirkungen waren bisher mathematisch nicht zu erfassen; erst die Computertechnik ermöglicht eine Annäherung: Selbst scheinbar chaotische Systeme – wie das Geschehen auf den Devisenmärkten – folgen eigenen Gesetzmäßigkeiten.

So seltsam das alles klingt – Banken wie Trinkaus & Burkhardt oder die Deutsche Bank nehmen die Zürcher Chaosforscher durchaus ernst: Sie haben einen Bildschirm von Olsen & Associates für jährlich mindestens 100 000 Franken bei ihren Devisenhändlern aufgestellt.

Schlimmer als bei bisherigen Prognosen kann es auch mit der Chaostheorie nicht werden. Zu oft lagen die Analysten der Banken, wie andere Leute auch, in den vergangenen Jahren daneben. So erwarteten die meisten Bankprofis noch vor drei Monaten einen Dollarkurs von 1,60 bis 1,70 Mark. Bald darauf schmierte die US-Währung auf den historischen Tiefststand von 1,35 Mark ab.

Handfeste Entscheidungshilfen wie Leistungsbilanz, Zinsniveau oder Wirtschaftswachstum scheinen für die Beurteilung der immer komplizierteren Spekulationsgeschäfte nicht mehr viel zu taugen. Jeden Tag wabern auf den Devisenmärkten 1000 Milliarden Dollar um den Globus. Da genügt ein einziger Spekulant, dem das britische Pfund mißfällt, und schon sinkt die Währung ins Nichts – ideale Bedingungen für die Chaostheoretiker.

In London gründeten Größen der Finanzbranche wie Barclays, die Citibank, Société Générale und der Pensionsfonds der Postangestellten den Neuro Forecasting Club. Gefördert mit Geldern des britischen Industrieministeriums, suchen Wissenschaftler der London Business School nach Modellen, mit denen sie die Entwicklung an den Börsen einschätzen können.

„Wir investieren jedes Jahr in zweistelliger Millionenhöhe in diesen Bereich“, sagt Scott Stewart, Manager bei der weltgrößten amerikanischen Fondsgesellschaft Fidelity. Der Fidelity Disciplined Equity Fund, der mit Hilfe neuronaler Netze in US-Aktien investiert, lag in den vergangenen Jahren immer besser als der amerikanische Aktienindex.

Auch in Deutschland ist angesichts bescheidener Ergebnisse der konventionellen Prognostiker das Neurofieber ausgebrochen. Die Kölner Privatbank Sal. Oppenheim knüpft an einem Netz, das simultan die Entwicklung der wichtigsten Finanzmärkte weltweit vorhersagen soll.

Leistungsfähige Computer werden mit den Zinsen, dem Ölpreis, der Industrieproduktion und über 100 anderen Zeitreihen aus den vergangenen 15 Jahren gefüttert. Die Chaosforscher leben von der Hoffnung, aus den Mustern der Vergangenheit Prognosen für die Zukunft herauszudestillieren.

Ein neuronales Computersystem soll ähnlich wie ein menschliches Hirn Ordnung in das Chaos der vielen Daten bringen und Zusammenhänge zwischen den Größen herstellen. Tauchen bekannte Strukturen, wie sie der Computer schon einmal aus vergangenen Daten gebildet hat, in der Gegenwart auf, gibt das System Empfehlungen – etwa bestimmte Papiere zu kaufen oder abzustoßen.



J. SEIDEL

Banker Ebertz, Kempis: „Trefferquote von 60 Prozent“

Daß der Computer die bisherige Entwicklung der weltweiten Finanzmärkte auswendig gelernt hat, sie vielleicht sogar erklären kann, bietet natürlich keine Gewähr für die Zukunft. Allenfalls „eine Trefferquote von 60 Prozent“ sei momentan erreichbar, sagt Projektleiter Thomas Ebertz.

Trotzdem hält Thomas von Kempis, Geschäftsführer von Oppenheim Asset Management, die Ergebnisse für so vielversprechend, daß er darüber nachdenkt, einen Neurofonds aufzulegen: „In normalen Handelsphasen reagiert der Computer besser als der traditionelle Bauch des Anlagemanagers.“

Auch Siemens-Nixdorf Informationssysteme schwimmt auf der Chaoswelle der verunsicherten Anlageprofis mit. Die Deutsche Bank, die Allianz und die Schweizerische Kreditanstalt haben das neuronale Netzwerk Senn schon mit hohem Millionenaufwand ausprobiert.

Die Dresdner Bank meldet „erste Erfolge mit der neuronalen Dollarprognose“. Zwar habe ihr Modell „die starken Währungsturbulenzen der letzten Wochen nicht erkennen“ können, sagt Physiker Jörg Warncke. Doch im Vergleich mit Zufallsprognosen und gängigen Trendfolgesystemen läge es „deutlich im positiven Bereich“, behauptet der Forscher vom Dresdner International Research Institute.

Olsen hält diese neuronalen Netze noch für zu kompliziert. Er sammelt lieber in Computern mit gigantischer Speicherkapazität alle verfügbaren Informationen über weltweite Währungstransaktionen.

Auch der Schweizer geht davon aus, daß dem scheinbaren Chaos der Finanzmärkte dynamische, mathematisch erfaßbare Zusammenhänge zugrunde liegen. Mit Hilfe der Daten über die Märkte der Vergangenheit versucht er, Verhaltensmuster herauszufiltern, die auch für die Zukunft gelten.

Die neue Wissenschaft sei erst am Anfang, räumt Olsen ein. Aber der Guru vom Zürcher See erahnt bereits „eine Quantentheorie der Ökonomie“.

Die Allmacht des Marktes, der die Ökonomen seit Adam Smith huldigten, sei out. So wie Albert Einstein für die Physik nachgewiesen habe, daß alles relativ sei, ließe sich bald mit Hilfe der Computer darstellen, wie jeder einzelne dynamisch, nach seinen eigenen, individuellen Zielvorstellungen handle und damit die Preise beeinflusse.

Olsen ist überzeugt, daß er längst bewiesen hat, wie ein Anleger sich das Chaos auf den Märkten nutzbar machen kann. Seine Computer rieten bereits am 21. Februar bei einem Dollarkurs von 1,47 Mark zum Verkauf. Wenige Tage später stand der Dollar bei 1,38 Mark.

„Wer die Signale befolgt hat, verdiente in den vergangenen Wochen das dikke Geld“, bestätigt Jürgen Büscher, Direktor im Devisenhandel von Trinkaus & Burkhardt. Allerdings fehlte der Düsseldorfer Bank der Mut, sich ganz auf die Olsen-Prognosen zu verlassen.

Noch ist es bei den Computer-Gurus ähnlich wie bei den Händlern, die aus dem Bauch heraus am Milliardenrad drehen: Mal liegen sie richtig, mal richtig falsch. ❑


Trinken
ist das
Lachen
der Götter.
APOLLINARIS
CLASSIC
Apollinaris
CLASSIC
Apollinaris



First Class für Ihr Gepäck.



Wenn Sie First oder Business Class fliegen, wird Ihr Gepäck bevorzugt abgefertigt.

American Airlines ist ganz auf die Bedürfnisse von Geschäftsreisenden eingestellt. Wenn Sie mit uns First oder Business Class fliegen, reist auch Ihr Gepäck mit besonderem Service. Als Premium Gepäck gekennzeichnet, kommt es nach der Landung zuerst in der Ankunftshalle an. So können Sie ohne lange Wartezeit Ihren nächsten Termin wahrnehmen. Für Reservierungen und Informationen wenden Sie sich an Ihr Reisebüro oder direkt an American Airlines: 0180/3 24 23 24.



Patente

Ungehobene Schätze

Not macht erfinderisch, und so brachte die DDR Zigtausende von Patenten mit in die Einheit. Jetzt sollen sie vermarktet werden.

Das Erbe des sozialistischen Erfindungsgeistes lagert, sorgsam verpackt, in gelblichen Papiertüten. Die Patente eines Staates, der keine Zukunft hatte, füllen im ehemaligen „Amt für Erfindungs- und Patentwesen" der DDR in der Berliner Mohrenstraße Hunderte Aktenmeter.

Während ein paar hundert Meter weiter in der Berliner Gauck-Behörde jeder Aktenschnipsel aufgehoben und begutachtet wird, verstauben die Dokumente über die technischen Errungenschaften des real gescheiterten Sozialismus ungelesen in ihren Holzregalen.

Mit dem Schattendasein soll nun Schluß sein: Im Auftrag des Bonner Wirtschaftsministeriums und mit einer halben Million Mark Unterstützung aus Bundesgeldern sucht die Technologie- und Innovationsagentur Brandenburg (TINA) im Fundus nach Nutzbarem.

Seit einem halben Jahr wühlt sich die ehemalige DDR-Patentprüferin Isolde Winkler mit einem Kollegen in der Berliner Außenstelle des Deutschen Patentamtes durch die Aktenberge. 4000 Patente haben die beiden TINA-Mitarbeiter bereits gesichtet, 466 halten sie davon für „grundsätzlich verwertbar".

Hatte nicht schon die „Impuls-Schwall-Bewässerung insbesondere für Gewächshäuser" zu DDR-Zeiten Wasser gespart und bei Tomaten „75prozentige Ertragssteigerung" erzielt? Und warum, bitte schön, soll eine „Vorrichtung zum Messen der Muskelkraft im Gelenkbereich" nicht auch in der bundesdeutschen Fitneßgesellschaft eine Absatzchance haben?

Per Datenbank und Katalog will TINA ausgewählte Erfindungen vor allem ostdeutschen Existenzgründern und Kleinbetrieben anbieten, um deren Innovationsschwäche zu überwinden. Wer sich beispielsweise für einen „Schaf-Fixierstand" interessiert, muß zunächst eine Bearbeitungsgebühr von 150 Mark an die Brandenburger Innovationsagentur zahlen und dann mit dem Erfinder über den Kaufpreis verhandeln. Um eine möglichst breite Vermarktung der alten DDR-Patente zu sichern, kooperiert TINA mit den anderen Technologieagenturen der neuen Bundesländer.

An der DDR-Entwicklung neuartiger Sonnenkollektoren hat bereits ein Unternehmer Interesse angemeldet. Die Marktgängigkeit von Verfahren und Methoden „zur Konservierung des menschlichen Geruches", in der vorläufigen Angebotsliste unter DD 302009 notiert, scheint allerdings zunächst eher zweifelhaft.

Die Brandenburger Prüfer müssen sich mit ihrer Rettungsaktion beeilen. Der Bestand, den sie sichten sollen, sinkt rapide. Von den fast 138 000 Patenten, die im Oktober 1990 am Tag der Einheit gemeldet waren, sind nur noch 95 000 übrig.

Weil nach dem Konkurs der volkseigenen Betriebe für viele Erfindungen niemand mehr die fälligen Patentgebühren bezahlt, müssen die Angestellten in der Berliner Mohrenstraße jeden Monat etwa 3000 Patenteintragungen löschen. Die Mahnungen, die das Berliner Patentamt jeden Monat zu Tausenden verschickt, bleiben meist ohne Antwort. Nur für 35 000 Patente werden derzeit die Gebühren bezahlt.

Beim Schlußverkauf der DDR-Wirtschaft haben sich weder die Treuhand noch die Käufer aus dem Westen sonderlich für die firmeneigenen Patente interessiert. Den Investoren ging es oft nur um die Ostimmobilien. „In vielen Fällen wurden die Patentabteilungen als erstes abgewickelt", sagt Raimund Lutz, Berliner Behördenchef des Patentamtes. Die wenigsten haben damals erkannt, so Lutz, „daß die Patente einen Unternehmenswert darstellen".

Nur die Großkonzerne, allen voran die Chemie- und Arzneimittelindustrie, sicherten sich bei der Übernahme der Ostwerke auch deren Erfindungsreichtum. „Die haben ihre Experten schon Monate vor der Einheit zu uns ins Amt geschickt", erinnert sich Abteilungsleiter Bernd Sende, „und die Bestände systematisch gesichtet."

Der Rest der herrenlosen Patentakten enthält aus heutiger Sicht vor allem Kurioses. Weil die DDR-Wirtschaft an chronischem Valuta- und Rohstoffmangel litt, forschten ganze Heere von Wissenschaftlern in den Ostbetrieben nach Ersatzprodukten.

Das Verfahren zum Nachfüllen von Kugelschreiberminen besitzt heute allenfalls anekdotischen Wert. Harry Badstübners „Wärmeaustauscher an Brennkraftmaschinen für Frischluftheizungen, insbesondere in Kraftfahrzeugen" würde wohl sofort vom TÜV eingezogen. Bei defektem Trabbi-Krümmer blies Badstübners Heizung die Abgase direkt ins Auto.

Auch die unzähligen Patente zur Geschmacksimitation teurer Lebensmittel haben im Gentech-Zeitalter wenig Marktchancen. Die gemeine Runkelrübe mußte sich als Ananas tarnen (Patentnummer DD 224484). Geschält, zerkleinert und behandelt wurden aus ihr „fruchtfleischartige Produkte, gegebenenfalls mit südfruchtähnlichen Merkmalen". Äpfel mutierten zu Sultaninen, Sojabohnen dienten als Marzipanersatz.

Dennoch ist Sende guter Hoffnung, daß sein Archiv noch ungehobene Schätze birgt. „Der Mangel machte originelle Lösungen notwendig", lobt der Archivleiter, und die kämen heute dem Trend zu sparsamem Wirtschaften und neuer Wiederverwertung entgegen.

Zweiflern präsentiert Sende die Patentschrift von sechs Leipziger Diplomingenieuren, die sich 1982 ein Verfahren zum Recycling von Autoreifen schützen ließen. ❑



GUST / ZENIT

Ehemaliges DDR-Patentamt in Berlin: Der Bestand sinkt rapide



Schonung von natürlichen Ressourcen.

Private Haushalte verheizen immer noch zuviel fossile Brennstoffe und produzieren dadurch unnötig viel CO_2. Die Lösung liegt in der Wärmedämmung: So verringern die in einem einzigen Jahr weltweit eingesetzten Dämmstoffe der BASF die CO_2-Emissionen um 360 Mio. Tonnen. Mit Styropor fing alles an, neue Produkte wie Basogel oder Styrodur führen zu noch besserer Wärmedämmung. Fazit: CO_2-Reduktion heißt vor allem, unserem Planeten

wickelten wir den

auszurechnen, was

nd CO_2 erspart hat.

die notwendige Luft zum Überleben zu geben.

Wenn Sie mehr zu diesem Thema wissen möchten, schreiben oder faxen Sie uns: BASF AG, ZOA/K Unternehmenswerbung, 67056 Ludwigshafen; **Fax 06 21/6 09 33 44.**

BASF

Porzellan

Bayrisch Sibirien

Eine ganze Region lebt vom Geschäft mit Tellern, Tassen und Kannen. Wie lange noch?

Der feine ältere Herr im schwarzen Seidenhemd mit orangeroter Krawatte paßt nicht so richtig in die derbe Vereinskneipe. Schweigend setzt er sich in die erste Reihe und zündet sich eine Zigarre an.

Philip Rosenthal, 78, ehemals Chef des gleichnamigen Unternehmens, sagt an diesem Abend beim traditionellen Fischessen der IG Chemie im nordbayerischen Marktredwitz nicht viel. Das kann er wohl auch nicht, denn er ist mit seiner alten Firma noch immer über einen Beratervertrag verbunden.

Und doch wird Rosenthal von den 200 Männern und Frauen, allesamt Porzellanarbeiter aus der Region, gefeiert. Daß er, der Patriarch, in ihrer Mitte sitzt, ist ein Signal – gegen die geplanten Entlassungen bei Rosenthal.

In den vergangenen drei Jahren fielen in Nordbayern, wo 80 Prozent der deutschen Porzellanindustrie konzentriert sind, über 5000 Jobs weg. Ein Ende des Arbeitsplatzabbaus ist vorerst nicht in Sicht. Gleichzeitig wurden rund ein Dutzend Betriebe geschlossen, darunter ein Werk der Firma Hutschenreuther in Arzberg und Bareuther in Waldsassen.

Bislang nahmen die Beschäftigten den Kahlschlag gleichmütig hin. In der Porzellanbranche sind überwiegend Frauen angestellt. Die protestieren nur leise.

Doch das ändert sich gerade, und den Anlaß liefert ausgerechnet ein Unternehmen, das bislang als besonders arbeitnehmerfreundlich galt: die Firma Rosenthal in Selb.

Rosenthal-Chef Ottmar Küsel will das Werk Waldershof bei Marktredwitz stillegen, das Produkte für die Hotellerie herstellt. Das Werk sei nur zu einem Drittel ausgelastet, klagt der gebürtige Bremer: „Wir machen jeden Monat eine Million Mark Verlust."

Der Marktredwitzer IG-Chemie-Verwaltungschef Horst Weidner und die überwiegend weiblichen Beschäftigten wollen die Pläne des Managers vereiteln. Mitte März veranstalteten sie auf dem Martin-Luther-Platz in Selb eine Großkundgebung, die Küsel wohl so schnell nicht vergessen wird.

Auf Plakaten und Transparenten wurde der Rosenthal-Chef von 800 Porzellinern, wie sich die Teller- und Tassenmacher selbst nennen, beschimpft und geschmäht. „Schmeißt Küsel raus", verlangten die Demonstranten.

Die Nerven liegen bloß, und das ist kein Wunder. Kaum eine andere Branche in der Bundesrepublik wurde von den Folgen des Umbruchs in den ehemaligen Ostblockstaaten so heftig erschüttert wie die Porzellanindustrie.

Noch in den fünfziger und sechziger Jahren lebten in „bayrisch Sibirien", wie die rauhe Gegend um das Fichtelgebirge genannt wird, bis zu 37 000 Menschen von der Herstellung von Geschirr. Das Geschäft gedieh prächtig. Lieferfristen von einem halben Jahr waren damals an der Tagesordnung.



Rosenthal-Chef Küsel: Beschimpft und geschmäht

Unternehmen anderer Branchen fanden in Selb, Weiden oder Wunsiedel kaum Arbeitskräfte und siedelten sich deshalb erst gar nicht an. „Wir waren ein verschworenes Völkchen hinter dem Eisernen Vorhang", schwärmt Hutschenreuther-Betriebsratschef Oswald Breßgott über die gute alte Zeit.

Auch Arbeiter ohne Fachausbildung, wie der Waldershofer Glühofen-Vorarbeiter Thomas Beer, 32, brachten es in der Low-Tech-Branche zu bescheidenem Wohlstand. „Ich habe mich im Schweiße meines Angesichts hochgedient", erzählt er.



FOTOS: W. M. WEBER

Demonstration der Rosenthal-Belegschaft*: Die Nerven liegen bloß

Die war vorbei, als die Mauer fiel. Anfangs profitierten die Porzelliner noch vom Nachholbedarf in den neuen Bundesländern. Doch ab 1991 bekamen sie die Kehrseite der Grenzöffnung voll zu spüren. Konkurrenten in der ehemaligen DDR oder der Tschechischen Republik, die ihre angestammten Märkte im Ostblock verloren hatten, schickten nun ihre überschüssige Ware massenhaft nach Westen.

Daran hat sich bis heute nichts geändert, im Gegenteil: „Der gesamte internationale Wettbewerb", stöhnt Rosenthal-Chef Küsel, „hat auf einmal Deutschland als Absatzmarkt entdeckt."

Die Billigimporte machen vor allem Anbietern wie der oberfränkischen Firma Winterling zu schaffen. Das Fami-

* Am 11. März in Selb.

lienunternehmen hat sich auf besonders preisgünstiges Geschirr spezialisiert. Doch mit Produzenten aus Tschechien und Böhmen kann nicht mal Winterling, eine Art Aldi der Tischausstatter, mithalten.

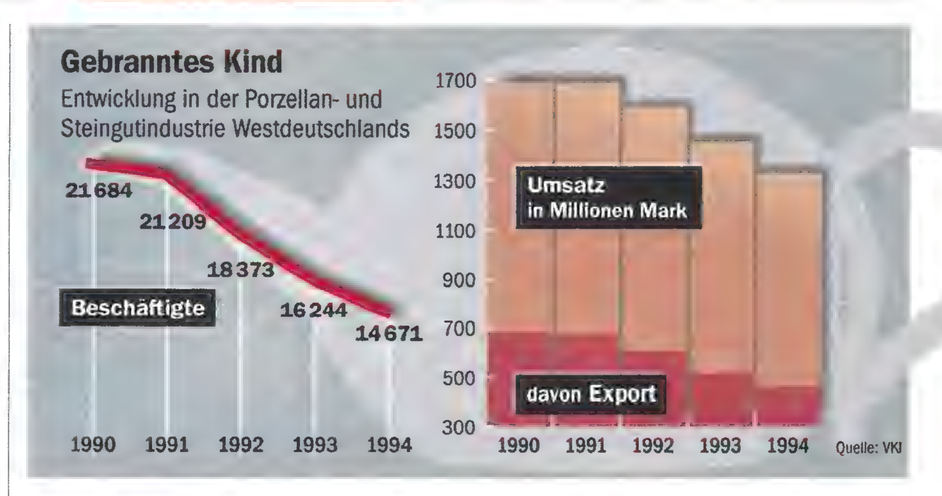
Auch Hersteller hochwertiger Produkte, wie Rosenthal oder Hutschenreuther, gerieten in den Sog der Rezession, die Kauflust der Deutschen sank.

Im Ausland läßt sich die deutsche Produktion ohnehin kaum noch absetzen. Auch in anderen europäischen Ländern müssen die Verbraucher sparen. In Italien, dem wichtigsten Abnehmerland, ist deutsches Porzellan nach dem Verfall der Lira fast um die Hälfte teurer geworden. „Dort sind uns in den letzten Monaten ganze Umsatzkomplexe zusammengebrochen", klagt Hutschenreuther-Chef Horst Enzensperger.

Italienische Händler entwerfen ihre Gedecke neuerdings selbst und lassen sie im Lohnauftrag in der Tschechischen Republik fertigen. Die Stellen, die dort neu entstehen, fallen in Bayern weg. „Wir liegen im Zentrum Europas", klagt Weidner, „und bluten trotzdem langsam aus."

In den kommenden Monaten dürfte sich der Aderlaß eher noch verstärken. Etliche Porzellanhersteller haben den wirtschaftlichen Abschwung genutzt, um die Produktion von der personalintensiven Plastilin- auf die neuartige Preßfertigung umzustellen.

Teller und Untertassen werden nicht mehr mit Halbautomaten aus einer feuchten Knetmasse gedreht, sondern von teuren Maschinen unter hohem Druck aus getrocknetem Granulat zusammengefügt. Das vernichtet zusätzliche Arbeitsplätze.



Neue Jobs könnten nur in verwandten Branchen entstehen, wie der Baukeramik oder der technischen Keramik. Doch diese Chance haben die Vorstände der Porzellanunternehmen offensichtlich verpaßt.

Bis vor wenigen Jahren besaßen sowohl Rosenthal als auch Hutschenreuther Tochterfirmen, die Waschbecken, Kloschüsseln oder Dichtungsringe für den Maschinenbau und die Autoindustrie herstellten. Als das Geld knapp wurde, verkauften sie die gutverdienenden Betriebe. Damit aber fiel auch ein Großteil der Arbeitsplätze in Bayern weg.

Heute betreibt nur noch Hutschenreuther ein Unternehmen für technische Keramik, allerdings zusammen mit einem Partner, dem Hamburger Mineralölkonzern Shell, mit dem der schmale Gewinn geteilt werden muß. „Für ehrgeizige Neuentwicklungen", erklärt Hutschenreuther-Chef Enzensperger, „fehlt uns allein einfach das Geld."

Die großen Porzellanhersteller sehen ihre Zukunft in der Erweiterung ihres Angebots. Sie wollen dem Verbraucher alles anbieten, was zu einem schön gedeckten Tisch gehört: zum Geschirr das Besteck, zu Gläsern auch Tischdecken und Servietten.

Am weitesten haben bislang Hutschenreuther und der saarländische Konzern Villeroy & Boch in Mettlach diese Strategie vorangetrieben. Beide sind Kooperationen eingegangen oder haben namhafte Firmen aufgekauft.

Hutschenreuther-Chef Enzensperger arbeitet mit dem schwäbischen Besteckmarktführer WMF zusammen. Der wiederum ist mit knapp 25 Prozent an seiner Firma beteiligt. Die Saarländer übernahmen vor sechs Jahren die Bremer Silbermanufaktur Koch & Bergfeld.

Nur Rosenthal-Chef Küsel hinkt hinterher. In der Branche wird vermutet, daß er sich an dem Bremer Besteckhersteller Wilkens beteiligen will, der Mitte März Konkurs anmelden mußte.

Doch auch die neuen Konzepte können nur greifen, wenn die Verbraucher wieder mehr Geld für Luxusgüter ausgeben. Die Fachleute vom Verband der Keramischen Industrie in Selb sind da recht skeptisch: Sie arbeiten zur Zeit an einem Umschulungsprogramm für arbeitslose Porzellanmacher, das sie demnächst öffentlich vorstellen wollen.

Geht es nach ihnen, sollen sich die Männer und Frauen zu Pflegekräften ausbilden lassen. Dann hätten die Porzelliner endlich einen Beruf mit Zukunft. ❑



W. M. WEBER

Rosenthal-Arbeiter Beer*: „Ich habe mich im Schweiße meines Angesichts hochgedient"

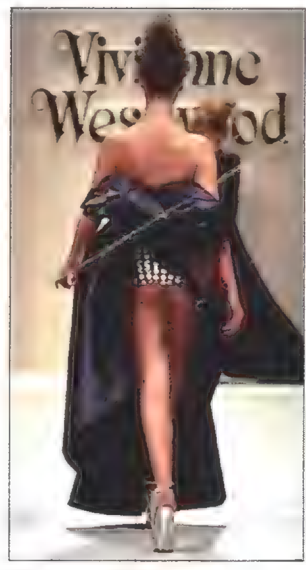
* Vor gebrauchten Gipsformen.


Hier verlegen wir eine Gasleitung, ohne daß es die Anwohner,

Pop

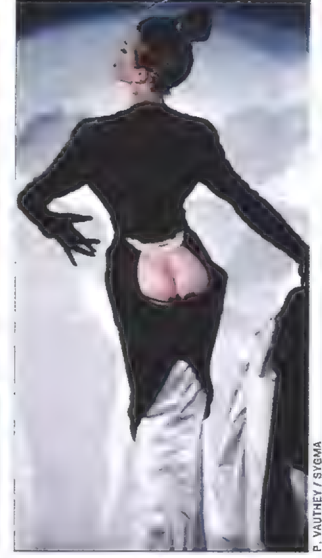
Staub und Regen

Das Pferd ist müde, und zwischen den Zähnen knirscht der Sand – daß ein amerikanischer Cowboy nichts zu lachen hat, davon handelt jeder anständige Country-Song. Das Leben in England ist weniger staubig, aber mindestens genauso öde: Es regnet, der Asphaltcowboy sitzt im Truck, der einen Motorschaden hat, und Frauen gibt es auch keine weit und breit. Von solcher Alltagstrübsal singt der Londoner Alan Tyler auf der neuen CD „Whatever happened to the Rockingbirds“, die er mit seiner Band „The Rockingbirds“ aufgenommen hat. Er hat lässige Country-Melodien, die ein wenig nach Johnny Cash klingen, mit leichtem Pop gemischt. Und es regnet in England zwar noch immer, aber das Cowboyleben ist plötzlich nicht mehr ganz so traurig.



P. ARNAL / STILLS / STUDIO X

Westwood-Modell



P. VAUTHEY / SYGMA

Mugler-Kreation



BARTHELMY / SIPA PRESS

Chanel-Kleid

Mode

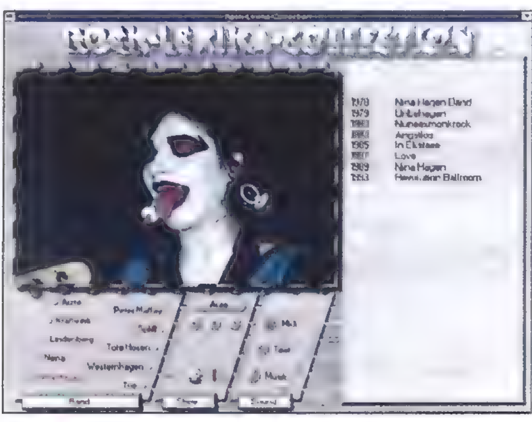
Po Couture

Mal ist er versteckt, mal hängt er heraus, mal muß er klein, mal üppig sein – für den Busen interessieren die Modedesigner sich alle und schon immer. Doch nun haben sie ihre Blicke rückwärts gewandt und den Po entkleidet. „Bottom Centred Fashion“ ist das Motto der Saison: Die Kleider haben Rückendekolletés, die tief in hintere Regionen hinabreichen. Der Pariser Designer Thierry Mugler entwarf das pofreie Abendkleid, Valentino schickte das Starmodel Naomi Campbell in einem Cocktailkleid über den Laufsteg, dessen Kehrseite aus transparenter Spitze bestand, Chanel führte ein komplett transparentes Modell vor. Doch der Perspektivenwechsel ist kein Paradigmenwechsel, wie die Trendsucher der Fachblätter verkündeten – die englische Schneiderin Vivienne Westwood und die Japanerin Michiko Koshino legen schon seit Jahren den Po frei. Den gewagten Kreationen steht das gleiche Schicksal bevor wie Kleidern mit Po-Polstern oder wattierten Hüften: Erst werden sie beklatscht, dann vergessen, und ein paar Jahre später wieder als Revolution bejubelt.

Lexika

Wie auf der Heimorgel

Warum sollte sich jemand die Mühe machen, Lebensläufe von Rockbands, Diskographien und Tourneefotos auf die computerlesbaren speicherstarken CD-Roms zu pressen? Das Geschäft, das Geschäft. Schließlich liegt die Idee nahe, eine Geschichte des Rock in Bild, Ton und Video auf die neuen Multimedia-Scheiben zu bringen – Nachfrage für viele, viele Fortsetzungen scheint garantiert. Die Rock-Lexika-Collection der Zürcher Firma Karma (Vertrieb: MitCom Marketing, München, Preis pro Scheibe: 49,95 Mark) aber versündigt sich an der Geschichte der Pop-Revolution. Auf der ersten Disc „Best of German Rock“ zum Beispiel ist zu meist düsteren Bildern von „Ärzten“, „Toten Hosen“ oder „Kraftwerk“ kein Originalsound zu hören. Statt dessen ertönen Synthesizer-Melodien, die klingen, als hätte Onkel Paul auf der Heimorgel-Tastatur herumgestochert. Nicht mal ein Begleitheft wird dem Käufer gegönnt. An Originaltexte der Bands haben die Produzenten der CD-Rom-Reihe, die zu allem Überfluß auch ein internationales Pendant („Best of Rock-Stars“) im Programm führen, schon gar nicht gedacht. In den USA wurden voriges Jahr im CD-Rom-Boom mehr als 400 Millionen Dollar Umsatz gemacht, aber: Rund 40 Prozent aller CD-Scheiben fanden keine Käufer. In diesem Fall zur Nachahmung empfohlen.



KARMA AG PRODUCTION

CD-Rom „Best of German Rock“

Frauen

Der Mann und der Müll

Die Diskussionen sind lästig und zäh: Wer trägt den Müll runter? Wer schleppt die Bierkästen rauf? Muß der Mann seine Hemden selbst bügeln? Doch gerade an diesen Fragen hätten emanzipationsbewegte Frauen zu lange die Qualität von Männern und Beziehungen bemessen, erklärt die Hamburger Autorin Signe Zerrahn in ihrem Buch „Entmannt“ (Rotbuch Verlag, Hamburg; 120 Seiten; 12,90 Mark). Nun soll Schluß sein mit Trivialfeminismus, fordert sie und richtet ihr polemisches Buch an eine Generation von jungen Frauen, die keine Lust haben, sich selbst als Opfer und Männer als miese Typen zu definieren. Sie nennen sich Girlies oder Babes (SPIEGEL 47/1994), „sie sind stolz darauf, Frauen zu sein, genießen ihre Weiblichkeit und wissen um ihre Sinnlichkeit“. Und sie haben eines gelernt: Wer drei Stunden herumdiskutiert und dann den Müll herunterbringt, ist kein echter Mann und deshalb sowieso völlig indiskutabel.

FRANKFURT



ART Frankfurt

Die Messe zum Thema Kunst

26. – 30. April 1995





G. SEIBERT / PRESSENS BILD

„New Kids on the Block“-Fans: Nur Anfängerinnen tragen T-Shirts und Jeans mit Buttons und werfen mit Teddybären

Jugend

„AUFGETAKELT UND SEXY“

SPIEGEL-Reporterin Barbara Supp über das anstrengende Liebesleben der Groupies

Da drüben, diese Fette mit dem engen Oberteil, das alles zusammenquetscht, und dann auch noch diese gräßliche Frisur: „Furchtbar. Die blamiert sich doch bloß.“ Oder die Kleine da, die versucht hat, sich den Mund zu schminken: nichts als Pickel und Pubertät. „Typisch Fan“, findet Mona. „Sieht man doch gleich.“

Gott sei Dank, sie sieht nicht aus wie ein kleines Mädchen, wie ein Fan. Die tragen keine schwarzen Bodys mit Ausschnitt und wehende Miniröckchen dazu; die zeigen nicht soviel weißsilbern bestrumpftes Bein. Logisch, daß sie auffällt hier in der Lobby des bieder möblierten, teuren Hotels. Sie streicht sich sanft über die Locken, zieht die brombeerrot bemalten Lippen zum Lächeln breit: perfekt. So macht man das.

Sie werden schon sehen, diese Hühner, wer Marky Mark kriegen wird heute nacht. Sie hat es doch fast schon mal geschafft, bei seiner letzten Tournee. Er habe sich nach ihr erkundigt, hat sie gehört. Er habe wissen wollen, wer das blonde Mädchen sei: „She’s nice. I want her.“ Aus irgendwelchen dummen Gründen ging das damals schief. Aber ein erfolgreiches Groupie hat einen Ruf zu verteidigen, und so hat Mona beschlossen, diesen warmen Märzsonntag im Foyer eines Bonner Hotels zu verbringen: Irgendwann wird er kommen, und sie ist bereit.

Hautnah bei den Stars

zu sein und womöglich mit ihnen ins Bett zu gehen ist das Ziel der Groupies, seit es Rockmusik gibt. Die Amerikanerin Pamela Des Barres war die erste, die durch den Umgang mit Pop-Größen wie Mick Jagger berühmt wurde. Das deutsche Top-Groupie wurde Uschi Obermaier. Wichtig vor allem: die Abgrenzung zu Fans. Die wollen bloß Autogramme.

Allerdings nicht nur sie, leider Gottes. Die Rivalinnen sind ja auch nicht dumm. Sie lauern bei Viva oder beim WDR, wenn die Helden dort ihren Auftritt haben. Sie brettern dem Tourbus hinterher oder klappern Luxushotel für Luxushotel ab, um zu ermitteln, wo die Gruppe schläft. Sie lungern in der Lobby, pflegen Kontakte mit Managern und Bodyguards, und wie man sich auftakeln muß, haben sie auch kapiert. Für die ganz Doofen steht so was in den Fan-Postillen: „Wenn du wirklich mutig bist“, heißt es da beispielsweise, „besorgst du dir eine falsche Tätowierung und

schlägst Robbie vor, sie zu küssen." Es wird schwierig werden diesmal. Die Konkurrenz ist schon lange da:

Die wichtigste Rivalin und ihre Clique haben sich Zimmer im Hotel beschafft, und jetzt stolzieren sie durch die Hotelkorridore, schnippisch und überlegen. Mona und ihre Freundinnen können sich kein Zimmer leisten – 350 Mark kostet das Doppelzimmer, Wahnsinn wäre das für ein Mädchen wie Mona, das als Verkäuferin jobbt. Jetzt sitzen sie blöd in der Lobby herum. Sie warten, zwei Stunden schon. Und er ist noch nicht da.

Um so wichtiger, sich zu erinnern, daß man kein Niemand ist. Mein Gott, Mona muß richtig lachen, wenn sie daran denkt, wie sie früher rumgelaufen ist, was sie alles nicht gewußt hat, eine Anfängerin eben. Ein Kind.

Sie war 15, als sie „New Kids on the Block" entdeckte, wo Marky Mark damals sang. Vor vier Jahren war das. Höllisch aufgeregt stand sie am Ausgang, um die Boys abzupassen, und wie sie aussah: „New-Kids-T-Shirt, Buttons auf der Hose, Autogrammkarte, Poster, Fotoapparat" – Kinderkram. Daß es Groupies gibt, „so Mädchen, die auch mit den Stars schlafen", davon hat sie nichts gewußt.

Von ihren Helden geträumt hat sie damals, Poster abgeknutscht, und zu spüren war immer nur Papier. Aber damals, bei den „New Kids", liefen ältere Mädchen rum: „Aufgetakelt, sexy, ganz nah bei den Stars." Klar wollten sie das auch, Mona und ihre beste Freundin, und beim nächstenmal haben sie versucht, so auszusehen wie die.

Sie hat es geschafft. Sie hat nichts mehr zu tun mit diesen kreischenden Kindern, die Teddybären schmeißen und in hysterisches Weinen ausbrechen, wenn „Take That" oder Marky Mark auf der Bühne stehen. Sie ist eine, die man mit hochnimmt. Sie hat alles über Pamela Des Barres gelesen, das berühmte Stones-Groupie aus den sechziger Jahren, und sie hat selbst Erfahrung, sie trifft fünf bis zehn Gruppen pro Jahr. Und warum? Weil sie begriffen hat, wie die Sache läuft.

Immer pikierter mustern die grau ondulierten Damen vom Nebentisch die entblößten Mädchenschenkel, immer gequälter blickt die Dame vom Empfang:


J. SCHWARTZ
Groupie Mona (r.), Freundin: Der Neid zählt und die Vorfreude



B. KNOCHE / FOTEX
Marky-Mark-Fans: Nur einen Liebsten pro Band


L. BUSACCA / PHOTO SELECTION
„New Kids"-Sänger Knight: Harter Job

Warum, sagt dieser Blick, hab' ich sie nicht gleich rausgeworfen?

Und dann setzt sich auch noch diese Holländerin dazu, mit der Mona so halb befreundet ist. Knappes Bustier über dem Busen, Bauchnabel frei, und sie lacht noch lauter als die anderen. Aber die kann man schon gar nicht rausschmeißen: Die hat ein Zimmer gebucht.

Man muß Erfolg ausstrahlen, muß so tun, als ob einem die Mißbilligung nichts ausmacht, die man auf jedem Zentimeter Körper spürt. Da war damals, „weißt du noch, Mona", diese Tour mit der Rapper-Truppe „Body Count", wo sie richtig mit dem Tourbus mitfahren durften, Videospiele und Witze machen mit den Jungs. Oder Dr. Alban, der singende Zahnarzt aus Stockholm, der sie öfter zum Essen ausführt – ganz schön peinlich war das beim erstenmal, „du mußt essen, und ein Star guckt zu".

Oder „East 17", die Engländer, wie die damals bei der Party auf dem Hotelflur ausgeflippt sind, Kissen haben die aufgerissen und Federn rumgestreut – ein bißchen prolo vielleicht, aber echt witzig, und ein Geschrei, daß es hieß: Gleich fliegt ihr aus dem Hotel.

Jungs und Mädchen bei der Kissenschlacht; unartige Kinder, die sich danebenbenehmen – das soll alles gewesen sein? Nicht ganz. Da war diese Ge-



schichte mit dem Rapper und seinem Kumpel, der Mona und eine Freundin in sein Zimmer zum Champagner bat, und dann schaltete er Pay-TV ein, „so Pornos, total laut".

Der Zimmerkellner kam und servierte, peinlich berührt, und dann fing Monas Freundin an, mit dem Typen rumzumachen. In Blickrichtung geradeaus stöhnte der Fernseher, links die Freundin, und Mona saß da und wußte nicht, wo sie hingucken sollte – „superpeinlich" fand sie das. „Aber total witzig, echt."

Wenn es sein muß, geben sie auch zu, daß immer mal wieder eine miese Geschichte passiert. Da gibt es die Typen, die gleich die Tür abschließen wollen – dann nichts wie weg. Oder solche, die breitbeinig im Sessel sitzen und sagen, „entweder du bläst mir jetzt einen, oder du haust ab". Oder diejenigen, die sich vom Bodyguard die Mädchen zuführen lassen, mit striktem Zeitplan, oder die es lieben, wenn die Groupies auf dem Korridor Schlange stehen. Und manche Mädchen machen das auch noch mit.

Gar nicht so einfach, diesen Kodex zu beherrschen, der die Szene bestimmt. Ein harter Job, diese Balance zu halten zwischen dem Glanz der Favoritin und dem Elend der Schlampe, die es mit jedem macht. Es gilt, den Glauben zu bewahren, daß ein Mädchen hier eben lauter kleine Liebesgeschichten erlebt, kleine Romanzen mit begrenzter Haltbarkeit.

Niemals, „absolut nie", sagt Mona, darf ein Mädchen „so von Zimmer zu Zimmer gehen, von Typ zu Typ". Pro Band hat ein anständiges Groupie nur einen Liebsten zu haben: Gefällt dir der Drummer, dann schlag dir den Bassisten aus dem Kopf. Völlig fatal ist es, sich mit einem Bodyguard einzulassen, der einem verspricht, er schicke einen weiter zum Star: „Das klappt nie. Der lacht sich doch bloß kaputt."

Es gibt diese Grenze zwischen Groupie und Schlampe, die man nicht überschreiten darf; eine wichtige Grenze, die der Selbstachtung hilft. Man kann sich distanzieren. Man ist keine von denen.

Oben, auf ihrem Zimmer, hat die bauchfreie Holländerin mit ihrer Truppe inzwischen eine Geisterbeschwörung inszeniert: „Who's gonna fuck Marky tonight?" Die Geister nannten zwei Namen. Monas war nicht dabei.

Es wäre doch so wichtig. Nicht der Sex; der, das wissen die Mädchen längst, ist mit Stars „auch nicht besser als mit normalen Jungs". Rumblödeln macht manchmal viel mehr Spaß, und wenn einer Kondome verweigert, läuft sowieso nichts.

Nein: Der Neid zählt und die Vorfreude. Es macht einfach Spaß, leise und wissend in sich hineinzulächeln, wenn die normalen Mädchen von ihren banalen Freundschaften erzählen. Und der Hochgenuß in der Szene, wenn einem ein wichtiger Mensch den „Backstage-Paß" verschafft, der es einem erlaubt, sich hinter der Bühne rumzutreiben. Der wird dann auffällig an der Jacke befestigt, so daß ihn jeder sieht. Ein bißchen Bedeutsamkeit färbt dann auf die Favoritinnen ab.

Aber manchmal taucht dann doch die Frage auf, ob sich das eigentlich lohnt. Ihre Schwester erkundigt sich gelegentlich, ob Mona eigentlich „noch ganz frisch in der Birne ist", und die Eltern haben auch nicht das rechte Verständnis. Selbst Tourmanager führen gelegentlich ernste Gespräche mit Mona und den anderen, sie seien so nette Mädchen, und was der Unsinn eigentlich soll. Manchmal streift Mona die Ahnung, „eigentlich haben die recht".



Groupie Des Barres: Erfolgreich in den sechziger Jahren

Jetzt sitzt sie da und wartet auf Marky, und wahrscheinlich kommt er gar nicht mehr, oder er greift sich irgend so ein blödes Pickelmädchen. Fünf Uhr nachmittags vorbei. Da sitzen sie und haben immer noch kein Zimmer, und die sind wahrscheinlich direkt zur Halle gefahren, zum Soundcheck. Da gehen die Mädchen jetzt hin.

Und zum Schlafen – nun ja, irgendwas wird sich schon ergeben. Vielleicht läßt jemand von der Band sie bei sich übernachten, auch wenn sie gar nichts wollen von ihm. Doch, doch, das wird schon klappen. Ganz bestimmt. ◻

Pfarrer

Fromme Maske

In einem Therapiezentrum der katholischen Kirche werden die Seelennöte von Geistlichen behandelt.

Eine schlanke Frau mit dunklen Locken unterm Ordensschleier steht sichtlich verärgert zwischen Spülbecken und Herd. „Wo ist Pfarrer Weiser?“ Zum drittenmal schon kommt der katholische Priester zu spät zum gemeinschaftlichen Abwasch. „Das geht nicht, daß Sie sich immer drücken“, hält Ordensfrau Julietta Götz, 57, dem Geistlichen vor.

„Aber“, setzt der Priester zu einer Ausrede an und verfällt in salbungsvollen Predigtton, „wir wollen im Herzen doch gut miteinander sein.“ Damit kommt er bei Schwester Julietta nicht durch: „Lassen Sie Ihr frommes Mäntelchen“, sagt die Ordensfrau. „Ihr Platz ist hier am Spülbottich.“

* Namen der Therapieteilnehmer von der Redaktion geändert.

Unvermittelt ist Pfarrer Weiser*, 34, nach Jahren zwischen Altar und Beichtstuhl wieder in der realen Welt gelandet. Und da soll er auch eine Weile bleiben.

Drei Monate lang übt er mit 17 anderen Priestern und Ordensfrauen in einer Art Crash-Kurs das wahre Leben. Kleider selbst waschen, Kragen bügeln, Essen auftragen und Geschirr spülen. Der Geistliche aus Südbayern ist Teilnehmer einer einzigartigen Therapie, bei der Priester mit Hilfe von Psychologen versuchen, die Seelennöte ihrer geistlichen Kollegen zu kurieren.

Geradezu revolutionär in der katholischen Kirche ist dazu die Erkenntnis der Psychologen, daß auch „die Brüder und Schwestern im Herrn“ einen Körper haben und den nicht nur als sündhaftes Anhängsel verstehen. Bei der Therapie im Recollectio-Haus unter dem Dach der fränkischen Abtei Münsterschwarzach dürfen Kirchenleute über Lust und unterdrückte Sexualität, die Sehnsucht nach Nähe und den Überdruß an Nächstenliebe sprechen.

Allein die Existenz dieser Einrichtung macht offenkundig, daß aus dem Dienst der Kirche nicht nur Heilige kommen, sondern auch Süchtige, Ausgebrannte und seelische Krüppel. 7 der 27 deutschen Bistümer haben sich an dem Therapiezentrum bei Würzburg beteiligt, das seit April 1991 arbeitet.



Therapeut Müller: Überdruß an Nächstenliebe

Das Haus gilt Seelsorgern, die an sich und ihrem Auftrag zweifeln, als letzte Zuflucht – entsprechend ist der Andrang. Depressive, verzweifelte Nonnen suchen hier ihr Heil, ausgepumpte, zwischen Selbstaufopferung und persönlichen Bedürfnissen schwankende Pfarrer. Sechs bis zwölf Monate müssen sie auf einen Therapieplatz warten.

Oft tritt Wunibald Müller, 44, Psychotherapeut und Leiter des Hauses, im Gespräch „innerlich einen Schritt zurück“. Sonst hielte er die seelische Kälte, die von manchem ausgeht, nicht aus. Da rechnen Pfarrer verstorbene Gemeindemitglieder zu „80 Leichen im Jahr“ zusammen. Andere spielen mit

FOTOS: W. M. WEBER

Ordensfrau Julietta, Therapieteilnehmer: „Da heulen Pfarrer Rotz und Wasser“

INNOVATION '95

DER *NEUE* MAXIMA QX

Abb.: Maxima QX 2.0 SLX, Mineraleffektlackierung auf Wunsch

Jetzt am Start: V6 fürs *Herz*, 2 Liter für den *Verstand*.

Wenn sich Konstrukteure und Kostenrechner an einen Tisch setzen, ist meist die Rede von Kompromissen. Ganz anders beim völlig neuen Maxima QX: **Komfort und Fahrgenuß,** wie ihn nur ein Sechszylinder bieten kann. Gepaart mit der Raumökonomie des Frontantriebs. Gekrönt von der **Wirtschaftlichkeit** der 2-Liter-Klasse. Sein Herzstück, der kompakte und laufruhige **V6-Aluminiummotor mit 24 Ventilen,** ist eine grundlegende Neuentwicklung.

Genau wie das Fahrzeug, für das wir ihn konstruiert haben. Mit vielen weiteren Ideen, die dem Verstand gefallen und das Herz höher schlagen lassen. Weshalb wir Ihnen eine Probefahrt unbedingt ans Herz legen möchten. Etwas Herzklopfen sollten Sie aber schon mitbringen.

Der komplette Maxima QX: Maxima QX 2.0 mit 2-Liter-V6, 103 kW (140 PS), auf 100 km bei konstant 90 km/h nur 7,2 Liter Super bleifrei nach 80/1268 EWG. Umfassende Sicherheits- und Komfortausstattung.

Der maximale Maxima QX: Maxima QX 3.0 mit kompaktem und leistungsstarkem 3-Liter-V6, 142 kW (193 PS) und luxuriöser Komplettausstattung.

Der überraschende Maxima QX: schon ab DM 39.995,– (Unverbindliche Preisempfehlung zuzüglich Überführungskosten) für den Maxima QX 2.0 SLX. 3-Jahre-(bis 100.000 Kilometer)-Garantie.



Er kann. Sie kann. Nissan.

dem Gedanken, ihre schwangere Freundin sitzenzulassen. Bei vielen ist die auferlegte Nächstenliebe in Aggression umgeschlagen – dann drückt ihnen Schwester Julietta, die für die sogenannte Leibarbeit zuständig ist, ein Stück Holz in die Hand und schickt sie in den Wald, wo sie auf Baumstümpfe einschlagen: „Die kommen oft mit Blasen an den Händen zurück."

Viele der Schützlinge stecken seit Jahrzehnten seelisch quasi im Tiefkühlfach und müssen langsam aufgetaut werden – ein mühsamer Prozeß.

Schwester Carla, 44, eine strenge Ordensfrau, die unter Depressionen leidet, sollte plötzlich nach afrikanischer Trommelmusik stampfen, das Becken kreisen lassen wie eine Tempeltänzerin und Urschreie ausstoßen – und das mitten in der Kapelle, vor dem heiligen Tabernakel. „Die Frau stand da, steif und starr, mit hochgezogenen Schultern", berichtet Schwester Julietta, die, ohne Schleier und im Trainingsanzug, die Lockerungsübungen leitet.

Nach drei Wochen gelang es ihr, die Barriere zu durchbrechen. Bei leiser Sphärenmusik in der Klosterkapelle, erzählt die Therapeutin, habe sie Schwester Carla den Rücken gestreichelt, behutsam den Nacken massiert. Plötzlich seien Tränen über das Gesicht der Nonne geströmt. 25 Jahre lang hatte sie kein Mensch mehr derart berührt. „Da heulen auch gestandene Pfarrer Rotz und Wasser", sagt Schwester Julietta.

Seit Jahrzehnten seelisch im Tiefkühlfach

Häufig brechen bei der Intensiv-Therapie in Münsterschwarzach verdrängte Erlebnisse hervor: Jede fünfte Ordensfrau, so die Erkenntnis der Psychologen, sei in ihrer Kindheit mißbraucht worden und deswegen ins Klosterleben geflüchtet.

Das Leben im Korsett der Verbote, ständig beaufsichtigt und bevormundet, läßt die Neurosen blühen. „Wir rennen", sagt Pfarrer Frank Folkert, 59, einer der Teilnehmer, „ständig mit einer frommen Maske rum."

Sich niemals verweigern, immer dienstbereit, sich um jede Kleinigkeit in der Gemeinde kümmern – das zehrt an der Kraft der Geistlichen. „Wie eine Mutter, die glaubt, sie muß ihrem 20jährigen Bubi noch das Essen umrühren", habe er sich in seiner Pfarrei oft benommen, urteilt Folkert im Rückblick selbstkritisch. Mittlerweile weiß der Pfarrer: „Ein Nein kann lebenserhaltend sein." Er will sich wieder die Zeit für eine Tarockpartie mit Freunden nehmen, für ein Schwätzchen, das nichts mit Seelsorge zu tun hat.

Sein junger Kollege Weiser hat diesen Punkt noch nicht erreicht. In seinem Bücherregal stapeln sich Kassetten über kirchliches Management. „Ich habe mich um Perfektion in meiner Gemeinde bemüht", sagt er mit einem Anflug von Bitterkeit, „aber das zählte nicht."

Nun soll er lernen, menschliche Schwächen zu akzeptieren. Sonst fürchtet Pfarrer Folkert, könnte es dem Kollegen ergehen wie ihm: „Man wird zur Maschine. Am Schluß steht nur noch der Talar am Altar."



W. M. WEBER

Benediktiner-Pater Anselm
„Den Zölibat aufheben"

Häufig kann die Hilfe der Psychologen und Geistlichen vom Recollectio-Haus nicht mehr sein als ein Herumkurieren an Symptomen – viele der seelischen Probleme sind von der Kirche hausgemacht. Das kategorische Festhalten am Zölibat und die Ächtung von Beziehungen zwischen Mann und Frau – fast jeder vierte der rund 200 Pfarrer und Ordensleute, die bisher die Therapie besucht haben, hat Schwierigkeiten mit der auferlegten Ehelosigkeit.

Therapeut Müller beobachtet Männer, die es zwischen der Liebe zur Berufung und der Liebe zu einer Frau „fast zerreißt". „Der Zölibat ist etwas Verrücktes", so der Vater zweier Kinder. „Er führt nicht unweigerlich zu psychischen Schäden, aber das Risiko ist größer."

Untersuchungen in den USA belegen, daß sich nur die Hälfte aller Priester an die Vorschrift hält. Ein Fünftel lebt sogar in festen Beziehungen. Diese Zahlen, so Müller, treffen tendenziell auch für Deutschland zu. Doch das Thema wird im kirchlichen Alltag weggeheuchelt. Müller hat Pfarrer kennengelernt, die einfach nicht zur Kenntnis nehmen wollen, daß ihre Freundin ein Kind bekommt, aber auch junge Priester, die aus Furcht vor Versuchung jeden Kontakt zu Frauen abbrechen, Verklemmte, die aus Angst vor Freundschaften in die Kirche flüchten.

„Ich wünsche jedem", sagt Müller, „sich unsterblich zu verlieben, bevor er Priester wird." Wenn's not tut, dürfen das die Gäste in Münsterschwarzach nachholen. Während der dreimonatigen Aufenthalte verlieben sich auch mal Pfarrer und Ordensfrauen ineinander, oft sind daraus Freundschaften entstanden, die noch nach Jahren halten. Moralische Entrüstung müssen die Betroffenen nicht fürchten. Der Benediktinermönch und Theologe Anselm Grün, 50, der sich um das Seelenheil der Gäste kümmert: „Wir reden den Leuten kein schlechtes Gewissen ein."

Das Therapiezentrum lehnt es strikt ab, verlängerter Arm der Bischöfe zu sein. Die Psychologen und Geistlichen empfehlen gegen Lustgefühle denn auch nicht wie früher üblich kalte Duschen und wildes Fußballspielen. Sie wollen das Problem an der Wurzel packen: Männer sollten, so Pater Anselm, nicht vor dem 30. Lebensjahr zu Priestern geweiht werden. Ein junger Mann weiß oft noch gar nicht, worauf er verzichtet. Die Betroffenen in Münsterschwarzach haben die Möglichkeit, sich frei zu entscheiden. Sechs Priester haben seit 1991 ihren Beruf aufgegeben und das Leben mit Frau und Familie gewählt.

Pater Anselm trat mit 19 ins Kloster ein und kommt, so sagt er, mit seiner Lebensform und der verpflichtenden Ehelosigkeit gut zurecht. Dennoch ist er überzeugt, daß es ohne Grundsatzlösung für viele Kirchenleute keinen Seelenfrieden geben kann. Was er als Lösung betrachtet, gilt in der Amtskirche noch weithin als Ketzerei: „Wir wissen alle, daß es keine andere Möglichkeit für die Kirche gibt, als den Zölibat aufzuheben." ❑



Sorry, aber die Laser von Niedersa
die Umwelt entlasten u

Tja, die Freunde gewaltiger Weltraumschlachten werden enttäuscht sein. Im Laser Zentrum Hannover (LZH) geht es entschieden gewaltloser zu. Denn unsere Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen entwickeln dort Lasertechnologien, die uns allen nützen. Auch Ihnen.

Zum Beispiel, wenn Sie mit dem Auto fahren. Schon heute werden durch Laserstrahlschweißen viele gewichts- und strukturoptimierte Karosserieteile hergestellt. Damit Sie mit weniger Blech – und damit mit weniger Benzin – sicherer fahren. Oder wenn Sie mal krank werden sollten. Auch in der Medizin werden die

Mehr über das Neue Denken, die Neue Industriegesellschaft und das La

chsen können leider nur operieren, nd Rohstoffe einsparen.

Laseranwendungen immer unentbehrlicher – von A wie Augenoperation bis Z wie Zahnbehandlung oder Zertrümmerung von Gallensteinen.

Bliebe noch zu erwähnen, daß sich das LZH auch um die Laserarbeitsplätze selbst kümmert. Und da gezielt um die Sicherheit. Schließlich ist eine Neue Industriegesellschaft auch daran zu erkennen, wie sie mit neuen Technologien umgeht. Und so betrachtet, erscheint vieles in einem neuen Licht.



serzentrum Hannover e. V.: Infoservice Niedersachsen – 05 11/55 00 71

Kitsch

Was Wunderbares

Hilfsvereine und Geschäftemacher verkaufen Schleifchen, Anstecker, Teddybären und Socken – Aids wird verkitscht.

Sanft legt Elizabeth Taylor den Kopf zur Seite und blickt ebenso nachdenklich wie gütig. Im Arm hält sie ein frisch gewaschenes Baby mit dunklen Kulleraugen, das mit dem Anhänger ihrer Kette spielt: Es ist ein Kreuz.

Das Foto erinnert an alte Gemälde von Mutter Maria mit dem Jesuskind – es soll Mitleid und Verständnis wecken. Denn das Baby, das die Diva im Arm hält, ist aidsinfiziert.

„Portraits of Life. With Love" heißt der Band der amerikanischen Fotografin Joan Lauren, in dem das Bild abgedruckt ist. Auch andere Hollywood-Prominenz wie Melanie Griffith, Martin Sheen und Andy Garcia posierten mit HIV-infizierten Kindern vor der Kamera. Dreieinhalb Jahre lang war Lauren für ihr Projekt von Star zu Star gezogen, bis sie die Bilder zusammenhatte.

Die Aufnahmen seien „eine Feier des Lebens und der Liebe", schreibt Lauren im Vorwort; um die Jubelstimmung perfekt zu machen, geht der Reinerlös aus dem Buchverkauf an die „Hands on Care Foundation", die sich in den USA um aidskranke Kinder kümmert.

Das Buch ist das jüngste Beispiel für einen Imagewandel: Aids soll seinen Schrecken verlieren, wird deshalb verkitscht und kommerzialisiert. Teddybären mit der roten Aids-Schleife, T-Shirts, Keith-Haring-Taschen oder Grußkarten, auf denen ein schöner Mann einen steinernen Engel umarmt, werden in dem Laden „Under One Roof" in San Franciscos bester Geschäftslage verkauft.



J. LAUREN

Taylor mit HIV-infiziertem Kind im Aids-Fotoband
„Eine Feier der Liebe und des Lebens"

Firmen wie Levi's oder Modeschöpfer wie Paul Smith entwerfen T-Shirts für Aids-Stiftungen. In Londoner Body-Shops stehen Anstecker mit den roten Bekenner-Schleifchen zwischen Grapefruit-Shampoo und Pfefferminz-Fußlotion – aus dem Symbol des Widerstandes gegen Diskriminierung und der political correctness ist längst ein schickes Accessoire geworden.

Prominente nutzen jede Gelegenheit, um sich sympathiebuhlend mit Aidskranken in der Öffentlichkeit zu zeigen: Whoopi Goldberg schiebt einen Mann im Rollstuhl, Elton John fliegt mit einem aidsinfizierten Jungen nach Disneyland, Miss America lächelt zwischen Dutzenden abgemagerter Patienten. Hildegard Knef küßt demonstrativ einen HIV-infizierten Jungen und trägt bei der „Fashion for Aids"-Gala in Berlin Gedichte vor. In Plattenläden stapeln sich die auf CD gepreßten Live-Mitschnitte von Wohltätigkeitskonzerten.

Auch in Deutschland sammeln Aids-Stiftungen mit Aktionen Geld: In Hamburg lädt der Verein „Big Spender" jedes Jahr zur Party zugunsten des Aids-Projekts „Leuchtfeuer" und nahm dabei im vergangenen Jahr 160 000 Mark ein. „Big Spender" vertreibt über einen Großhandel Sekt mit eigenem Logo, eine Mark pro Flasche geht an Aids-Projekte. In Düsseldorf ließ der Förderverein mit dem programmatischen Namen „Heartbreaker" Fotografen Bilder mit dem roten Band der Liebe aufnehmen und verkaufte die Fotos als Postkarten wie auf CD.

Das rote Band der Sympathie sei „der absolute Renner", sagt Stefan Majer von der Frankfurter Aids-Hilfe, die An-



D. OTFINOWSKI



H. SCHWARZBACH / ARGUS

Aids-Schleifen, „Big Spender"-Sekt: Aus dem Symbol des Widerstandes ist ein schickes Accessoire geworden


DEWE F 192
So einfach sind wir nicht zu haben.
Schön wär's! Aber im Laden um die Ecke werden Sie keine FEIN Bohrmaschine finden. Genausowenig wie im Baumarkt auf der grünen Wiese. Das ist auch nicht nötig. Denn alle, die hauptberuflich bohren, schrauben, schleifen, schneiden und sägen, wissen genau, wo man eine präzise Problemlösung erhält: bei einem unserer 5500 FEIN Fachhändler. Dort gibt es die Elektrowerkzeuge vom Erfinder des Elektrowerkzeugs – bewährt, robust und beispielhaft zuverlässig. Wenn Sie eines haben wollen, schreiben Sie uns.
C. & E. FEIN GmbH & Co.
Postfach 10 14 44, D-70013 Stuttgart
Fax: 07 11/66 65-249
FEIN Österreich, Fax: 06 62/43 35 68 31
FEIN Schweiz, Fax: 01/7 41 01 03
Fein
Die Erfinder



H. WESSEL



R. JANKE/ARGUS

Wohltätigkeitsprodukte Socken, Uhr: „Solidarität für die Füße“

stecker in verschiedenen Ausführungen für 5, 10 und 15 Mark verkauft. Außerdem bietet sein Verein unter dem Slogan „Solidarität für die Füße“ schwarze, blaue, graue und weiße Socken mit dem eingewobenen Symbolband an. „Über die Schleife kommt man ins Gespräch“, berichtet Lutz Kretschmann von „Big Spender“, „und dann ist man gleich beim Thema.“

Auch die Deutsche Aids-Hilfe in Berlin plant eine Vertriebsgesellschaft für Produkte mit der roten Schleife. „Ich persönlich bin dafür, T-Shirts und Socken zu verkaufen“, sagt Michael Lenz von der Aids-Hilfe, „weil die staatlichen Subventionen sinken, sind wir auf solche Einnahmequellen angewiesen.“ So wurden die öffentlichen Gelder von 7,9 Millionen für 1992 auf 7,5 Millionen Mark in 1993 gekürzt. Die gesammelten Eigenmittel stiegen in der gleichen Zeit von 1,7 auf 2,4 Millionen Mark. Damit finanziert die Stiftung unter anderem Broschüren, Plakate und Wohnprojekte für Infizierte.

Da ist es hoch willkommen, wenn beim Geldsammeln Privatunternehmen mithelfen: Zwei norddeutsche Juweliere vertreiben seit drei Monaten für 149 Mark eine „Solidaritätsuhr“ mit der Schleife auf dem Zifferblatt – 20 Mark gehen davon an die Aids-Hilfe. Eine von der Quelle-Bank zugunsten der Deutschen Aids-Hilfe 1993 herausgegebene Visa-Card brachte der Stiftung vergangenes Jahr rund 11 000 Mark ein. So erwirtschaftetes Geld können die Stiftungen dann – im Gegensatz zu öffentlichen Zuschüssen – nach eigenen Vorstellungen verwenden.

Am Ende, fürchten Kritiker, gehe der Aids-Kommerz auf Kosten der Kranken. Die Toleranz gegenüber Infizierten werde keineswegs gefördert, wenn man Aids verniedliche. „Was auf uns zukommt“, warnt die britische Zeitschrift *New Statesman & Society*, „ist die Hollywoodisierung von Aids“; statt als Thema politischer Diskussionen tauge die Krankheit nur mehr als sentimentaler Show-Effekt. Aids-Infizierte würden „auf den Opfer-Status reduziert, gegen den sie hart gekämpft haben“.

Die Zeiten sind vorüber, in denen Aids so brutal dargestellt wurde, wie die Krankheit ist. Die Benetton-Anzeige mit dem Foto eines Mannes, der auf dem Totenbett liegt, erboste zwar viele Pullover-Käufer – aber sie zeigte die Wahrheit.

Heute verkitschen sogar die Infizierten selbst den Tod. „Aids ist das Wunderbarste, was mir in meinem Leben passiert ist“, erklärte ein Patient dem *San Francisco Examiner*. Die amerikanische Autorin Sylvia Goldstaub stellte sich in ihrem Buch über den Aids-Tod ihres Sohnes vor, er sei ihr nach der Beerdigung erschienen, er habe ihr zugewinkt und gerufen: „Hi, Mom! Hi, Dad! Don't worry! Be happy!“

Solch erbärmlicher Trost soll nicht nur vom Tod ablenken. Er soll auch vergessen machen, wie die meisten Kranken sich infiziert haben: durch Sex oder durch verseuchte Nadeln beim Heroinkonsum. Wenn die Krankheit nicht mehr mit Schmutz und Ausschweifung verknüpft werde, so die Kalkulation der Aids-Aktivisten, können die Infizierten mit mehr Toleranz rechnen.

Doch nicht alle, die Geschäfte mit Aids machen, hegen so hehre Absichten. Denn inzwischen ist die Immunschwäche nicht nur für viele Pharmahersteller ein gutes Geschäft: Die britische Firma „Life Benefit Resources“ bietet deutschen Aids-Kranken an, ihnen die Lebensversicherungen abzukaufen; in amerikanischen Schwulen- und Lesben-Magazinen werben Inserenten für stärkende Kräutertabletten oder kalorienreiche Mischungen aus Proteinen, Vitaminen und Fetten in Dosen, die Gewichtszunahme bewirken sollen.

Auch in Deutschland drängen solche Anbieter auf den Markt. „Wir diskutieren noch, ob wir diese Anzeigen annehmen sollen“, sagt Gunnar Döbberthin, Chefredakteur der Schwulenzeitschriften *Magnus* und *Siegessäule*, „denn da ist sicher viel Nippes dabei.“ Sein Berliner Versandservice „Magnus Shop“ verkauft jedoch bereits Aids-Symbole: 14,80 Mark kostet die rote Schleife aus Feinmetall als Anstecknadel. Den Erlös behält die Zeitschrift für sich. ❑



BENETTON

Umstrittene Benetton-Werbung: Heute verkitschen selbst Infizierte den Tod



Tschetschenen-Hauptstadt Grosny: „Am Abend wieder die Kalaschnikow in der Hand" P. KASSIN

Kaukasus

AUSGELÖSCHT WIE DRESDEN

Nach vier Monaten ist der russische Feldzug in Tschetschenien noch nicht zu Ende. Selbst im zerstörten Grosny feuern jeden Tag die Partisanen, wie SPIEGEL-Redakteur Christian Neef beobachtete. Dabei möchte Moskau bis zum 50. Jahrestag des Sieges über die Deutschen in der Rebellenrepublik Frieden haben – ohne Trümmer in der Hauptstadt.

Jeden Abend, wenn die Schneekappen des Kaukasus gerade in der Dunkelheit versunken sind, stellt Mohammed Nadujew Wachen am Dorfrand auf. Vorher öffnet er in seiner guten Stube die polierte Schrankwand und reicht die Vorräte heraus: vier Kalaschnikows, drei Karabiner, zwei Hände voll Eierhandgranaten, Patronenmagazine, ein Bajonett und ein Infrarot-Nachtsichtgerät.

Es ist die Stunde, in der draußen die Hölle losgeht: Ein Maschinengewehr zerhackt die abendliche Stille, Kalaschnikow-Bellen gesellt sich dazu, und alle paar Minuten rumst es, als fliege mitten im Dorf eines der noch unzerstörten Häuser in die Luft. Grüne und rote Leuchtkugeln tauchen Nadujews Garten in fahles, gespenstisches Licht.

Doch meist sind es nur herumstreunende Hunde oder Kühe, die – von flüchtenden Dörflern vor Wochen freigelassen – in die Minenfallen tappen.

Rund um das Dorf Germentschuk haben sich zwei Regimenter einer Marineinfanterie-Division aus dem fernöstlichen Wladiwostok samt Panzern und Geschützen eingegraben. Ihr Auftrag: die letzten „ungesetzlichen bewaffneten Formationen" des tschetschenischen Rebellen Dschochar Dudajew zu vernichten. Doch nachdem die größten Tschetschenen-Städte gefallen sind, weiß niemand mehr, wo der Feind eigentlich steht.

Die Waffen der Germentschuker Tschetschenen kommen nur selten zum Einsatz. „Die Panik ist so groß, daß sich die Russen fast jede Nacht gegenseitig beschießen", erzählt Nadujew, Oberst a. D., der einst bei der sowjetischen Luftabwehr diente. Um sein Dorf halbwegs unversehrt zu erhalten, schloß er mit der heranrückenden Armee ein Zweckbündnis.

Er garantierte den russischen Kommandeuren, daß Germentschuk keine Freischärler verberge, und lieferte die meisten Waffen ab. Dafür versprachen ihm die Okkupanten, beim Vormarsch in die Berge sein Dorf zu schonen.

Fast alle Orte rundherum hat die Armee in Schutt und Asche gelegt, die Häuser geplündert und zurückgebliebene Einwohner, die sich den Beutemachern widersetzten, erschossen. Germentschuk aber steht.

Mit den ehemaligen Kollegen, die nun keine Kameraden mehr sind, sitzt der pensionierte Oberst in seiner Küche bei armenischem Kognak und Hammelfleisch. Die Sieger berichten, das Einsammeln der Waffen in den Dörfern sei ein Fehlschlag gewesen. „Im Partisanenkampf auf freiem Feld" seien die Tschetschenen „völlig überlegen", bekannte sogar ein hochrangiger Gast, der jüngst in Nadujews Küche geriet: General Anatolij Antonow, Vize-Befehlshaber des Expeditionskorps.

Die Militärs stehen unter Druck. Bis zum 9. Mai, wenn sich in Moskau die Mächtigen aus aller Welt zum 50. Jahrestag des Sieges über Hitler-Deutschland treffen*, soll das Gemetzel am Kaukasus von Bildschirmen und aus

* Vor den Sowjets erklärten die deutschen Militärs am 8. Mai 1945 ihre Kapitulation, die am 9. Mai um 0.01 Uhr in Kraft trat.

Zeitungsspalten verschwunden sein. Daß der tschetschenische Widerstand „endgültig unterdrückt“ sei, wie Moskau am 1. April meldete, war ein makabrer Aprilscherz: Im Südwesten der Bergrepublik gingen heftige Kämpfe auch vorige Woche weiter.

Die regulären Truppen sind gegen Polizeieinheiten ausgewechselt worden – um den Westen ruhigzustellen und vom Völkermord im Kaukasus abzulenken. Zudem sind die Bataillone, die täglich auf dem Bahnhof Tscherwljonnaja nordöstlich von Grosny ausgeladen werden – Spezialbrigaden der „schnellen Eingreiftruppe“ und die berüchtigten Omon-Einheiten –, weit besser ausgebildet als die Wehrpflichtigen, die Verteidigungsminister Gratschow zur Jahreswende beim Sturm auf Grosny verbluten ließ; sie verfügen über schwere Artillerie und schlagkräftige Luftunterstützung.

Der erste Posten steht 20 Kilometer vor Grosny. Wodkatrunkene Feldwebel durchstochern das Gepäck. Dem Verlangen nach Ausweis und Reisegenehmigung hilft eine MP-Salve nach. Flüchtlingen, die in ihre Stadt zurückwollen, wird ein Rubel-Betrag abgepreßt, der einem Wert von 20 Mark entspricht. Erst dann ist der Weg in die Hauptstadt frei.

Doch Grosny gibt es nicht mehr. Wo vor einem halben Jahr noch 400 000 Einwohner lebten, liegt eine gespenstische Ruinenlandschaft. So gründlich wie einst Stalingrad, Dresden oder Hiroschima ist nun auch die Tschetschenen-Metropole ausgelöscht.

Leere Häuserfassaden, Ziegelberge, Bombenkrater, nackte Stahlskelette. Hoch oben über den Straßen schweben losgerissene Betonplatten, verkohlte Sofas, Heizkörper und verbogene Balkongitter. In ausgebrannten Kirchtürmen baumeln die Klöppel der im Feuersturm geschmolzenen Glocken. Flammen züngeln noch immer fauchend aus geborstenen Gasleitungen.

Nur der Palast des Präsidenten Dudajew hat inmitten eines Waldes von Baum- und Laternenstümpfen dem Bombardement getrotzt – rußgeschwärzt und um vier Etagen verkürzt. Aus einem in der achten Etage klaffenden Loch weht wie einst auf dem Reichstag in Berlin die Flagge der russischen Siegermacht.

In gepanzerten Wagen durchfahren die Eroberer die Trümmerstadt und lüften ihre Vermummung mit heruntergezogenen Wollmützen nur, wenn zum Erinnerungsfoto vor dem Gerippe des Präsidentenpalastes abgesessen wird: Sie haben Angst.

Oberstleutnant Wladimir Kondrjatenko mahnt seine Männer von der Antiterror-Einheit aus Woronesch zur Eile: Zwei Schnappschüsse für die Lieben daheim, dann geht es wieder in den Panzer zurück, den seine Leute mit Beutegut verziert haben: einem Mercedes-Grill und dem Bahnhofsschild der zerschossenen Stadt Gudermes, die alte Sowjetflagge obendrauf.

Es geht auf fünf Uhr. „Ab fünf mußt du hier verschwunden sein“, erklärt Kondrjatenko die Hast: „Dann wird von überallher wieder geschossen, Freund und Feind sind nicht mehr zu unterscheiden.“

Tagsüber haben sie Keller und Ruinen nach Freischärlern durchkämmt. Gefunden haben sie nur die – verminte – Leiche eines russischen Offiziers, eine Panzerfaust und eine mit Handgranaten gesicherte Stolperfalle am Eingang ins ehemalige Kino „Kosmos“ gegenüber dem Präsidentenpalast. Der Feind ist hier so unsichtbar wie in der Gegend von Germentschuk.

Und die Tschetschenen – Kondrjatenko zeigt mit dem Kopf auf die andere Straßenseite – „reden nicht mit uns“. Drüben schlurfen die angeblich Befreiten durch den Schutt: alte Frauen, die Karren mit schweren Bündeln hinter sich herzerren. An mancher Hauswand sind noch Parolen zu entziffern: „Frieden dem Kaukasus“ steht an der Lenin-Straße oder: „Volk und Armee sind eins“. Darunter ist mit Kreide an die Mauer geschrieben: „Hier leben noch Leute!“

Eine Frau mit ihrem Eimerchen Kartoffeln philosophiert: „Vielleicht will Allah, daß die Russen uns alle 50 Jahre aufs Haupt schlagen.“ Sie schleicht davon, doch nach zehn Metern kommt sie noch mal zurück: „Hier ist unsere Kultur und unsere Geschichte verbrannt.“

Rosa Mechtijewa, die am Grosnyer Puppentheater beschäftigt war, hat den Krieg bei einer Schwester auf dem Dorf überlebt. Der linke Flügel ihres Hauses am Lenin-Prospekt ist eingestürzt, der rechte mit ihrer Wohnung blieb heil, war aber leer geräumt.

Nachbarn haben vom Keller aus gesehen, wie die Plünderer im Panzerwagen vorfuhren. „Fernseher, Kühlschränke – alles ging mit. Die haben mir nicht mal ein Glas Gurken gelassen, keine Decke, kein einziges Löffelchen. Richtige Schweine, die.“

Im Bunker neben der ausgebrannten Universität vegetieren 30 Überlebende seit drei Monaten – ausgebombt, ohne Wasser, ohne Licht. In der Erde über der Betonhöhle haben sie ihre gefallenen Leidensgefährten begraben: die Alte, die mitten im Bombenhagel austreten wollte und einen Bauchschuß erhielt, den 29jährigen, dem beim Wasserholen eine Granate den Kopf wegriß, und dann noch vier.

Im Keller lebt Tamara Gussunowa, 42, die den Kriegsherrn Boris Jelzin



AP

Rebell Dudajew
Loch im Palast



REUTERS

Leichensammelstelle in Grosny (vorige Woche): Jeden Tag 400 bis 500

„Wir rächen jeden Blutstropfen“

Die tschetschenischen Minister Schamseddin Jussif und Berkan Jaschar über den Krieg gegen die Russen

SPIEGEL: Herr Außenminister Jussif, Herr Staatsminister Jaschar, Ihr Präsident Dschochar Dudajew wird von den Russen gejagt; Ihre Kämpfer mußten Ende März Schali, den letzten großen Stützpunkt, räumen. Haben Sie den Krieg um Tschetschenien verloren?
Jaschar: Jetzt fängt der Krieg erst an. Unsere Truppen haben nicht die Flucht ergriffen, sie haben sich in die Berge zurückgezogen, um die Zivilisten zu schützen. Solange die Russen unsere Kämpfer in den Städten vermuten, bombardieren sie die Bevölkerung.
SPIEGEL: Glaubt Dudajew, die russischen Truppen aus dem Hinterhalt besiegen zu können?
Jaschar: Dudajew hat keine andere Wahl. Er muß einen Partisanenkrieg gegen die Russen führen. Wir haben keine Luftabwehr.
SPIEGEL: Wo hält sich Dudajew jetzt auf, ist er noch in Tschetschenien?
Jussif: Dudajew wird in Tschetschenien sterben und begraben werden. Warum sollte er sein Land verlassen? Aber die Welt, so glaubt er, hat Tschetschenien im Stich gelassen. Das hat er uns noch vor zwei Tagen am Telefon gesagt.
SPIEGEL: Die Russen kontrollieren bereits 80 Prozent des tschetschenischen Territoriums. Was können Partisanen gegen Panzerdivisionen ausrichten?
Jaschar: Die Russen sind zwar in der Luft überlegen, am Boden aber werden die Tschetschenen siegen. Zu Beginn der Invasion besaßen wir 3 Panzer. Inzwischen haben wir 150 Panzer erbeutet und dazu Waffen, die wir im Guerrillakampf einsetzen können.
SPIEGEL: Das wird kaum reichen, das verlorene Gebiet zurückzuerobern.
Jussif: Die Exiltschetschenen werden uns unterstützen, nicht mit Waffen, aber mit Geld. Damit können wir den Russen ihre eigenen Waffen abkaufen. Das tun wir bereits.
SPIEGEL: Wird Dudajew nun auch seine Drohung wahr machen, den Krieg in russische Städte zu tragen?
Jaschar: Unser Kampf gilt nicht dem russischen Volk, wir kämpfen gegen das Regime Jelzins. Wir sind keine Terroristen. Wir glauben an die Menschenrechte. Wir werden ausschließlich militärische Objekte angreifen.
SPIEGEL: Aber Sie, Herr Außenminister, haben auch Atomkraftwerke in Rußland zum Ziel von Anschlägen erklärt.
Jussif: Wir wären zu solchen Terrorakten sehr wohl in der Lage, aber wir haben nicht die Absicht, Moskau zu verbrennen. Wir besitzen eine Liste mit Namen von Russen und auch von Tschetschenen, an deren Händen Blut klebt.
SPIEGEL: Eine Todesliste?
Jussif: Wenn möglich, machen wir ihnen einen Prozeß. Wenn das nicht geht, werden wir sie töten. Seit 300 Jahren kämpft unser Volk gegen die Russen. Wir haben nicht vergessen, was sie uns angetan haben. Wir rächen jeden Blutstropfen.
SPIEGEL: In vier Monaten Krieg sind mindestens 24 000 Zivilisten ums Leben gekommen, Hunderttausende mußten fliehen. Die Bevölkerung ist kriegsmüde.
Jaschar: Natürlich möchte das Volk so nicht weiterleben. Aber die Tschetschenen sind stolz und werden weiterkämpfen für die völlige Unabhängigkeit.
SPIEGEL: Hat Dudajew nicht vor wenigen Wochen erst eingelenkt und signalisiert, er strebe gar nicht nach einer völligen Trennung von Rußland?
Jussif: Als ringsum eingeschlossener Staat können wir nicht überleben, weil wir fast alles, was wir brauchen, aus Rußland importieren müssen. Wir sind bereit zu kooperieren – unter einer Bedingung: Rußland muß uns völkerrechtlich anerkennen. Eines muß sichergestellt sein – Tschetschenien gehört uns. Autonomie ist zuwenig, wir wollen einen Konföderationsvertrag mit Rußland.
SPIEGEL: Sie verlangen staatliche Souveränität, sind aber bereit, Rußland bestimmte Rechte einzuräumen?
Jussif: Auf wirtschaftlichem und militärischem Gebiet, allerdings nicht auf politischer Ebene. Wir wollen in jedem Fall unsere eigene Regierung haben.



Minister Jaschar, Jussif*: „Die russische Armee besteht aus Pappsoldaten“

M. BIBER

SPIEGEL: Sie wären bereit, Ihre Truppen dem Oberbefehl einer verfeindeten Armee zu unterstellen?
Jussif: Nein. Aber andere Lösungen sind denkbar, zum Beispiel könnten die Truppen einem gemeinsamen Oberkommando unterstellt werden. Voraussetzung ist jedoch, daß keine russischen Soldaten mehr auf tschetschenischem Boden stationiert sind. Wir bestehen auch nicht auf einer eigenen Währung, wollen aber eigene Pässe und ein eigenes Staatswappen.
SPIEGEL: Tschetscheniens Staatshaushalt wurde bisher zu 57 Prozent von Rußland finanziert. Die Ölindustrie ist der einzige Devisenbringer der Republik. Kann ein unabhängiges

* Mit SPIEGEL-Redakteurinnen Martina Helmerich und Birgit Schwarz in Istanbul.

Tschetschenien ohne russische Subventionen überhaupt existieren?

Jaschar: Wir werden unsere Bodenschätze selbst vermarkten. Das tschetschenische Öl ist das beste der Welt. Tschetschenien schwimmt auf einem Ölmeer. Deswegen hat Moskau diesen Krieg überhaupt erst angefangen.

SPIEGEL: Tschetschenien fördert lediglich ein Prozent dessen, was Rußland an Öl produziert. Dafür soll sich Jelzin in diesen Krieg gestürzt haben?

Jaschar: Er führt diesen Krieg auch, weil er fürchtet, daß die Russische Föderation zerfällt, wenn sich die Tschetschenen abspalten.

SPIEGEL: Ist eine Aussöhnung zwischen den beiden Völkern überhaupt noch vorstellbar?

Jussif: Warum nicht? Denken Sie an Israel und die Araber.

SPIEGEL: Die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) hat sich als Vermittler bei eventuellen Friedensverhandlungen angeboten. Sie tritt für allgemeine Wahlen in Tschetschenien ein und besteht auf einer Teilnahme der innenpolitischen Gegner Dudajews.

Jaschar: Dazu müßten aber zunächst die russischen Truppen abziehen. Wahlen, die unter Aufsicht einer Armee stattfinden, können nicht demokratisch sein. Wir haben selbst der OSZE vorgeschlagen, Wahlbeobachter der Uno, der Europäischen Union und anderer ziviler Organisationen zu entsenden. Wir sind auch nicht gegen oppositionelle Kandidaten – wenn sie nicht unter der Kontrolle der Russen stehen.

SPIEGEL: Dudajew hat in der Vergangenheit Oppositionsführer in Abwesenheit zum Tode verurteilen lassen. Seine tschetschenischen Widersacher schimpft er eine „niederträchtige Brut von Zuhältern".

Jussif: So bezeichnet er Kollaborateure, die sich auf Kosten des Volkes bereichert haben, und Politiker, die unter den Kommunisten an der Macht waren. Sie bekämpfen uns, weil wir zurückfordern, was sie uns gestohlen haben.

SPIEGEL: Dudajews Leute haben sich nicht bereichert?

Jussif: Der Präsident hat fast sein ganzes Leben in der Sowjetunion verbracht. Er kannte die meisten nicht, die sich ihm andienten, und hieß jeden willkommen, der den Kampf um die Unabhängigkeit unterstützte. Doch daß die tschetschenische Regierung mit der Mafia gemeinsame Sache mache, ist eine russische Propagandalüge. Dudajew hat jeden entlassen, dem er schmutzige Geschäfte nachweisen konnte. Moskau aber setzt jetzt überführte Mafiosi wieder ein, wie den Waffenhändler und ehemaligen Bürgermeister von Grosny, Beslan Gantemirow.

SPIEGEL: Bereits vor der Invasion der Russen umfaßte Dudajews Machtbereich nur noch die Hauptstadt Grosny und ihre unmittelbare Umgebung. Was legitimiert ihn eigentlich, für das gesamte tschetschenische Volk zu sprechen?

Jaschar: Unter der Führung Dudajews kämpft Tschetschenien allein gegen eine Supermacht. Dudajew ist das Symbol unseres Freiheitswillens. Eine überwältigende Mehrheit der Tschetschenen hat ihn dafür zum Präsidenten gewählt.

SPIEGEL: Ein Drittel der tschetschenischen Bevölkerung, darunter die russischen Einwohner, durfte an den Wahlen gar nicht teilnehmen. Strebt Dudajew eine Islamische Republik an?

Jussif: Ich bin auch Minister für Glaubensfragen und versichere Ihnen, in Tschetschenien wird es Religionsfreiheit geben. Wir sind Demokraten und wollen keine Konfrontationen zwischen Christen und Moslems.

SPIEGEL: Noch Ende vorigen Jahres hat Dudajew vor 150 Stammesältesten und Mullahs die Einführung der islamischen Rechtsordnung angekündigt.

Jussif: Die Geistlichen hatten ihn unter Druck gesetzt. Aber ich kenne Dudajew. Er will die Scharia nicht einführen.

SPIEGEL: Weshalb hat er dann den moslemischen Fundamentalisten im Sudan Unterstützung im Kampf gegen Rußland, die USA und den ganzen Westen zugesagt?

Jussif: Manchmal ist Dudajew mehr Soldat als Politiker. Er vergißt, daß er Präsident ist, und denkt, er sei immer noch General. Wenn er sich mit Fundamentalisten verbünden wollte, warum hat er dann 5000 afghanische Waffenbrüder daran gehindert, in den Krieg einzugreifen?

SPIEGEL: Trotz solcher Winkelzüge erwarten Sie jetzt während Ihres Deutschlandbesuchs Beistand aus Bonn?

Jaschar: Wir haben Westeuropa und der Nato gezeigt, daß die russische Armee ein aufgeblähter Ballon ist und aus lauter Pappsoldaten besteht. Binnen zwei Stunden hatten die Russen unser Land einnehmen wollen. Nun kämpfen sie schon vier Monate, aber besiegen konnten sie uns nicht. Wir haben den Beweis geliefert, daß die russische Armee nicht zum Fürchten ist. Jetzt helft uns, diesen Krieg zu beenden.



leibhaftig kennengelernt, ihm sogar die Hand geschüttelt hat, als er bei einem Grosny-Besuch 1990 den seit Jahren obdachlosen Rückkehrern aus dem kasachischen Exil neue Häuser versprach. Nun haben seine Truppen auch ihr Flüchtlingswohnheim „Tschaika" dem Erdboden gleichgemacht.

Wo soviel Blut geflossen ist, gedeiht an jeder Ecke der Haß. Machmut, ein dunkelhäutiger Rentner, der mit seinem im Afghanistan-Krieg zum Krüppel geschossenen Sohn am Straßenrand ein zerschmettertes Auto ausschlachtet („Kardanwelle und Vergaser sind noch intakt"), starrt fassungslos einem Armeelaster hinterher. Auf der Ladefläche lag ein verwundeter russischer Soldat, dessen Kamerad im Vorbeifahren den beiden Tschetschenen eine Geste hinüberschickte. Die rechte Hand fuhr an der Kehle entlang: Wir werden euch den Hals abschneiden.

Rußlands Führung aber möchte den Krieg ganz schnell wieder vergessen machen. Militäreinheiten des Moskauer „Ministeriums für außerordentliche Situationen" schaffen mit Bulldozern, Kränen und einer Kipperflotte weg, was andere Truppenteile an Außerordentlichem hinterlassen haben. Auch 400 bis 500 Leichen, alles Zivilisten, hätten sie an jedem Märztag aus den Kellern geholt, berichtet ihr Oberstleutnant.

Bis zum 9. Mai soll das Stadtzentrum völlig eingeebnet und für den Wiederaufbau freigegeben sein. Alle paar Stunden erschüttern Detonationen Grosnys einstiges Zentrum – das gesamte Viertel um die Nationalbank ist bereits von Pionieren weggesprengt.

Woher das Geld zum Wiederaufbau kommen soll, weiß auch Grosnys neu eingesetzter Bürgermeister nicht. Scharkuddin Lorsanow war unter Dudajew Innenminister, bis er 1993 in Ungnade fiel. Die Stimmung gegenüber den einmarschierten Russen sei „her-

vorragend“, verkündet er, Grosny werde in drei Jahren „wie Phönix aus der Asche“ auferstehen.

Lorsanow residiert im obersten Stockwerk des nur leicht beschädigten Instituts für Erdölchemie in der „Straße der Rotfrontkämpfer“. Mit Ukas Nummer 121-R hat er „sämtliche Funktionsträger der Stadt ab sofort entlassen“.

Es ist die Stunde der Kollaborateure, jener Dudajew-Opposition, die den Tschetschenen-Führer ein ganzes Jahr lang vergeblich zu stürzen versucht hatte. Nun sind sie auf russischen Panzern in Grosny eingerückt.

Zwei Stockwerke unter dem neuen Stadtchef residiert als Präsident einer fiktiven „Stadtversammlung“ Grosnys früherer Bürgermeister Beslan Gantemirow, der die erfolglosen Truppen der Opposition befehligt hatte. Gleich daneben sitzt der von Jelzin zum Vorsitzenden eines „Nationalen Versöhnungskomitees“ berufene Umar Awturchanow – jener Mann, der Rußlands Armee öffentlich zum Einmarsch in Tschetschenien gerufen hatte.

Zum Obristen des russischen Geheimdienstes ist der vorbestrafte Ruslan Labasanow aufgestiegen, ehemals Hauptmann in Dudajews Leibgarde. Der einzige Seriöse unter Moskaus Marionetten, der Chemiker Salambek Chadschijew, ist als Chef der Übergangsregierung in sein ehemaliges Direktorenzimmer im Ölinstitut zurückgekehrt.

„Alles Leute, die mit Blut gesalbt sind“, sagt Mohammed Nadujew in seinem Dorf Germentschuk über die neuen Diener der neuen Herren, für die das Volk in Grosny sich überhaupt nicht interessiert. Die Überlebenden versammeln sich am Regierungssitz, dem Erdölinstitut, weil dort Wassertanks stehen und die Zelte der Feldbäckerei, an denen alle paar Stunden kostenlos Brot ausgeteilt wird. Soldaten treiben die Hungrigen mit Warnschüssen hinter die Absperrung zurück.

Vor dem Eingang ins ehemalige Maschinenbauwerk „Roter Hammer“ gibt es Hilfspakete vom Internationalen Roten Kreuz, unter den Augen des Stadtkommandanten Jurij Andrejew. „Viele in der Schlange stehen tagsüber nach EU-Butter und Reis an“, sagt der Oberstleutnant. „Am Abend haben genau dieselben Leute wieder ihre Kalaschnikow in der Hand, mit der sie jede Nacht die Kommandantur beschießen.“

Kolonialkrieger Andrejew, seit 1991 in allen Krisengebieten der zusammengebrochenen Sowjetunion vor Ort, sieht sich als Figur in einer unendlichen Geschichte: „Wenn wir jemals abziehen werden, geht hier alles wieder von vorn los.“ ❑

Nordirland

Brutale Selbstjustiz

Seit Beginn des Waffenstillstands im September 1994 gehen katholische wie protestantische Untergrundaktivisten in Nordirland häufiger und brutaler gegen kriminelle Glaubensbrüder vor. In der Hauptstadt Belfast führen sich die straff organisierten Milizen als Ordnungsmacht auf: Bislang drohte Autoknackern, Ladendieben und Einbrechern das sogenannte „kneecapping“ – Schüsse aus kleinkalibrigen Pistolen durch die Knie. Nachdem sie die Waffen niederlegen mußten, verwenden die Schlägertrupps Baseballkeulen, Eisenstangen und mit Nägeln bewehrte Holzplatten. Nun sind „die Verletzungen viel schwerer als früher die Schußwunden“, stellt die Ärztin Olivia Dornan vom Belfaster Mater-Hospital fest. Behandelt werden dort vor allem mehrfache Knochenbrüche an Händen und Füßen, die häufig zu bleibenden Verkrüppelungen führen.



FACEMAKER

Opfer eines Schlägertrupps in Belfast

Rußland

Kein Geld für Bauern

Die konservative Agrarlobby hat Boris Jelzin den Kampf angesagt: 2000 Delegierte der „Allrussischen Bauernversammlung“ baten am vorigen Mittwoch Premier Wiktor Tschernomyrdin in ihr Moskauer Versammlungslokal, pfiffen dessen Finanzminister Wladimir Panskow aus und erklärten die Agrarpolitik des Kreml für „verbrecherisch“ und „antinational“; Lebensmittelimporte dienten allein den Händlern aus dem Westen und ruinierten den heimischen Nährstand. Die Kolchos-Gewaltigen der Provinz fordern sofortige Staatshilfe und verbilligte Kredite. Ihr Druckmittel: die bevorstehende Frühjahrsbestellung von 71 Millionen Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche, für die kaum noch intakte Maschinen, lediglich ein Viertel des benötigten Treibstoffs und ein Bruchteil der erforderlichen Düngermenge zur Verfügung steht. Bleibe Hilfe aus, werde die landwirtschaftliche Produktion in diesem Jahr um 45 Prozent absacken. Agrarminister Alexander Nasartschuk warnte bereits vor einer „völlig unberechenbaren Situation“. Doch Rußlands Kassen sind leer. Agrarsubventionen könnten nur direkt aus der Notenpresse kommen – für Jelzin ebenfalls keine politische Rettung: Gibt der Präsident den Lobbyisten nach und heizt so die Inflation an, prophezeit Vizewirtschaftsminister Sergej Wassiljew, „hat er keine Chance mehr, wiedergewählt zu werden“.

S. SHERBELL / SABA

Traktor auf einer Kolchose bei Rostow am Don

Albanien

Machtlose Küstenwache

Das ärmste Land des Kontinents entwickelt sich zum neuen Schlupfloch für Flüchtlinge, die in Westeuropa Schutz vor Verfolgung suchen. Weil seit zwei Wochen nach dem Inkrafttreten des Schengener Abkommens die Außengrenzen der EU verschärft kontrolliert werden, reagierten die Staaten Osteuropas ebenfalls mit strikteren Einreisebestimmungen für alle Nichteuropäer; viele werden schon an den Grenzen oder auf den Flughäfen als ungebetene Gäste abgewiesen. Nur noch ins Land der Skipetaren können Bürger aus asiatischen und afrikanischen Staaten ohne besondere Visaformalitäten einreisen – eine Gesetzeslükke, von der Schlepperorganisationen regen Gebrauch machen. Jede Nacht überqueren mehrere hundert illegale Einwanderer mit Schnellbooten die Straße von Otranto und landen heimlich an der italienischen Küste. Danach führt die Reise weiter nach Frankreich, in die Beneluxstaaten und nach Deutschland. Küstenwache und Polizei schauen dem Treiben machtlos zu, nur ein kleiner Teil der Gestrandeten wird von den Italienern aufgegriffen. In der vorigen Woche kamen vor allem Kurden aus der östlichen Türkei.

Palästina

Arafat ernsthaft erkrankt?

Israelis und Palästinenser sorgen sich um die Gesundheit von Jassir Arafat, 65. Besucher haben den PLO-Führer und Chef der palästinensischen Autonomieregierung in jüngster Zeit häufig geistesabwesend und unkonzentriert erlebt. Nun sorgt ein Geheimbericht der israelischen Botschaft in Washington an das Außenministerium in Jerusalem für Spekulationen. Danach hat Joseph Kardinal Bernardin aus Chicago anläßlich eines Gaza-Besuchs in der vorvergangenen Woche ein „starkes Zittern der Hände und Füße“ bei Arafat beobachtet. Es sei offensichtlich gewesen, wird der Kardinal zitiert, daß sein Gesprächspartner versucht habe, dieses Zittern zu unterdrücken. Arafat hatte sich im April 1992 bei einer Notlandung in der libyschen Wüste am Kopf verletzt. Zwei Monate später waren ihm bei einer Operation im König-Hussein-Hospital in Amman mehrere Blutgerinnsel aus dem Gehirn entfernt worden. Eine schwere Erkrankung Arafats könnte den Friedensprozeß im Nahen Osten dauerhaft gefährden. Außer ihm kann derzeit wohl niemand die Palästinenser vom Nutzen des Osloer Abkommens überzeugen.



VARIO-PRESS

Arafat

Österreich

Hollabrunn ist überall

Der Theologe Adolf Holl über den Wiener Kardinal Groer und die verlogene Sexualmoral des Klerus

Hat Eminenz, oder hat Eminenz nicht? Mitten in der heiligen Fastenzeit traf Wiens Erzbischof Hans Hermann Groer ein böser Verdacht – der des sexuellen Mißbrauchs minderjähriger Knaben. „Er hat mich am ganzen Körper eingeseift", gab der ehemalige Internatsschüler Josef Hartmann dem Nachrichtenmagazin *Profil* zu Protokoll, „und auch mein Glied gereinigt. Das hat er mit hochrotem Kopf getan. Und seine Erektion war ja auch deutlich erkennbar."

Abgespielt habe sich die Geschichte im erzbischöflichen Knabenseminar Hollabrunn nördlich von Wien. Hartmann, Jahrgang 1958, lebte als Zögling in dem stattlichen Bau. Ab der 5. Gymnasialklasse wurde Groer sein Religionslehrer und Beichtvater. Immer wieder habe der geistliche Herr seinen Schüler zu sich gerufen, ihn stürmisch umarmt, aufs Bett gezogen und seinen Mund geküßt („er wollte andauernd Zungenküsse"). Vier Jahre lang, bis zur Reifeprüfung, sei das so gegangen. Seine Erlebnisse getraute sich Hartmann niemandem zu erzählen.

Die Scheu verlor sich erst vor einigen Wochen, als er in einem Hirtenbrief Groers vom 22. Februar einen Bibelspruch lesen mußte, mit dem der Bischof „Lustknaben" verdammte. Nach Hartmanns Outing meldeten sich immer mehr ehemalige Hollabrunn-Zöglinge. Die einen sagten, Groer sei über jeden Verdacht erhaben. Andere waren weniger entschieden. „Dr. Groer hat mir mehrere Jahre hindurch unerwünschte Zärtlichkeiten aufgedrängt", schrieb der Wiener Philosoph Herbert Hrachovec. „Die körperlichen Intimitäten endeten in meinem Fall bei langen Umarmungen, in denen offensichtlich mehr erwartet wurde."

Ein Beichtvater vom alten Schlag würde nun fragen: Ist es zum Äußersten gekommen?

Das nun auch wieder nicht. Die Zeugen schildern Groer als umtriebigen Priester, der den Bauernbuben aus dem Weinviertel die Freude an der Musik nahebrachte, sie mit einer raffinierten Spielzeugeisenbahn begeisterte, Pfadfindergruppen gründete und eine längst vergessene Wallfahrt neu belebte – zu einem Gnadenbild im idyllisch gelegenen Maria Roggendorf bei Hollabrunn.

Dorthin verlagerte Groer während der siebziger Jahre den Schwerpunkt seines Wirkens. Er trat in den Benediktinerorden ein, betrieb den Bau eines Frauenklosters und betete viel. Offenbar hatte er Frieden gefunden.



Erzbischof Groer
Strenges Fasten, tiefes Schweigen

Als ihn der Papst 1986 in das höchste Amt der österreichischen Kirchenprovinz berief, waren sämtliche Auguren überrascht; Kardinal König, Groers Vorgänger in Wien, schien sogar düpiert. Möglicherweise hatte der Heilige Vater die Personalakte seines Wunschkandidaten nur flüchtig gelesen.

Denn im tratschfreudigen Wiener Klerus war Groers Schwäche für halbwüchsige Knaben längst kein Geheimnis mehr. Auch von einem geheimgehaltenen Dossier wurde geredet, von einer Recherche unter angeblichen Opfern des zärtlichen Katecheten. Als Groer zur Bischofsweihe schritt, begrüßte ihn ein Amtsbruder mit den Worten: „Das Kreuz wird tief in Ihr Leben hineinragen."

Prophetische Worte. Sofort nach Bekanntwerden der Anschuldigungen Hartmanns begann Kardinal Groer streng zu fasten, ansonsten hüllte er sich in Schweigen.

Bischöfliche Fürsprecher ergriffen für ihn das Wort, denunzierten den Ankläger als „sehr kranke Seele" und wiesen alle Attacken auf den Kardinal energisch zurück. Im Wiener Stephansdom fanden sich mehrere hundert Gläubige ein, zur abendlichen Andacht für den geprüften Oberhirten. Groer betete mit ihnen den schmerzhaften Rosenkranz und verabschiedete sich mit einem innigen „Maria mit dem Kinde lieb".

„Uns allen deinen Segen gib", seufzte die fromme Gemeinde. Aber dieser Segen ließ auf sich warten. Während immer neue Details aus dem Vorleben des Kardinals bekannt wurden („mir hat er durch die Hose auf den Penis gegriffen"), versammelten sich Österreichs Bischöfe am vergangenen Dienstag im Palais neben dem Stephansdom zur traditionellen Frühjahrskonferenz.

Das Treffen wurde zum Test für die Befähigung der hochwürdigsten Herren, „die schwerste Krise der katholischen Kirche in Österreich seit 1945", so Barbara Coudenhove-Kalergi, die Grande Dame des ORF, halbwegs in den Griff zu bekommen. Zunächst einmal wählten die Amtsbrüder Groer demonstrativ wiederum zu ihrem Vorsitzenden, allerdings erst nach zwei Anläufen, die keine Zweidrittelmehrheit gebracht hatten. Doch schon zwei Tage später verzichtete Groer auf die hart errungene Position, was allgemein als erster Schritt zum Rückzug aus Amt und Würden aufgefaßt wird.

Das Ende der Affäre, das sich damit abzeichnet, wird das Interesse für die

Heimlichkeiten der Priester keineswegs erschöpfen. Solange gesalbte Fingerspitzen streng angewiesen sind, nichts „Unkeusches“ zu berühren, werden sie versucht bleiben, ihre verstohlenen Spiele zu veranstalten. Die Chance, sie dabei zu beobachten, kommt selten. Was aber ist „unkeusch“?

Der „ungeregelte Genuß der geschlechtlichen Lust oder ein ungeordnetes Verlangen nach ihr“, definiert der Katechismus der katholischen Kirche aus dem Jahr 1993 unter der Nummer 2351. Geregelt ist der Lustgenuß, geordnet das Verlangen nach ihm einzig und allein innerhalb einer kirchlich geschlossenen Ehe (Nummern 2360 bis 2363). Somit verbietet sich für den Priester, der ehelos zu leben hat (Nummer 1579), jedweder Lustgenuß beziehungsweise das Verlangen nach ihm.

Kein Schlupfloch zur Abfuhr der Triebhaftigkeit außerhalb der Ehe wird offengelassen. Masturbation, Unzucht, Pornographie, Prostitution, Vergewaltigung, homosexuelle Praktiken erklärt der Katechismus sorgsam und verwirft sie, ebenso wie den sexuellen Mißbrauch von Kindern durch Erwachsene.

Eine rigidere Geschlechtsmoral als die der römisch-katholischen Kirche hat die Welt nie kennengelernt. Selbstverständlich können nur Kinder und Greise nach ihr leben, ohne sich einer mehr oder weniger neurotischen Veränderung auszusetzen.

Ebenso selbstverständlich setzen die grausamen Verbote alle jene Wunschmaschinen in Betrieb, deren Produkte durch die europäische Kultur geistern – von Tristan und Isolde bis zu den Filmen eines Luis Buñuel. Nicht im langweiligen Dreieck von Papa, Mama und Kind kreisen die Phantasien, sondern in den Gärten der Perversionen, wo glutäugige Nonnen, verdorbene Ministranten, lasterhafte Prälaten durcheinander taumeln, nie zufrieden mit der gewöhnlichen Stillung der Lust, die ihnen ewig verboten bleibt.

Im kreuzbraven katholischen Milieu der Adenauer-Zeit, wie es Heinrich Böll beschrieben hat, ging es noch recht gemütlich zu. Da fuhr der geistliche Herr mit der Frauenkongregation nach Lourdes, und die Pfarrersköchin saß auch im Bus. Was die Priester sonst noch anstellten, blieb hinter dem Beichtgeheimnis verborgen.

In den letzten Jahrzehnten freilich begann es sogar in dieser letzten Enklave bürgerlicher Sittsamkeit zu knistern. Priester suchten per Zeitungsanzeige eine Freundin, lesbische Klosterfrauen erzählten freimütig von ihren Neigungen. In Hollabrunn fanden immer weniger Zöglinge nach der Reifeprüfung den Weg ins Wiener Priesterseminar. 1992 mußte Erzbischof Groer das Knabenseminar schließen, in dem er ein Vierteljahrhundert gewirkt hatte.



Ehemaliger Internatsschüler Hartmann*: Scheu verloren

Seinen Kummer über die gewandelten Zeiten unterbreitete Groer der Himmlischen Frau, deren Verehrung eine Konstante in seinem Leben bildet.

Sie ist auch der Schlüssel zur Seele des geplagten Mannes. Daß eine exaltierte Marienfrömmigkeit etwas mit sublimierter Sexualität zu tun hat, kann man in der Volkshochschule erfahren. Der Befund ist zwar so ungenau wie alle tiefenpsychologischen Denkmodelle, aber einen Blick hinter den Vorhang der religiösen Unschuld gestattet er doch.

Ohne Mühe, so Eugen Drewermann in seinem Werk „Kleriker“, läßt sich der Zusammenhang zwischen katholischer Marienverehrung und klerikal geprägter Unterdrückung des Geschlechtstriebs nachweisen. In der priesterlichen Psyche arbeitet laut Drewermann die Sehnsucht nach der verlorenen Mutter, formt sich ein durch und durch weibliches, homosexuell geprägtes „Gestaltbild“.

Angeklagt und verurteilt wurden in den USA 400 katholische Priester

Wenn Drewermanns Diagnose stimmt, dann wirft die Affäre um Groer ein Schlaglicht auf das weite Panorama priesterlicher Begierden. Wie sie sich verwirklichen, weiß man inzwischen recht genau.

In den USA, wo die katholische Kirche in den letzten 10 Jahren Millionen Dollar Schadensersatz für die Opfer sexuellen Mißbrauchs von Kindern durch Priester zahlen mußte, schätzt man den Anteil homosexueller Geistlicher im katholischen Klerus auf 20 Prozent – eine sehr hohe Rate. Wie viele von diesen Männern sich an Minderjährigen vergehen, ist unter den Soziologen noch strittig. Angeklagt und zum Teil auch bereits verurteilt wurden in den USA bislang rund 400 katholische Priester.

Die entmutigende Bilanz wird noch trister, wenn die heimlichen Beziehungen der Priester zu Frauen in Rechnung gestellt werden. Ob es nun 10, 30 oder gar 50 Prozent der aktiven Seelsorger sind, die den Zölibat auf diese Weise umgehen – die Schätzungen schwanken –, spielt kaum noch eine Rolle. Skandalös ist das in Zahlen nicht ausdrückbare Ausmaß an Heuchelei der geistlichen Herren, die ansonsten der göttlichen Wahrheit dienen sollen.

Kein Wunder, daß sich in den letzten Jahren weltweit rund 100 000 katholische Priester aus der Falle des Zölibats befreit haben – durch Amtsverzicht. Gleichzeitig nimmt die Zahl der jährlichen Priesterweihen drastisch ab. Hollabrunn ist überall.

Dementsprechend symbolträchtig wird sich das Verschwinden Kardinal Groers aus dem Licht der Öffentlichkeit gestalten. Kein Papst kann den österreichischen Katholiken verbieten, mit dem Namen des scheidenden Kirchenfürsten allerlei Unanständigkeiten zu verknüpfen und sich dabei die Frage zu stellen, wie lange es noch dauert, bis der Vatikan die Pfarrer endlich heiraten läßt, damit ihre Unkeuschheit halbwegs berechenbar bleibt.

Auf jeden Fall wird es nie wieder so sein wie vor 40 Jahren, als Hermann Groer auf seinem Fahrrad mit Zehngangschaltung durch Hollabrunn flitzte. Groers Endspiel ist auch das des barokken Katholizismus in Österreich. ❑

* Vor dem Seminargebäude in Hollabrunn.

Italien

Böse Ahnung

Rätselraten um die weinende Marienstatue von Civitavecchia: Die Stadt träumt schon von einem neuen Lourdes.

Um die St.-Augustin-Kirche am Stadtrand von Civitavecchia wirbeln Bulldozer rötliche Staubwolken hoch. Das metallische Dröhnen der Preßlufthämmer verscheucht Vögel aus den Eukalyptusbäumen. Gewaltige Satellitenschüsseln auf den Übertragungswagen des Fernsehens, die vor der bescheidenen Vorstadtkirche aufgefahren sind, kündigen Ereignisse von Weltbedeutung an.

In St. Augustin soll demnächst die gipserne 43 Zentimeter hohe Madonnenfigur Einzug halten, der seit Anfang Februar bereits 14mal vor ein paar Dutzend Zeugen rötliche Tränen aus den Augen gerollt sind. Wie auf Kommando hatte daraufhin in Italien das große Madonnenschluchzen eingesetzt.

Im ganzen Land, von Catania in Sizilien bis Murano bei Venedig, an elf Orten insgesamt, „lakrimierten" blutartig zum Teil schon einschlägig erprobte Marienstatuen. Einige gerieten in den Verdacht der Täuschung. Keine der Statuen aber wurde so gründlich examiniert wie die Madonna von Civitavecchia, die aus dem bosnischen Wallfahrtsort Medjugorje stammt.

Wissenschaftler vom Gemelli-Krankenhaus in Rom haben die Tränenflüssigkeit untersucht und bestätigt: Was da aus den toten Augen nach außen dringt, sei wirklich menschliches Blut, wenn auch von einem Mann. Kreuz und quer ist die Madonna zudem geröntgt und computertomographiert worden. Es fand sich kein Hohlraum, keine mechanische Vorrichtung, welche das Schauspiel als Trick hätte entlarven können.

Anlaß zu Zweifeln gab es genug. Schließlich hat sich eine Firma in Florenz darauf spezialisiert, Madonnen in Umlauf zu bringen, denen die Augen per Fernbedienung übergehen. Eine Gruppe von aufklärerischen Wissenschaftlern wiederum, zusammengeschlossen im „Komitee zur Kontrolle des Paranormalen", vergnügt sich damit, Wunder im Laboratorium zu reproduzieren.

Die Wissenschaftler zeigten im Reagenzglas, wie das vermeintliche Blut des Heiligen Januarius flüssig wird, ein Vorgang, der in Neapel zweimal jährlich Tausende von Gläubigen in Ekstase versetzt; das Wunder der Madonna von Syrakus, die 1953 weinte, durchschauten sie als Trick.

Doch Skepsis wirkt nicht mehr in Civitavecchia, schon gar nicht, seitdem sich die Madonnenfigur am 15. März entschloß, ihre Tränen vor den Augen einer hohen kirchlichen Autorität, des Bischofs Girolamo Grillo, zu verschütten.

Als die Exzellenz den wundersamen Vorfall vergangene Woche im Fernsehen berichtete, gab es kein Halten mehr in der kleinen Hafenstadt nordwestlich von Rom. Seit Jahren leidet sie unter Rezession; unrühmliche Schlagzeilen bescherte ihr kürzlich eine Jugendbande, deren Mitglieder monatelang 12- bis 14jährige Schulmädchen vergewaltigt hatten.



Madonna von Civitavecchia: Großes Schluchzen

OLYMPIA

Nun soll die weinende Madonna alle Schande tilgen und der Stadt eine glänzende Zukunft als italienisches Lourdes eröffnen. Zum eifrigsten Verfechter der frommen Vision wurde ausgerechnet Pietro Tidei, der Bürgermeister von Civitavecchia, ein Linksdemokrat. „Wunder oder nicht", erklärt er, „als Erster Bürger bin ich dazu verpflichtet, die Pilger, die kommen werden, würdig zu empfangen. Außerdem gilt es, bei uns jede Chance zu nutzen. Wir haben immerhin 12 000 arbeitslose Jugendliche."

Tidei plant jedenfalls in großem Stil: Die Parkplätze, die neben der Kirche entstehen, sollen Platz für Tausende Autos bieten. Hunderte von Mobiltoiletten sind schon beim Zivilschutz angefordert, riesige Hotelschiffe sollen im Hafen ankern. Hoffnungsfroh bunkern Gastronomen Vorräte. In der Trattoria „da Amina", 50 Meter neben der Kirche, überlegt die Besitzerin, ob sie ihre Spezialität, die scharf gewürzten „Spaghetti nach Nuttenart", jetzt anständig benennen muß.

Mit städtischem Geld entstand in den vergangenen Tagen vor der St.-Augustin-Kirche eine Rampe für Rollstuhlbenutzer, die besonders zahlreich erwartet werden. In frenetischem Tempo bauen Arbeiter – viele von ihnen unentgeltlich – an einem Schrein für die Madonna, der das Heiligtum durch Panzerglas und Alarmanlage schützen soll.

Mit düsterer Miene eilt der Elektriker Fabio Gregori, 32, durch das geschäftige Treiben vor der Kirche. Er ist der Besitzer der weinenden Madonna, die ihm der Pfarrer von St. Augustin als Souvenir aus Medjugorje mitgebracht hat. „Welch ein widerwärtiges Spektakel", murmelt er über den Andrang der Frommen und Schaulustigen. Und er sieht aus, als wollte er mit seinem Kabel, das er verlegen muß, demnächst die Geschäftigen aus dem Tempel vertreiben.

Den Plan, die Statue am Karfreitag in einer großen Prozession aus Gregoris Haus in die Kirche zu überführen, durchkreuzte die Staatsanwaltschaft. Eine Bürgerorganisation erstattete Anzeige wegen Betrugsverdachts. Die Madonna bleibt weiterhin beim Bischof unter Verschluß und soll erneut von Experten überprüft werden. Bis das Ergebnis vorliegt, können Monate vergehen – und die Tränen versiegen.

Derweil rätseln die Theologen über die Bedeutung der blutigen Tropfen. Bischof Grillo bekam es mit der Angst zu tun. „Diese Tränen so kurz vor dem Jahr 2000, in einem Land, das so dicht neben dem zerfallenen Jugoslawien liegt, das kündigt Furchterregendes an", ahnt er. Papst Johannes Paul II., ein Mann, der den Marienkult liebt, interpretierte das Mysterium dagegen auf seine schlichte Art. „Die Madonna weint, weil sie getröstet werden will", soll er einem Vertrauten erklärt haben. ❑





Burundi

Zweiter Akt der Tragödie

SPIEGEL-Redakteur Hans Hielscher über den drohenden neuen Völkermord in Afrika

In der Mittagshitze ist ein Kleinlaster mit einem aus rohen Brettern gezimmerten Sarg vorgefahren. Freunde tragen den Toten aus dem Haus: Saidi Nahimana, 37, Angestellter, seit zwei Jahren ohne Arbeit. Eine Patrouille hat den Vater von fünf Kindern am Vortag erschossen, als er an der Hauptstraße im Bujumbura-Stadtteil Kamenge Bekannte treffen wollte.

Ein typischer Willkürakt des von Tutsi beherrschten Militärs gegen Hutu-Zivilisten, sagen die Nachbarn. Bei der Beerdigung könnte wieder Blut fließen. Die Armee unterhält neben dem Friedhof einen Stützpunkt. Die Trauernden beschließen deshalb, den Ermordeten außerhalb der Stadt zu begraben. Das bedeutet, daß nur wenige ihm die letzte Ehre erweisen können.

Auf dem Peugeot-Laster finden die Witwe und ein Dutzend Männer Platz. Während sie sich zu beiden Seiten des Sarges niederhocken, stellt sich ein Bruder von Saidi Nahimana aufrecht hinter das Führerhaus; weithin sichtbar hält er ein für das Grab vorbereitetes Holzkreuz.

Passanten bekreuzigen sich, als das Auto im Schrittempo durch Kamenge rollt. Die letzte Hutu-Hochburg in Burundis Hauptstadt zeigt überall Spuren des Bürgerkriegs. Rechts und links der Hauptstraße niedergebrannte Häuser – hier wohnten einmal Tutsi-Mitbürger. Weit mehr Gebäude tragen frische Einschußnarben; da hat die Armee zugeschlagen, die Kamenge seit drei Wochen abriegelt.

Die Tutsi kontrollieren die Sicherheitskräfte. Sie garantieren, daß die Minderheit (15 Prozent) gegenüber der Hutu-Mehrheit (85 Prozent) im Ernstfall die Oberhand behält, auch wenn der Staatspräsident und die Mehrheit der Regierungsmitglieder Hutu sind.

Der Peugeot mit dem Sarg stoppt, weil die Menschen plötzlich aufgeregt auseinanderlaufen: Aus der Gegenrichtung rückt eine Gruppe Soldaten an. Panik liegt in der Luft, doch die Militärs lassen die Trauergesellschaft unbehelligt passieren.

Etwa zehn Kilometer außerhalb der Stadt hält der Fahrer. Von hier führt ein Pfad hundert Meter weit in den Busch zu einem neuen, inoffiziellen Friedhof. Kreuze markieren schon zwei Dutzend Gräber. „Solche Begräbnisplätze entstehen überall im Land“, sagt ein Trauergast. Zwei kräftige Jugendliche heben das Grab aus. Niemand hält eine Rede. Als der Sarg in der Grube verschwindet, klagt die Witwe von Saidi Nahimana: „Ich habe es geahnt; hätte er sich bloß aus allem herausgehalten.“

Ist ihr Mann doch kein Zufallsopfer gewesen? War der Familienvater ein gesuchtes Ziel der Militärs, vielleicht gar Mitglied der radikalen Hutu-Miliz Intagoheka („Die nie schlafen“), die Burundis Tutsi-Elite den Krieg angesagt hat?

Es wäre nicht verwunderlich. Überall organisieren sich bedrängte Hutu, Jugendliche planen Anschläge bei Geheimtreffen in den Innenhöfen von Kamenge; das Wort führt ein Mann mit dem Kriegsnamen „Savimbi“. In den Grenzregionen zu Zaire und Tansania schmuggeln Extremisten Waffen, die Hutu-Landsleute im Ausland bezahlen.

Auf der anderen Seite üben sich Tutsi-Jugendliche auf der Farm eines Ex-Präsidenten im Gebrauch von Kalaschnikows. Tutsi-Ultras fordern öf-



AFP / DPA

Flüchtende Hutu auf dem Weg zur Grenze: 700 000 verließen das Land

fentlich „präventive Massaker“, um einem Aufstand der Mehrheit zuvorzukommen.

„Die Menschen in Burundi leben in Furcht vor der Gewalt“, sagt der Sondergesandte des Uno-Generalsekretärs, Ould Abdallah. Der Mauretanier will das drohende Unheil mit Hilfe „vorausschauender Diplomatie“ aufhalten – und erhält dafür selbst Todesdrohungen. Die Warnungen sind ernst zu nehmen. Mörder brachten in den vergangenen zwei Jahren zwei burundische Präsidenten um. Fast täglich werden neue Massaker bekannt.



Von Tutsi verletzter Hutu: Massaker gegen die Mehrheit

Von vielen Greueltaten hat die Welt nur erfahren, weil der amerikanische Botschafter Robert Krueger, 59, wie ein Staatsanwalt durchs Land gefahren ist und Alarm geschlagen hat. In einem Buschkrankenhaus im Nordosten Burundis sah er grausam zugerichtete Opfer und erfuhr, daß „Männer in Uniformen“ mindestens 150 Menschen abgeschlachtet hätten. Das Militär bezeichnete die Enthüllungen als „sensationell übertrieben“, gab aber den Tod von 20 Zivilisten zu. Seitdem gelten in Burundi Amerikaner als die am meisten gefährdeten Ausländer.

Dabei könnte Afrikas derzeit gewalttätigster Staat ein Paradies auf dem Elendskontinent sein. Burundi – 5,6 Millionen Einwohner und so groß wie Brandenburg – verfügt durchweg über fruchtbaren Boden. Auf seine grünen Hügel fällt soviel Regen, daß die Bauern dreimal im Jahr ernten können.

In der malerischen Landschaft haben Burundis Volksgruppen über weite Zeiträume friedlich nebeneinander gelebt. Die Tutsi, nilotische Viehzüchter, hatten vor 400 Jahren die Bantu-Bevölkerung der Hutu unterworfen, die Akkerbau trieb. Danach vermischten sich beide Völker; sie sprechen heute dieselbe Sprache – Kirundi.

Weil zuerst die deutsche und anschließend die belgische Kolonialverwaltung das alte Herrenvolk gefördert hatte, behaupteten die Tutsi ihre Führungsstellung auch nach der Unabhängigkeit. Erst vor zwei Jahren bahnte sich eine Wende an. Bei Burundis ersten demokratischen Wahlen gewann 1993 mit Melchior Ndadaye zum erstenmal ein Hutu die Präsidentschaft; im Parlament errang die von Hutu dominierte Frodebu-Partei 65 von 81 Sitzen.

Doch der Jubel der Mehrheit wurde in Massakern erstickt, als Tutsi-Militärs den Präsidenten drei Monate nach seinem Wahlsieg umbrachten. Der bislang ungebrochene Teufelskreis der Gewalt begann: Ihm fielen bis heute 100 000 Menschen zum Opfer, etwa zu gleichen Teilen Tutsi und Hutu.

Viel mehr verloren ihre Heimat. Etwa 700 000 Hutu flohen in Nachbarländer. „Die Regierung ist machtlos“, klagt der Parlamentsabgeordnete Corneille Budigiye. Dem Land drohe „Schlimmeres als der Völkermord in Ruanda“. Um einen weiteren Genozid zu verhindern, reisen Delegationen der EU und Friedensfrauen aus Nordirland nach Bujumbura. Die Uno veranstaltete für burundische Offiziere ein Seminar über „Militär und Menschenrechte“.

Droht in Burundi jetzt der zweite Akt der Tragödie, die vor einem Jahr in Ruanda begann? Während damals in Ruanda die Hutu-Mehrheit die Regierung und die Streitkräfte beherrschte, stellt in Burundi die Hutu-Mehrheit „machtmäßig die Minderheit“, und die „Tutsi bilden machtmäßig die Mehrheit“ (so der belgische Afrika-Experte Filip Reyntjens).

Deshalb ist ein organisiertes Massenschlachten wie in Ruanda kaum möglich: Die Armee kann nicht überall zuschlagen, schon heute müssen Tutsi weite Teile Burundis meiden, weil das Land außerhalb der Städte den Hutu gehört. Nur wenige Kilometer von Bujumbura entfernt wollten Dorfbewohner den ARD-Mitarbeiter George Kamau aus Nairobi umbringen – die Hutu hielten den Journalisten für einen Tutsi.

Das fragile Gleichgewicht kann allerdings plötzliche Gewaltausbrüche nicht verhindern. Gemäßigte auf beiden Seiten verlieren an Einfluß. So wie Ruandas Hutu ihre Brüder umbrachten, die für die Aussöhnung zwischen den Gruppen eintraten, werden in Burundi Tutsi als „Verräter“ verfolgt, die mit den Hutu zusammenarbeiten wollen.

Das wahrscheinlichste Szenario ist deshalb nicht ein kurzer Blutrausch wie in Ruanda, sondern ein langwierig eskalierender Bürgerkrieg, der freilich nicht



Beerdigung von Saidi Nahimana: Überall neue Friedhöfe



weniger Opfer fordern könnte. In Burundi droht nicht ein konzentrierter, sondern ein schleichender Genozid.

„Wir sind schließlich sechsmal so zahlreich wie die Tutsi", macht sich ein Hutu in Kamenge Mut, „sie können uns nicht alle umbringen." Zur Taktik der Gegner gehöre, die Menschen durch Schreckensgerüchte aus dem Land zu treiben. Mitarbeiter von Hilfsorganisationen beobachteten bei Tutsi-Militärs unverhohlene Enttäuschung, als Tansania und Zaire ihre Grenzen für die Flüchtlingsströme aus Burundi schlossen.

Tutsi-Extremisten möchten die Vorherrschaft ihres Volkes am liebsten durch ethnische Säuberungen erhalten. Die einst gemischte Metropole Bujumbura soll nach ihren Vorstellungen „Tutsi-Stadt" werden, von der aus sie das Land kontrollieren wollen.

Die Städte aber geraten schnell unter Druck, wenn die Verkehrswege blockiert werden. Hutu-Kämpfer können Transporte aufhalten, Bauern daran hindern, Lebensmittel zu verkaufen. Die Hutu-Widerstandsbewegung erstarkt, weil nach dem Sieg der Patriotischen Front in Ruanda 200 000 Hutu aus dem Nachbarland nach Burundi geflohen sind. Unter ihnen befinden sich erfahrene Soldaten und Milizionäre.

Die düsteren Zukunftsaussichten erschüttern Bernita Kübler von den Schönstätter Marienschwestern nicht. Die schlanke Frau lebt seit 1962 in Burundi. Sie ist Delegatin ihres Ordens in Mutumba, unweit jener Stelle, an der Henry Morton Stanley 1871 den verschollenen David Livingstone fand.

„Wir haben ein Wunder erlebt", begründet die 65jährige Ordensfrau ihre Zuversicht: Nach der Ermordung des Präsidenten Ndadaye am 21. Oktober 1993 waren aufgebrachte Hutu auf die Missionsstation zumarschiert, um alle Tutsi-Mitarbeiter und -Mädchen in der Internatsschule umzubringen. Militär traf in letzter Minute ein und vertrieb die Angreifer. Eine Einheit hält bis heute in Mutumba Wacht.

Doch entgegen allen Befürchtungen haben sich die Soldaten nie an der Hutu-Bevölkerung vergriffen. Die Schule in Mutumba hat zusätzlich 200 Hutu-Jungen aufgenommen. In den Klassenräumen sitzen die Jugendlichen nach der alphabetischen Reihenfolge ihrer Namen, um zu verhindern, daß sich Hutu zu Hutu und Tutsi zu Tutsi gesellen.

„Mit Gottes Hilfe ist es bei uns so, wie es überall sein sollte", sagt Schwester Bernita. Den Einsatz der Soldaten in Mutumba befehligt übrigens ein Tutsi-Offizier, der 1992 vorzeitig einen Lehrgang bei der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg verlassen mußte, weil ihm Teilnahme an Massakern gegen Zivilisten vorgeworfen wurde – Oberstleutnant Daniel Nengeri. ❑

Türkei

Vor dem Mauseloch

Ankaras Nato-Partner fordern den Rückzug der Invasionstruppen aus dem Nordirak. Doch die Militärs verlangen mehr Zeit.

Vor der Dorfschule, 15 Kilometer südlich der türkischen Grenze, wird der harte Krieger weich. Belustigt sieht er den kleinen Kurden zu, die auf einem seiner Panzer spielen. Auch ihre Begeisterung freut ihn: „Türkei, Türkei", jubeln die Kinder – sie wissen, was ein General aus dem fernen Ankara gern hört.

Kommandeur Hüseyin Erim, 47, zeigt sich gerührt. „Sie nennen mich Vater", sagt der Brigadegeneral, tätschelt hier eine Wange und wuschelt dort durch einen Schopf. Die Zutraulichkeit der Kleinen belohnt sein Adjutant mit Bonbons und Schokolade.

In den Klassenräumen erleben derweil auch Erwachsene die demonstrative Fürsorge der Invasoren. Ein Truppenarzt hält Sprechstunde. Selbst der greise Imam des Dorfes steht geduldig in der langen Schlange, um sich untersuchen zu lassen. Mit einem tiefen Diener bedankt sich der Würdenträger für die Behandlung.

So hilfreich und gut geben sich die türkischen Soldaten, die vorige Woche wenigen Außenstehenden den Zutritt ins Operationsgebiet im Nordirak gestatteten. Daß sie brutale Besatzer seien, wie im Ausland behauptet wird, sei „alles Propaganda der Terroristen", giftet Erim; die Rebellen der Arbeiterpartei Kurdistans (PKK) seien wahre Meister der Meinungsmache. Der General sieht sich dagegen als „Befreier".

Mit den 2500 Soldaten seiner 20. Panzerbrigade soll er 35 Dörfer vom angeblichen Joch der militanten kurdischen Separatisten erlösen. Immer wieder, versichert Erim, werde er angefleht: „Bitte schützen Sie uns."

Selbstverständlich erhebt sich bei den Einheimischen kein Widerspruch. Welcher Kurde kann es schon wagen, über niedergebrannte Häuser oder verschleppte Dörfler zu klagen, wenn sich ein mächtiger türkischer General neben ihm aufbaut? Und ohne Erims Eskorte – ein Panzer vorn, drei Geländewagen mit schwerbewaffneten Soldaten hinten – darf kein Ausländer in die umkämpfte Region am Sindi-Paß vordringen.



M. GÖLBIZ / FOCUS

Türkischer Panzer im Nordirak, kurdische Kinder
Zur Belohnung Schokolade

Etwa tausend PKK-Rebellen verstecken sich in dem rund 400 Quadratkilometer großen Gebiet, das Erim „säubern" soll. Der Auftrag des Oberbefehlshabers der türkischen Invasionstruppen, General Hasan Kundakçi, der sein Hauptquartier 30 Kilometer vor der irakischen Grenze in der Kaserne von Silopi aufgeschlagen hat, ist jedoch nicht so einfach auszuführen. Erim steht im knöcheltiefen Matsch und gesteht: „Dafür müßte ich eigentlich mehr Leute haben."

Ohne Verstärkung werde er das Gebiet „noch etwa vier Wochen" durchsuchen müssen, vielleicht sogar länger. Um Waffenlager und Verstecke in den zerklüfteten Bergen und schwer einsehbaren Tälern aufzustöbern, müßten seine Leute schließlich



Lassen Sie sich nicht länger blenden: CL-Leuchten.

Unsere CL-Leuchten können vieles. Nur blenden können sie nicht. Dafür sorgt ihr markantes Erkennungszeichen: das Kreuzraster. Es lenkt die Lichtstrahlen so gekonnt weiter, daß große Räume gleichmäßig ausgeleuchtet werden, ohne jemanden dabei zu blenden. Weder durch die Lichtquelle selbst noch durch ihren Reflektor. Dieses Prinzip – auch Darklighttechnik genannt – wird dank des Kreuzrasters bei geringen Einbautiefen möglich.

Darüber hinaus sparen kompakte Leuchtstofflampen im Vergleich mit Glühlampen bis zu 80 Prozent an Energie.

Aber auch in gestalterischer Hinsicht sind Architekten und Lichtplanern kaum Grenzen gesetzt. Denn die runde Leuchtenform erlaubt eine flexible Anordnung in der Decke.

Gruppen, Muster, geschwungene Linien und geometrische Verläufe – alles genauestens zugeschnitten auf die Bedürfnisse der Menschen in diesem Licht. Denn die lassen sich nicht gerne blenden.

„fast jeden Stein einzeln umdrehen". Allein die Sicherung vor plötzlichen Attacken von PKK-Kommandos erfordert riesigen Aufwand. Auf nahezu jedem Hügel und jedem Berg sind Späher postiert. Manche Wachposten müssen mit dem Hubschrauber versorgt werden. Trotzdem können auch in der dritten Invasionswoche noch überall Gegner lauern. Mißtrauisch blickt der Brigadekommandeur auf Bauernhütten am Wegesrand: „Alles um uns herum kann PKK sein."

Seine „Panther"-Brigade hat angeblich beachtliche Erfolge vorzuweisen. Nur knappe vier Stunden nach Beginn der Operation in der Nacht zum 20. März habe seine Vorhut bereits das Ziel Aukati, 15 Kilometer hinter der irakischen Grenze, erreicht. Schon in der zweiten Nacht sei es Erim gelungen, „eines der größten Terroristenlager" zu stürmen, das Camp von Pirbela.

Unerreichbar für Ankaras Jagdbomber, die seit Jahren Angriffe auf PKK-Stellungen im Nachbarland fliegen, hatten sich die Rebellen in den mehr als 30 Höhlen der steilen Schlucht eingenistet. 500 Kämpfern dienten die mitunter haushohen Felslöcher als Ausgangspunkt für ihre Angriffe auf türkische Polizeistationen und Kasernen.

Riesige Waffenvorräte, von Handgranaten bis zu Panzerfäusten, hätten seine Soldaten sichergestellt, berichtet Erim, darüber hinaus auch Büstenhalter und Antibabypillen gefunden, was er als unwiderlegbaren Beweis für die Verderbtheit seiner Gegner hält: Bei denen würden sogar die Frauen kämpfen.

Nicht nur weil die PKK mit dem Lager von Pirbela einen strategisch wichtigen Stützpunkt verloren hat, gilt die Aktion schon als Erfolg. Auch zwei wichtige Paßstraßen zur türkischen Grenze hat die 20. Panzerbrigade seither unter Kontrolle. „Nun müssen die Terroristen

Der große Kampf könnte schon in den nächsten Tagen beginnen

mit Eseln über die Berge", sagt der General, „das kostet Zeit und Kraft."

Von vernichtenden Verlusten des Gegners können die Soldaten nicht berichten. „10 bis 15 Terroristen" hätten sie wohl getötet, so genau weiß selbst der Kommandeur das nicht. Die PKK nehme ihre Toten „grundsätzlich mit auf die Flucht", entschuldigt Erim die ungenauen Angaben. Seine Truppe habe nur einen Verletzten zu melden.

Einen offenen Kampf mit der hochgerüsteten Armee des Nato-Partners riskieren die Separatisten wohl tatsächlich nicht, von einzelnen Scharmützeln und Überfällen abgesehen. Die Rebellen

„Platz im Klub Europa"

Außenminister Erdal Inönü über den Krieg gegen die Kurden

SPIEGEL: Herr Minister, glauben Sie wirklich, daß sich der Nationalitätenkonflikt mit den Kurden durch den Einsatz von Soldaten lösen läßt?

Inönü: Es gibt keinen ethnischen Konflikt. Die Aktion unserer Militärs richtet sich ausschließlich gegen die Terroristen der PKK.

SPIEGEL: Sie haben mehr als 35 000 Mann in Marsch gesetzt, dazu Artillerie, Panzer und Flugzeuge – das ist doch ein ausgewachsener Krieg, den Sie im Nordirak führen.


M. DARCHINGER

Außenminister Inönü
„Zeitlich begrenzte Operation"

Inönü: Jetzt übertreiben Sie. Wir haben nur so viele Soldaten geschickt, wie wir benötigen. Es ist allerdings keine leichte Aufgabe, die Region von den Schlupfwinkeln der Terroristen zu säubern. Das Gelände ist bergig und unwegsam, und deswegen handelt es sich um einen der größten Militäreinsätze nach dem Golfkrieg gegen den Irak. Das ist allerdings auch der Grund, warum die Entsendung unserer Truppenkontingente für viele Deutsche wie eine Invasion aussieht. Uns ist selbstverständlich die öffentliche Meinung in der Türkei wichtiger, und da zeigt sich, daß unsere Bevölkerung erleichtert und dankbar ist, wenn die Regierung mit Stärke und Entschlossenheit durchgreift.

SPIEGEL: Ist das Ihre diplomatische Umschreibung für die Strategie der verbrannten Erde, die der Kommandeur der Truppen, General Hasan Kundakçi, verfolgt?

Inönü: Verwechseln Sie nicht die Folgen der Operation mit dem Anlaß. Zivilisten sind nicht das Ziel unserer Offensive, sondern ausschließlich die Höhlenverstecke der PKK. Wir geben uns alle Mühe, Zivilisten zu schonen, bisher gab es unter ihnen keine Opfer. Aber wenn in der Nähe Ihres Hauses gekämpft wird, ist es natürlich besser, die Gegend zu verlassen.

SPIEGEL: Tausende Kriegsopfer sind schon auf der Flucht. Wie lange soll dieser Krieg denn noch weitergehen?

Inönü: Ich bin nicht in den Bergen dort und leite auch nicht die Operation.

SPIEGEL: Staatspräsident Demirel sagte jüngst, die türkische Präsenz im Nordirak könne bis zu einem Jahr dauern.

Inönü: Der Präsident äußerte sich ganz zu Anfang des Einsatzes. Ich versichere Ihnen, die Operation wird örtlich und zeitlich begrenzt sein, auch wenn ich heute nicht genau sagen kann, wann sie endet.

SPIEGEL: Haben Sie die Regierung des Irak von Ihren Einmarsch-Absichten informiert?

Inönü: Wir führen eine militärische Sicherheitsoperation durch. Und die kann natürlich nicht vorab angekündigt werden. Im übrigen respektieren wir die territoriale Unversehrtheit des Irak.

SPIEGEL: Es ist also purer Zufall, daß ausgerechnet jetzt auch die Truppen von Saddam Hussein gegen die Kurden vorgehen?

Inönü: Es gibt jedenfalls keine militärische Zusammenarbeit mit dem Irak.

SPIEGEL: Nato-Partner rügen die Invasion. Die Türkei isoliert sich im Bündnis.

Inönü: Unser Land braucht Stabilität, Sicherheit und ein gewisses Maß an demokratischer Übereinstimmung innerhalb seiner Grenzen. Glauben Sie, die Nato hätte einen Vorteil davon, wenn unser Land, einer der stärksten Pfeiler der Allianz, durch die Separatisten plötzlich vom Zusammenbruch bedroht wäre? Es liegt im eigenen Interesse der Nato, daß wir ein solider, verläßlicher Partner sind.

SPIEGEL: Durch die türkische Offensive ist die Ratifizierung des Vertrags über die Zollunion mit der EU gefährdet. Beunruhigt Sie nicht, daß die europäische Integration der Türkei ins Stokken geraten ist?

Inönü: Ich bin noch immer ziemlich zuversichtlich, daß wir die Zustimmung des EU-Parlaments etwas später erhalten werden. Die Bedeutung der Türkei als Brücke und Bindeglied zwischen Europa und Asien hat ja nicht abgenommen, im Gegenteil. Deswegen glaube ich, daß wir über kurz oder lang unseren richtigen Platz im Klub Europa finden werden.

SPIEGEL: Dann müssen Sie sich aber nicht nur bei Wirtschaftsfragen an die Regeln der Union halten, sondern auch Respekt vor Menschenrechten und Meinungsfreiheit zeigen.

Inönü: Diese Voraussetzungen werden wir erfüllen. Die Hauptrichtung unserer Entwicklung – hin zu einer demokratischeren Gesellschaft – stimmt doch.

SPIEGEL: Die Europäer erwarten, daß Ministerpräsidentin Tansu Çiller die angekündigten demokratischen Reformen endlich verwirklicht.

Inönü: Unsere Schwierigkeit liegt in der Umsetzung der Reformen. Wir haben viele Parteien im Parlament, und es kann noch eine Weile dauern, bis wir soweit sind. Verfassungsänderungen brauchen ihre Zeit.

SPIEGEL: Um massive Menschenrechtsverletzungen und die Verfolgung von Oppositionellen oder die Folter zu beenden, sind keine parlamentarischen Initiativen nötig. Was fehlt, ist der politische Wille.

Inönü: Wir haben doch schon einiges erreicht. Im ersten Amtsjahr der Regierung wurde ein Gesetz verabschiedet, das die Anwesenheit eines Rechtsanwalts bei Verhören vorsieht; jetzt muß diese Reform auch umgesetzt werden, das geht nicht von heute auf morgen.

SPIEGEL: Akin Birdal, der Leiter des türkischen Menschenrechtsvereins, hat festgestellt, daß im vergangenen Jahr 328 Menschen spurlos verschwanden, nachdem sie in Polizeigewahrsam genommen wurden.

Inönü: Wenn Sie terroristische Anschläge im eigenen Land haben, sind solche Ereignisse schwierig zu beurteilen. Leute, die sich mit Terroristengruppen einlassen, haben manchmal selbst ein Interesse daran, zu verschwinden, weil sie nicht gefangen werden wollen. Für die Polizei gelten diese Personen natürlich nicht als vermißt.

SPIEGEL: Wollen Sie denn auch Verschleppungen und Folter mit dem Kampf gegen den Terrorismus rechtfertigen?

Inönü: Natürlich nicht. Aber Terrorismus gedeiht im Untergrund, und der Kampf dagegen schafft ein Element von Geheimniskrämerei, das erst beseitigt werden kann, wenn auch die Terrororganisationen beseitigt sind.

SPIEGEL: Wenn Sie die Achtung vor den Menschenrechten wirklich verbessern wollten, dürften Sie nicht zwölf Millionen Kurden politische Grundrechte und kulturelle Autonomie verweigern.

Inönü: Wer sagt so etwas? Die Türken kurdischer Abstammung genießen alle demokratischen Rechte. Schauen Sie unsere Gesetze und unsere Verfassung an, es gibt keine Diskriminierung.

SPIEGEL: Auch im Alltag nicht? Warum gibt es keine kurdischen Schulen, keine Zeitungen und Literatur in kurdischer Sprache?

Inönü: Für die spezifischen kulturellen Bedürfnisse von ethnischen Gruppen gelten keine Einschränkungen, kurdische Musikkassetten und Videos kann man überall auf den Märkten kaufen. Ministerpräsidentin Çiller hat sogar eingeräumt, daß wir eine kurdische Identität anerkennen. Im Einheitsstaat Türkei ist politische Autonomie allerdings durch unsere Verfassung verboten.

SPIEGEL: Mehr Freiraum brauchen die Kurden Ihrer Ansicht nach also gar nicht?

Inönü: Wenn wir erst mal mit der PKK aufgeräumt haben, werden unsere kurdischen Mitbürger über alle kulturellen Rechte verfügen, die sie sich wünschen. Dafür brauchen wir allerdings eine demokratische Atmosphäre, die derzeit wegen des PKK-Terrors noch nicht existiert. ❑


M. GÜLBIZ / FOCUS

Brigadegeneral Erim
„Warten auf die Terroristen"

sind in die Siedlungen der Region geflüchtet, verstecken sich bei der Bevölkerung und versuchen, Zeit zu gewinnen. Genau die aber fehlt dem obersten Rebellenjäger Kundakçi.

Denn mit jedem Tag steigt der internationale Druck auf die Regierung in Ankara, ihre Truppen abzuziehen. Seit Mitte vergangener Woche drängen selbst die Freunde in Washington auf einen festen Rückzugstermin, obgleich US-Präsident Bill Clinton anfangs noch „Verständnis" für die Invasion gezeigt hatte. Vergebens hatte Ankaras Außenminister Erdal Inönü bei Blitzbesuchen in Bonn, Washington und Paris um Nachsicht gebeten (siehe Interview).

Invasionsteilnehmer wie Serkan Yilmaz und Hüseyin Önder pfeifen dagegen auf die hohe Politik. Bis Pirbela haben sie sich vorgekämpft – nun wollen sie „die Arbeit auch zu Ende bringen".

Wie die Katze vor dem Mauseloch belauert der General mit seinen Truppen die Dörfer und muß „nur noch warten, bis die Terroristen rauskommen". Erim: „Dann halten wir noch ein paar Überraschungen für sie bereit."

Ob es zum großen Kampf kommt, weiß der Feldherr nicht. Wenn er kommt, könnte er vielleicht schon in den nächsten Tagen beginnen – vorausgesetzt, der türkische Geheimdienst deutet die abgehörten Funksprüche des PKK-Führers Abdullah Öcalan richtig, der sich wohl nach Damaskus in Sicherheit gebracht hat.

Zumindest hofft General Erim, daß seine „Friedensmission" im Nordirak nicht so lange dauert wie sein Uno-Einsatz in Somalia. Am Horn von Afrika hatte er fast ein halbes Jahr die Stellung halten müssen. ❑



Y. LEMMER / SIPA

Außenminister Peres: Schwierigkeiten beim Abbau uralter Ängste und Haßgefühle

Israel

Sprung über den Abgrund

Uri Avnery über den gefährdeten Friedensprozeß im Nahen Osten

Wer verstehen will, was in Israel vorgeht, braucht nur Außenminister Schimon Peres zu beobachten. Peres war sein Leben lang ein Falke (Peres ist hebräisch für Geier; ursprünglich hieß er Persky). Er war einer der Urheber des Sinai-Feldzugs von 1956 und rühmt sich auch heute noch, Vater der israelischen „Kernwaffen-Option“ zu sein. Er hat sich immer radikal gegen die Idee eines unabhängigen palästinensischen Staates gewandt; er setzte auf die „jordanische Option“.

Darum sah es beinahe wie ein Wunder aus, als Peres im Frühjahr 1993 plötzlich zum Paten des Oslo-Abkommens wurde. Über Nacht hatte sich der Anti-Palästina-Saulus zum Pro-Palästina-Paulus gewandelt, mit einer Begeisterung, die direkt jugendlich anmutete. Jede seiner Reden – und er redete jeden Tag – klang wie eine Hymne auf die Verbrüderung der zwei Völker, auf einen „neuen Nahen Osten“.

Während Ministerpräsident Jizchak Rabin durch seine negative Körpersprache auffiel, mit der er jeden Schritt in Richtung Frieden machte – man könnte von einer bösen Miene zum guten Spiel reden –, strahlte Peres eine Begeisterung aus, die Karikaturisten beflügelte. So etwas war vorher in Israel nur einmal passiert: 1977, als Eser Weizman beim Sadat-Besuch in Jerusalem sich von einem extremen Falken zu einer lilienweißen Taube wandelte. Alle drei – Peres, Rabin, Weizman – sind Altersgenossen und haben einen Großteil ihres Lebens in der Armee oder im Verteidigungsministerium verbracht.

In den letzten Wochen rückte Staatspräsident Weizman wieder ganz nach rechts. Jetzt hätscheln ihn die Siedler und die Likud-Partei. Er hat vorgeschlagen, die Verhandlungen mit den Palästinensern abzubrechen und eine Regierung der Nationalen Einheit zu bilden – also eine Regierung, in welcher der Likud ein Veto gegen den Frieden einlegen könnte.

Ein Rechtsruck

in Israel bedroht, nach einer Reihe arabischer Terroranschläge, den Aussöhnungskurs des sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Rabin und damit den Friedensprozeß in Nahost. Enttäuschte Hoffnungen und nicht eingehaltene Zusagen haben viele Palästinenser verbittert, schreibt Uri Avnery, 71. Der Veteran der israelischen Friedensbewegung hofft gleichwohl: „Trotz der Rückschläge kann die Entwicklung alle Beteiligten zwingen, vorwärts zu stolpern.“

Rabin behandelt die Palästinenser weiterhin wie Häftlinge, die auf Bewährung entlassen sind. Die Stimmung der Versöhnung, die im Abkommen von Oslo vorgesehen ist, hat ihn nicht berührt.

Aber den größten Umschwung hat Peres vollzogen. Ist der Peres des SPIEGEL-Gesprächs (10/1995) derselbe Politiker, dem in Oslo der Friedensnobelpreis verliehen worden ist?

Wieder einmal träumt Peres von der jordanischen Option, diesmal als „jordanisch-palästinensische Konföderation“ getarnt und als Alternative zum Palästina-Staat gedacht. Zu Jerusalem verweigert er jeden Kompromiß, denn: „Politisch wird es keine Teilung mehr geben.“ Und, beinahe unglaublich: „Arafat besteht darauf, daß vor den Wahlen alle israelischen Truppen aus den palästinensischen Bevölkerungszentren abgezogen werden.“ Arafat besteht darauf?

Das Osloer Abkommen sieht es wörtlich so vor, der Abzug hätte schon im Juli 1994 stattfinden sollen. Laut Peres



Zerbombter israelischer Bus*: Drang nach Versöhnung ausgelöscht



Palästinenser am Grenzübergang Gaza: Fast 100 000 Pendler sind arbeitslos

kommt das aber gar nicht in Frage, denn: „Was dabei herauskommt, haben wir gesehen. Nach dem Attentat von Bet Lid haben die Menschen in Gaza auf der Straße getanzt." Seltsamerweise hat derlei kein Mensch außer Peres gesehen.

Etwas ist mit Peres passiert. Etwas ist überhaupt in Israel passiert.

Man kann es ganz einfach erklären: In Israel ist alles nach rechts gerückt. Umfragen besagen, daß bei den nächsten Wahlen (in denen zum erstenmal der Ministerpräsident direkt gewählt werden soll) wieder der Likud an die Macht kommen wird. Börsenkrach und Korruptionsaffären im Gewerkschaftsbund Histadrut haben die Regierung Popularität gekostet. Aber hauptsächlich ist es die Enttäuschung über den Friedensprozeß, der die israelische Öffentlichkeit Rabin-Peres-müde macht.

Wer ist daran schuld? Die anderen, natürlich. Die Terroranschläge islamischer Fundamentalisten haben an allem schuld. Peres sagt es auch im SPIEGEL-Gespräch: „Arafat muß beim Kampf gegen den Terror mehr Charakter zeigen . . . Wenn er zu schwach dafür ist oder wenn ihm der Wille dazu fehlt, warum sollten wir dann überhaupt mit ihm verhandeln?"

Ein Palästinenser würde vielleicht behaupten, daß der Charakter von Peres selbst auf der Waagschale liegt. Jedenfalls ist laut palästinensischer Version der fundamentalistische Terror in diesem Ausmaß erst möglich geworden, weil die Euphorie des Friedens schon lange verflogen ist. Tausende von Häftlingen, von den Palästinensern als Nationalhelden gefeiert, befinden sich immer noch in israelischen Gefängnissen, darunter Frauen und Kinder.

Alle jüdischen Siedlungen auf palästinensischem Boden bestehen weiter, auch die kleinsten und provozierendsten, die Peres selbst als „Dorn im Fleisch" bezeichnet hat. Weder die palästinensischen Wahlen noch der israelische Rückzug aus dem Westjordanland haben vertragsgemäß stattgefunden. Dutzende anderer Artikel der Abkommen von Oslo und Kairo sind überhaupt nicht oder nur teilweise erfüllt worden.

Seit Monaten besteht eine Sperre, die alle palästinensischen Gebiete von Israel und auch vom arabischen Teil Jerusalems abschneidet. Der Großteil der Arbeiter, die früher nach Israel pendelten, beinahe 100 000, sind arbeitslos, und ihre Angehörigen, beinahe eine Million (von über zwei Millionen Einwohnern des Gazastreifens und des Westjordanlands), sind brotlos.

An ihrer Stelle importiert Israel 80 000 Thailänder, Filipinos und Rumänen als Gastarbeiter. In den palästinensischen Gebieten gibt es aber, nach 27jähriger wirtschaftlicher Verwüstung durch die Besatzung, so gut wie keine Arbeit. Und die kümmerliche Unterstützung, die ausländische Institutionen versprochen haben, ist zum großen Teil noch nicht angekommen. Als Ausrede wirft man den Palästinensern vor, daß ihre – ganz neue – Verwaltung nicht gut genug funktioniere. Sicher funktioniert sie nicht so gut, wie man es von Preußen erwartet hätte.

Vielleicht liegt der Hauptfehler schon im Abkommen von Oslo. In der Präambel ist von der „historischen Aussöhnung" zwischen den beiden Völkern die Rede – aber das Ziel, zu dem der „Friedensprozeß" führen soll, wird konkret nicht benannt. Das wurde ganz bewußt ausgeklammert, um Meinungsverschiedenheiten vorläufig zu umgehen. Man dachte, daß ein „Zwischenstadium" so viel gegenseitiges Vertrauen erzeugen würde, daß danach die Lösung der Hauptfragen leichter falle.

Das hätte vielleicht geklappt, wenn der Friedensprozeß wie vorgesehen schnell vorangekommen wäre: Übergabe von Gaza und Jericho, Rückzug aus den bevölkerten Gebieten des Westjordanlands, palästinensische Wahlen, Entstehen des palästinensischen Staates-im-Werden. Weil Rabin dazu nicht bereit war, kam alles ins Stocken, die Dynamik erlahmte, und die Probleme wuchsen.

Da wir es mit Militärs zu tun haben, ist wohl ein militärisches Beispiel angebracht. Einem Feldherrn gelingt es, die Front des Gegners zu durchbrechen: Das wäre der Augenblick, um den Gegner zu umzingeln und zur Kapitulation zu zwingen. Nur ein unfähiger General hält inne, läßt seinen Sieg feiern, hält Siegesreden, nimmt Siegespreise an – während der Gegner Kräfte sammelt und eine neue Front hinter der durchbrochenen bildet.

In Oslo ist ein großer Sieg errungen worden. Ein über hundert Jahre alter Konflikt mußte weichen. Statt aber mit großem Elan die Gelegenheit zu nutzen, den Frieden dynamisch voranzutreiben, blieb Israels Regierung stehen. Gaza, das sie sowieso loswerden wollte, wurde übergeben; doch alles andere stockte.

* Am 19. Oktober 1994 in Tel Aviv.

Wenn man aber in einer solchen Situation zaudert, geht es rückwärts. Wie Lloyd George gesagt hat, kann man einen Abgrund nicht mit zwei Sprüngen überqueren.

Auch im besten Fall wäre es schwer gewesen, die uralten Ängste, Vorurteile und Haßgefühle abzubauen, in die schon eine vierte Generation hineingeboren ist. Aber in der ersten Begeisterung hätte man auf beiden Seiten einen neuen Geisteszustand erzeugen können. Massenhafte Befreiung der Häftlinge, Abzug der ersten Siedler, massive Wirtschaftshilfe – das war alles möglich, und es wäre auch den Israelis in dieser Situation ganz natürlich erschienen. Der radikale Flügel der israelischen Friedensbewegung und die PLO schlugen derlei mit großer Dringlichkeit vor.

Da Rabin jedoch stehenblieb, bekamen alle alten Gefühle wieder die Möglichkeit, sich zu erholen und neu zu formera. Dieses Verhalten hat gute Gründe: Die Amerikaner können nicht dulden, daß das hoch gefeierte Abkommen scheitert, welches auf dem Rasen des Weißen Hauses unterschrieben worden ist. Eine solche Blamage kann sich der geschwächte Präsident Clinton nicht mehr leisten.

Für Arafat ist die Lage noch vertrackter. In dem Augenblick, in dem er erklären würde, daß Oslo am Ende ist, müßte er eine Alternative vorschlagen – und das könnte nur eine Konfrontation sein, die er nicht will. Für Israels Regierung gilt das gleiche; das ist der Grund für den vorgetäuschten Optimismus, der eine Spezialität von Peres ist.

Was würde passieren, wenn der Friedensprozeß offiziell zusammenbräche? Es gibt keinen Weg zurück zur alten Intifada, die überwiegend ohne Waffen geführt wurde. Arafat könnte den Gazastreifen zu einem Palästinenserstaat er-



Nobelpreisträger Arafat, Peres, Rabin in Oslo (1994): Gelegenheit verpaßt

mieren. Die Mordanschläge einiger islamischer Fundamentalisten und eines fanatischen Juden genügten, um den Drang nach Versöhnung auszulöschen.

Wie jeder Arzt weiß, ist ein Rückfall oft gefährlicher als der erste Krankheitsschub. Das trifft auch auf diesen Konflikt zu: Je mehr sich die alten Vorurteile und Ängste wieder erhärten, um so schwerer lassen sie sich überwinden.

Heute sieht die Lage schlimmer aus als je zuvor seit Oslo. Die Rabin-Regierung wankt, viele ihrer Anhänger benehmen sich, als ob ihre Niederlage bei den nächsten Wahlen schon entschieden sei. Auf der palästinensischen Seite wird Jassir Arafat scharf kritisiert, nicht nur wegen seines autokratischen Führungsstils, sondern hauptsächlich, weil viele heute das Oslo-Abkommen als eine israelische Falle ansehen.

Trotzdem kann keiner es sich leisten, aus dem Prozeß einfach auszusteigen. Ganz im Gegenteil, nach jedem Arafat-Peres- oder Arafat-Rabin-Treffen gebärden sich alle hoffnungsvoll, reden von „Fortschritt“ und lächeln in die Kamera. klären. Zwischen diesem Staat und Israel könnte eine Art Kleinkrieg ausbrechen, der die israelische Regierung womöglich zwingen würde, den Streifen gegen ihren Willen zurückzuerobern. Das wäre die Stunde der Fundamentalisten und ihres mörderischen Kampfes.

Keiner kann in diesen Abgrund schauen, ohne zu schaudern – und deshalb möchte keiner, daß es so weit kommt. Das ist vielleicht der einzige Grund für wirklichen Optimismus: Trotz der Rückschläge kann die Entwicklung alle Beteiligten zwingen, vorwärts zu stolpern.

Jetzt stellt sich die große Frage: Hat Rabin noch den Mut und die Kraft, in den nächsten Monaten einen entscheidenden Schritt gegenüber den Palästinensern und auch den Syrern zu wagen und damit in den Wahlkampf zu ziehen – oder wird er nichts tun und die Wahlen verlieren? Kann der Rückfall überwunden und der Weg zur Genesung beschritten werden? Nur Rabin kann das wissen – und weiß es selbst vielleicht doch nicht. ❑

Allein in Konstanz haben 1.600 Mitarbeiter die Umwelt täglich im Blick.



Polen

Grüße aus Odessa

Aus allen GUS-Staaten strömen Trödler ins Warschauer Stadion. Auf Europas buntestem Freiluftmarkt mischt auch die Mafia mit.

Hinter der Grenze zu Polen sinken die vier Händlerinnen aus dem ukrainischen Badeort Sewastopol am Schwarzen Meer erschöpft in ihren engen Sitzen zusammen. Über zweieinhalb Tage sind sie jetzt schon unterwegs – nun endlich ist ein Ende der Reise abzusehen: Bis nach Warschau, ihrem Zielort, sind es noch sechs Stunden Busfahrt durch die Nacht.

Als der Wagen um drei Uhr morgens erneut anhält, schlafen die Frauen tief. Auch Passagiere, die noch wach sind, kümmern sich nicht um die Fahrtunterbrechung. Schon mehrmals mußte der Fahrer des rot-weißen Ikarus einen defekten Dieselschlauch abdichten.

Doch diesmal zwingt keine Panne den Linienbus von Lwiw, dem einstigen Lemberg, zum unplanmäßigen Halt in einem Wald bei Labunie. Ein Auto mit kreisendem Blaulicht hat sich auf der Landstraße Nummer 17 quergestellt, der Busfahrer öffnet drei jungen Männern bereitwillig die Tür.

Doch die Zugestiegenen sind nicht etwa Polizisten auf der Jagd nach Verbrechern – sie sind selber Gangster. „Guten Morgen, schöne Grüße von der Mafia aus Odessa“, stellen die drei sich auf russisch vor, während der Busfahrer schon wieder die Türen geschlossen hat und weiterfährt.



Schwarzmarkt im Stadion: Feilschen um Lippenstifte

Ein Kurzgeschorener mit Lederjacke und Kampfstiefeln fuchtelt mit der Pistole und brüllt: „Wir wollen 25 Dollar von jedem für die Benutzung der polnischen Straßen.“ Drohend fügt er hinzu: „Ein bißchen plötzlich, sonst werden sich andere Herren mit euch befassen.“

Seine beiden Kumpel klettern im Gang über vollgepackte Taschen nach hinten, schalten die Leseleuchten über den Sitzen aus und ziehen die schwarzen Rollos vor der Heckscheibe herunter. Nur schemenhaft sind ihre Gesichter im Gegenlicht der Taschenlampen zu erkennen. Der hochgewachsene Anführer droht mit seiner Pistole, die anderen kassieren routiniert wie Schaffner das Geld ein: „Schneller, schneller.“

In einer der hinteren Reihe wehrt sich ein Mädchen gegen den Überfall: „Du tickst wohl nicht richtig, ich habe nicht soviel Geld“, faucht sie einen der Räuber an. Doch dessen Aufforderung, mit ihm „allein in den Wald zu gehen“, läßt ihren Widerstand zusammenbrechen.

Ein anderer Fahrgast weigert sich ebenfalls zu zahlen. Ihm verpaßt der Gangster einige Ohrfeigen und richtet die Waffe auf seine Schläfe. Lediglich die polnischen Fahrgäste sind vom Inkasso befreit. Die vier Frauen vom Schwarzen Meer müssen 100 Dollar zahlen.

Kaum sind die Gangster vor der Stadt Zamosc in der Dunkelheit verschwunden, beschwert sich Natascha Skrjabin aus Sewastopol beim Fahrer: „Warum haben Sie überhaupt angehalten?“

FOTOS: K. WOJCIK / FORUM

Händlerinnen aus Sewastopol
Plastiktüten voller Bonbons und Blusen

Der murmelt etwas von der Verantwortung, die er für alle trage. „Ein Pole hätte jedenfalls nicht gestoppt“, entgegnet die Ukrainerin trotzig. Doch auch diese Beleidigung kann der Busfahrer parieren: „Einen polnischen Bus hätten die auch nicht überfallen.“

Wohl wahr. Solange Banden aus der ehemaligen Sowjetunion polnische Fahrgäste in Ruhe lassen, sieht die polnische Polizei offenbar keinen Grund, gegen die allnächtlichen Überfälle vorzugehen. Auch von den Opfern kommt niemand auf die Idee, der Polizei die Raubzüge zu melden. Das würde außerdem viel zuviel Zeit kosten.

Ein ausrangierter Reisebus dient als rollende Peep-Show

Seit der Öffnung der polnischen Ostgrenze strömen täglich Hunderte von Bussen aus Rußland und Belorußland, aus den baltischen Staaten und der Ukraine ins Land. Die meisten Passagiere wollen auf polnischen Märkten ihre billigen Waren verkaufen: Plastikspielzeug und Trödel, Handwerksgeräte oder Fotoapparate. Den Zloty-Erlös tauschen sie in Dollar um und erwirtschaften auf diese Weise manchmal sogar mehr, als sie in einem Monat in der Heimat verdienen können.

Dafür ist kein Weg zu weit: Um überhaupt den Bus nach Warschau zu erreichen, hatten Natascha, ihre Schwester Walja und zwei Freundinnen bereits 33 Stunden Bahnfahrt überstehen müssen. Im Zug von Sewastopol nach Lwiw waren das Klo verstopft, der Schaffner be-



Linienbus Lwiw–Warschau, Handelsware: Marktbesuch an arbeitsfreien Tagen

trunken, die Luft stickig und die Sitzbänke offenbar seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion nicht mehr gereinigt worden.

Schon auf dem Busbahnhof von Lwiw, wo die vier Frauen für 25 Mark Fahrscheine kauften, rückten sie aus Angst eng zusammen: Vor Kassen und Wechselstuben lungerten finstere Gestalten herum. Mit tief ins Gesicht gezogenem Hut bot etwa ein Gauner einen 100-Dollar-Schein für ein paar Mark an und pries seine Blüte dreist als „garantiert echt“.

Den Bus nach Warschau teilten sich die Trödelhändler mit jungen Näherinnen aus der Umgebung von Lwiw, die als Schwarzarbeiterinnen in Polen ihren Lebensunterhalt verdienen wollen. „Es soll sechs Dollar am Tag geben, ohne Kost und Logis“, berichtet die blonde Swetlana. Für diese Summe muß sie in der Ukraine mindestens vier Wochen arbeiten.

Kurz vor 23 Uhr hat der Bus die Grenze erreicht und passiert eine endlos lange Autoschlange – im Gegensatz zu Privatautos und Charterbussen braucht der Linienverkehr nicht zu warten.

In einer Baracke müssen die Passagiere ihr Gepäck vorzeigen. Den ukrainischen Zöllner, der sie mit einer winzigen Bewegung des Kugelschreibers einzeln zu sich ruft, interessieren vor allem Devisen; 500 Dollar pro Person können ohne Anmeldung ausgeführt werden. Einige Fahrgäste werden in einem Nebenraum gefilzt.

Der polnische Grenzbeamte fahndet dagegen nicht nach Valuta, sondern nach billigem Wodka. Hat er bei den Passagieren mehr als die eine erlaubte Flasche pro Person entdeckt, stellt er sie müde lächelnd zur Seite und läßt die Sünder großmütig wieder in den Bus steigen.

Ziel der Fahrt ist das „Stadion zum 10. Jahrestag“ (des Warschauer Aufstands 1944). Auf dem riesigen Sportfeld im Stadtteil Praga mußten die Polen einst der Parteiführung huldigen. Wo sich 1968 der Dissident Ryszard Siwiec aus Protest gegen den Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in die Tschechoslowakei verbrannte, hat sich inzwischen einer der größten Freiluftmärkte Europas etabliert.



Händler aus ehemaligen Sowjetrepubliken preisen hier ihre Waren an. Rund um die Verkaufsstände sind Reisebüros und Imbißbuden entstanden; ein ausrangierter Reisebus dient als rollendes Peep-Show-Theater.

In der Nähe des Stadions bieten heruntergekommene Hotels ihre Betten für sieben Mark pro Nacht an. Sogar eine Zeitung, der *Jahrmarkt Europas*, erscheint in russischer Sprache mit Tips für die Händler. Rund 100 000 Polen verschafft der riesige Markt regelmäßige Jobs.

Verkäufer aus den GUS-Staaten nehmen die niedrigen Ränge der Markthierarchie ein und müssen ihre Waren auf dem zugigen oberen Gang des Stadions feilbieten; die Polen errichten ihre überdachten Stände weiter unten an windgeschützten Stellen. In jüngster Zeit zeigen sich allerdings in den oberen Reihen immer größere Lücken. Weil in vielen Staaten der früheren UdSSR die Preise stark angezogen haben, lohnt sich der Verkauf der begehrtesten Produkte kaum noch.

Statt dessen investieren die Handelstouristen lieber ihre Dollar-Ersparnisse, um billige Waren aufzukaufen und sie später auf den Märkten in ihrer Heimat zu vertreiben. Sie feilschen in Warschau um chinesische Seidenkostüme, polnische Lippenstifte oder thailändische Hemden. „95 Prozent meiner Kunden kommen aus den GUS-Staaten“, sagt eine Standbesitzerin, die gerade 20 Deodorants an eine Kundin aus dem 1200 Kilometer entfernten russischen Woronesch verkauft hat.

Natascha und Walja, die Schwestern aus Sewastopol, haben sich auf den Einkauf von Süßigkeiten spezialisiert, ihre beiden Freundinnen wollen Textilien erwerben. Für die Einkaufsfahrt nach Polen nutzen sie ihre freien Tage. Zu Hause arbeitet Natascha als Sekretärin in einem Forschungsinstitut, Walja leitet die Nachtschicht beim Betriebsschutz eines großen Werks.

Daß sie auf dem Stadion-Markt von Warschau nach Schnäppchen jagen, sei ihnen eigentlich peinlich, beteuern alle vier. „Früher schämte ich mich vor den Nachbarn“, sagt die rundliche Tatjana, die daheim in der Sparkasse die Renten auszahlt. „Aber wir verdienen so wenig, uns bleibt gar nichts anderes übrig.“

Auch auf dem Markt fühlen sich die Frauen aus Sewastopol nicht sicher. Schnell tauchen sie im Menschengewühl unter, um nicht erneut Schutzgeld-Erpressern in die Hände zu fallen. Denn die kassieren inzwischen nicht nur auf den Zufahrtswegen ab, sondern machen auch das Stadion unsicher.

Schon am nächsten Tag sitzen die vier Freundinnen mit riesigen Plastiktaschen voller Bonbons, Blusen und BHs wieder im Linienbus Richtung Lwiw. Diesmal werden sie in Ruhe gelassen. Kein Mafioso interessiert sich für ihre Waren. ❑

HITLERS HÖLLENFAHRT

Das Ende im Bunker und die lange Reise des Leichnams / Teil II



CHALDEJ / VOLLER ERNST

Sowjetfahne auf dem Reichstag am 2. Mai 1945: „Zusammen mit den Deutschen wären wir unbesiegbar gewesen"

In der Nacht vom 27. auf den 28. April 1945 breitet sich im Bunker das Verlangen nach einem Massenselbstmord aus. Vorher möchte der Chef, dessentwegen jeden Tag noch Tausende ihr Leben lassen müssen, einen Mord an einem seiner Paladine begehen.

Vielleicht weiß er auch, was seine Sekretärin Christa Schroeder über seine Freundin Eva Braun und den SS-Gruppenführer Hermann Fegelein weiß: Dem ist „ihr Herz zugetan". Zu ihrer Freundin Marion Schönmann hat Eva im Jahr zuvor gesagt: „Wenn ich Fegelein zehn Jahre früher kennengelernt hätte, würde ich den Chef gebeten haben, mich freizugeben."

Sie hat ihn dann mit ihrer Schwester Gretl verheiratet – Hitler war Hochzeitsgast – und zu Frau Schroeder gesagt: „Jetzt bin ich wer, jetzt bin ich die Schwägerin von Fegelein!"

Hitler läßt den möglichen Schwippschwager vom Personenschützer Peter Högl im umkämpften Charlottenburg aufspüren, in der bereits vom Feind eroberten Bleibtreustraße 4.

Fegelein, in Zivil, hat einen Koffer mit 105 725 Reichsmark und Schweizer Franken bei sich, dazu Unterlagen über die Gespräche, die sein Chef Heinrich Himmler seit einem Jahr mit dem Feind im Westen angebahnt hat. Im Mai 1944 suchte der höchste Henker Kontakt ausgerechnet zum „Weltjudentum", er bot als Tauschobjekt die 750 000 Juden Ungarns – über die Hälfte von ihnen kam nach Auschwitz. Seit Wochen verhandelt er nun mit dem Vizepräsidenten des Schwedischen Roten Kreuzes, Folke Graf Bernadotte.

Davon erfährt Hitler erst am nächsten Tag, dem 28. April, aus einer Meldung des Stockholmer Rundfunks. Die Bunkerbewohner schreien auf, allesamt weinen sie und jammern. Dann wird auch noch bekannt, daß der von Hitler geschätzte SS-General Karl Wolff – Fegeleins Vorgänger als Himmlers Verbindungsmann zu Hitler – an der Italienfront mit den Amerikanern einen Waffenstillstand ausgehandelt hat.

Dazu noch die Befehlsverweigerung des SS-Generals Felix Steiner: Hitler fühlt sich nun auch von seinen SS-Janitscharen verraten. Sein Sekretär Martin Bormann und der Generalstabschef Hans Krebs unterrichten General Walter Wenck, Himmler wolle die Deut-

schen bedingungslos den „Plutokraten" ausliefern.

Für den Abfall Himmlers und der SS soll Verbindungsmann Fegelein büßen, zumal Hitler ihn nun auch noch für jenen Informanten hält, der den britischen Soldatensender Calais stets mit frischen Anekdoten aus dem Hauptquartier versorgt hat. Er befiehlt dem Gestapo-Chef Heinrich Müller, im Keller unter der zerstörten Dreifaltigkeitskirche (dort konfirmierte der Theologe Friedrich Schleiermacher 1831 Otto von Bismarck) den betrunkenen Fegelein zu verhören, und zwar „scharf".

Mit rotgeweinten Augen bittet Eva Braun um Gnade für den Vater des Kindes, das ihre Schwester bald gebären wird, vergebens: Hitler läßt Fegelein im Ehrenhof der Reichskanzlei erschießen, Freund Mussolini hat ja auch seinen Schwiegersohn Graf Ciano hinrichten lassen.

Jetzt ist der im Bunker eingeschlossene Hitler von der Furcht verfolgt, seine SS trachte ihm nach dem Leben. Luftwaffenadjutant von Below will im Bunker erfahren haben, Himmler habe „eine Verschwörung angezettelt, um Hitlers Leiche den Westmächten auszuliefern". Himmler hatte im Februar von Goebbels gehört, daß Hitler „augenblicklich lieber die Russen als die Westmächte hereinlassen will" – im Juni 1944 hatte ein SS-Obersturmbannführer in Stockholm auch Kontakt zur Sowjetbotschaft gesucht, einen Sonderfrieden mit der UdSSR angeboten und behauptet, seine Auftraggeber seien bereit, „den Führer von der politischen Bühne verschwinden zu lassen". Himmler erzählt nun Bernadotte, Hitler sei vom Schlag getroffen und bald tot.

Wieso ist der Pilot Baur noch da? Hitler erwägt, ob der ihn womöglich in betäubtem Zustand entführen soll. Leibwächter Rattenhuber hat irgendwoher einen Tip bekommen, in den Bunker sei ein Attentäter eingedrungen.



Feldherr Hitler 1945*: „Es gibt keine jüdische Rasse"

Mit einem Stadtplan schleicht der Mann, der sich als „größter Feldherr aller Zeiten" (Gröfaz) feiern ließ, durch die Kellerflure und entwirft lauter neue Strategien für die Armee Wenck, die Berlin noch entsetzen soll. Die Nachrichtenverbindungen des Bunkers in die Außenwelt sind abgerissen. Ordonnanzen rufen über das weiter funktionierende öffentliche Telefonnetz Bekannte in umliegenden Stadtbezirken an, um die Lage zu erkunden: „Sagen Sie, gnädige Frau, sind die Russen schon bei Ihnen?"

In den Kammern des überhitzten Bunkers wabert der Gestank von Soldatenschweiß, Chlor und verstopften Abflußrohren. Die Belüftungsanlage saugt Trümmerstaub in den Bunker, den Geruch von Brand und Verwesung. Am späten Abend hat Goebbels den Volkssturmmann Walter Wagner aufgetan, der in Pankow Müllabfuhr und Schulen verwaltet und als Standesbeamter fungieren kann: Hitler will Eva Braun heiraten, mit Goebbels und Bormann als Trauzeugen.

Hat er im Angesicht des Todes zu kleinbürgerlicher Tugend zurückgefunden, will er die durch den Fegelein-Mord verstörte Eva besänftigen, erwägt er gar immer noch den Ruhestand mit „Fräulein Braun" und Blondi – ein Akt der Abdankung? „Viele Frauen hängen an mir, weil ich unverheiratet bin", hatte er einmal gesagt. „Es ist so wie bei einem Filmschauspieler . . ." Das ist nun nicht mehr nötig, um Mitternacht des 28. April.

Wagner fragt vorschriftsgemäß das Brautpaar auch, ob es arischer Abstammung und frei von Erbkrankheiten sei. Ja, ja.

Frau Junge, die Sekretärin, gratuliert dem „gnädigen Fräulein", und Eva antwortet: „Sie können mich jetzt ruhig Frau Hitler nennen." Es gibt Sekt und belegte Brote.

Hitler diktiert Frau Junge sein politisches und sein persönliches Testament. Darin schreibt er die Schuld an sei-



FOTOS: SÜDD. VERLAG

SS-Führer Fegelein, Eva Braun 1944: „Ihm ist ihr Herz zugetan"

* Mit Generaloberst Ritter von Greim (l.) und General Busse (r.).



Zerstörte Alte Reichskanzlei im Juli 1945: In der Sahara verstecken

nem Krieg England zu, vor allem aber den Juden. Er sterbe, um der „Schande des Absetzens oder der Kapitulation zu entgehen", und bekennt als Lebenswerk, daß er wenigstens die Juden habe „büßen" lassen, durch „humanere Mittel" als Soldaten- und Bombentod.

Er stößt Göring und Himmler aus der NSDAP aus, von deren Fortbestehen er demnach ausgeht, verpflichtet seine Nachfolger zu Rassereinheit und Unbarmherzigkeit gegenüber den Juden – obwohl er im Februar eingestanden hatte, daß seine ganze Ideologie auf einem Irrtum beruhte: „Im eigentlichen Sinn des Wortes und vom genetischen Standpunkt aus", räumte er ein, „gibt es keine jüdische Rasse."

Das Ende seines Regimes will er noch immer nicht wahrhaben. Er ernennt eine neue Regierung mit Großadmiral Karl Dönitz als Reichspräsidenten und Goebbels als Kanzler, selbst die Portefeuilles für Landwirtschaft und Arbeit besetzt er; Bormann soll „Parteiminister", Himmler-Nachfolger als SS- und Polizeichef soll der brutale Breslauer Gauleiter Karl Hanke werden, der früher einmal, als er noch Goebbels' Staatssekretär war, Magda Goebbels über die Affäre ihres Mannes mit dem Filmstar Lida Baarova hinweggetröstet hat.

Die sowjetische Artillerie schießt kaum noch auf die Reichskanzlei, die Rote Armee will lieber den Reichstag erobern. Aus der Mannschaftskantine schallt Jazzmusik, das Geschrei tanzender Betrunkener.

Am Morgen des 29. April kommt endlich ein Lagebericht: Sowjetische Panzer stünden bereits am Potsdamer Platz, 450 Meter vor Hitlers Zitadelle. Im Grunewald wird gekämpft, am Anhalter Bahnhof ebenfalls, mehrere hundert Hitlerjungen des HJ-Chefs Artur Axmann, 16 und 17 Jahre alt, verteidigen die Havelbrücken in Pichelsdorf und Reichsarbeitsdienstleute das Olympiastadion, um einen Fluchtweg offenzuhalten – auch für Hitler.

Der Panzerbär, die letzte Tageszeitung, streut Aussichten auf eine Wende: „Unsere Truppen haben an der Elbe den Amerikanern den Rücken gekehrt, um von außen her im Angriff die Verteidiger von Berlin zu entlasten." Auf der Lagebesprechung um 22 Uhr rät der Kommandeur der Kellerbesatzung, Wilhelm Mohnke, zum Ausbruch.



Panzerfaust-Schulung
„500 000 deutsche Tote in Berlin"

An seine Mitarbeiter verteilt der Führer und Reichskanzler Giftampullen mit Zyansäure; da er die Kapseln von Himmler bekam, der sie im KZ Sachsenhausen hat herstellen lassen, mißtraut Hitler der Wirkung und läßt sie an dem Schäferhund Blondi erproben. Sie wirken.

Kein Ruhestand mehr. „Wenn kein Wunder geschieht, sind wir verloren", sagt Hitler jetzt. „Meine Frau und ich werden sterben." Er gibt Order, alle seine persönlichen Sachen zu vernichten: „Trophäen für irgendein Museum darf

„Die Russen stehen schon 100 Meter vor der Reichskanzlei"

es nicht geben." 50 Jahre später wird das Moskauer Armeemuseum seine alte Parteiuniform und Stiefel ausstellen.

Ein ziemlich gelassener Hitler trägt dem zum Luftwaffenchef beförderten Besucher Ritter von Greim auf, Heinrich Himmler sofort hinrichten zu lassen und die Luftwaffe zur Verteidigung Berlins einzusetzen. Greim und die Testpilotin Hanna Reitsch, der Magda Goebbels einen Diamantring schenkt, fliegen aus.

An den Generaloberst Jodl, der sich in Mecklenburg befindet, läßt Hitler die Schicksalsfragen übermitteln:
▷ Wo Spitze Wenck?
▷ Wann tritt er an?
▷ Wo 9. Armee?
▷ Wo Gruppe Holste (eine Kampfgruppe des Generals Steiner unter dem General Holste)?
▷ Wann tritt er an?

Generalfeldmarschall Keitel hatte sich am Vortag auf einer Straßenkreuzung bei Neubrandenburg mit General Gotthard Heinrici verabredet, dazu mit dem Panzergeneral Hasso von Manteuffel. Dessen Stabschef Burkhart Mueller-Hillebrand (1962 Gutachter in der SPIEGEL-Affäre im Auftrag der Redaktion) legt am Treffpunkt vorsichtshalber Offiziere in einen Hinterhalt. Heinrici weigert sich, Befehle eines Oberkommandos zu befolgen, das die Lage nicht kennt; Keitel fordert, ein paar tausend Deserteure zu erschießen. Heinrici sagt, er möge selbst damit bei den vorbeiziehenden, total erschöpften Truppen beginnen.

Keitel zieht ab und beantwortet per Funk Hitlers Fragen. Zu 1): liegt südlich Schwielowsee fest. Zu 2):



Vorführung von Kriegsgefangenen in Moskau 1944: „Durch die Straßen zerren"

12. Armee kann daher Angriff auf Berlin nicht fortsetzen. Zu 3): 9. Armee mit Masse eingeschlossen. Zu 4): in die Abwehr gedrängt. Von der 9. Armee werden die Russen später melden, 60 000 Mann getötet und doppelt so viele gefangen zu haben. Die 12. Armee ergibt sich am Ende den Amerikanern, die entgegen ihrer Zusage viele Soldaten, so die Division Jahn, samt Nachrichtenhelferinnen den Sowjets ausliefern.

Am 30. April um 3.30 Uhr morgens funkt Bormann an Dönitz in Plön: „Der Führer lebt und leitet Abwehr Berlin." Hitler steht ungewohnt früh auf, um sechs Uhr, und nimmt im schwarzseidenen Morgenmantel und in Lacklederpantoffeln die Lagemeldung Mohnkes entgegen: Die Russen stünden schon am Hotel Adlon, Ecke Wilhelmstraße/Unter den Linden, und im U-Bahnschacht an der Voßstraße neben der Reichskanzlei – 100 Meter vor dem Bunker. Zur gleichen Stunde besteigen mit Walter Ulbricht zehn deutsche Kommunisten aus dem Moskauer Hotel Lux das Flugzeug nach Berlin, um dort die Geschäfte zu übernehmen.

Ehefrau Eva kommt den ganzen Vormittag nicht aus ihrer Kammer. Um acht Uhr beginnt neues Trommelfeuer auf den Bunker. Pilot Hans Baur bietet Hitler an, ihn mit einem der drei in Rechlin bereitstehenden sechsmotorigen Langstrecken-Transporter vom Typ Ju-390 auszufliegen, ganz weit weg – nonstop nach Argentinien, Japan, Grönland, in die Mandschurei oder nach Jerusalem, „zu einem der Scheiche", berichtet Baur später, „die ihm aufgrund der Judenfrage immer sehr gewogen waren und (ihn) während des Kriegs oft mit Kaffee versorgt hatten". Die könnten ihn in der Sahara verstecken.

Hitler dankt und schenkt Baur das Bild von Friedrich dem Großen: „1934 hat es 34 000 Mark gekostet." Er hat erfahren, daß die Leichen seines Freundes Mussolini und dessen Geliebter dem Pöbel überlassen wurden. Er selbst hat sich daran delektiert, den Tod des Generalfeldmarschalls Erwin von Witzleben am Fleischerhaken filmen zu lassen. So sagt er zu seinem SS-Adjutanten Otto Günsche „völlig ruhig" (laut Günsche): „Ich möchte nicht, daß meine Leiche von den Russen in einem Panoptikum ausgestellt wird." Er beauftragt Günsche und den Diener Heinz Linge, seinen Leichnam zu verbrennen.

Auch den Altparteigenossen Walter Hewel warnt er, wenn der den Russen in die Hände falle, werde man ihn „ausquetschen, bis Ihnen die Augen aus den Höhlen treten, und dann wird man Sie durch die Straßen Moskaus zerren und Sie in einem eisernen Käfig im Zirkus oder Zoo zur Schau stellen".

Immerhin hat Stalin später bedauert, Hitler nicht lebend in die Hand bekommen zu haben. Und über 57 000 deutsche Kriegsgefangene, zuvor mit Diarrhöe-fördernder Fettsuppe gefüttert, ließ er 1944 über die Moskauer Gorkistraße marschieren, preisgegeben dem Hohn der Bevölkerung. Marschall Schukow hatte einmal dem ukrainischen Chefpolitruk Nikita Chruschtschow am Telefon eröffnet: „Bald werden wir das schleimige Biest Hitler in einem Käfig eingesperrt haben."

Mittags erteilt Hitler endlich dem Berlin-Verteidiger Helmuth Weidling den Befehl zum Ausbruch aus Berlin, den der General für die Überreste von vier Divisionen auf 22 Uhr festsetzt. Hitler fordert Weiterkämpfen „in den Wäldern"; eine Kapitulation erlaubt er nicht. Dann ißt er – ohne seine Frau – zum Mittag Spaghetti mit Tomatensoße.

Kurz nach 15 Uhr verabschiedet sich Hitler von seinen Mitarbeitern, für Linge denkt er schon an eine neue Stellung: Er solle flüchten, rät er. „Wozu noch, mein Führer?" fragt Linge. Hitler: „Für den Mann, der nach mir kommen wird."

Frau Hitler schenkt Frau Junge ihren Silberfuchs und der BDM-Obergebiets-

„Wir haben viel mehr mit dem Bolschewismus als dem Westen gemein"

führerin Gisela Hermann ihr Brautnachthemd. Noch immer schallt aus der Kantine Musik und Gejuchze herüber.

Adolf und Eva Hitler setzen sich auf das kleine Sofa im Führerwohnraum, SS-Mann Günsche stellt sich „wie ein Wachposten" vor die Tür, läßt Magda Goebbels noch einmal kurz hinein, weist Axmann zurück.

Die russische Artillerie schießt auf ihre Art weiter Salut. Trotz des Kanonendonners wollen einige Kumpane, die im durch Betonwände abgetrennten Besprechungsraum warten, gegen 15.30 Uhr einen Schuß gehört haben. Nach zehn Minuten betreten sie das Zimmer, ihre Aussagen über das Vorgefundene widersprechen sich.

Sie waren sich einig: Hitler war tot, seine Frau, die zu Traudl Junge gesagt hatte: „Ich möchte eine schöne Leiche sein", hatte sich vergiftet. Ihre Körper wurden im Garten der Reichskanzlei verbrannt, aber nur unvollständig. Günsche und Linge führten den Befehl ihres Chefs, seine Leiche ohne Zeugen und restlos zu vernichten, nicht aus. Die SS-Posten, denen ihr Götze das Rauchen verboten hatte, zündeten sich die Zigaretten an.

Es war die Walpurgisnacht. Der sowjetische Feldarzt, wel-

AKG

Hitler-Sekretär Bormann: Telefonat mit Sowjets

cher Hitlers Relikte sezieren wird, trägt den Vornamen „Faust“ – das Drama verfällt zur Danse macabre.

Im Bunker, der vorher schon von weiteren möglichen Zeugen geräumt worden ist, sind Bormann, Axmann, die Goebbels-Familie, General Krebs, Kammerdiener Linge, Adjutant Günsche, Leibwächter Rattenhuber, Gestapo-Chef Müller und ein Dutzend SS-Chargen sowie drei Sekretärinnen zurückgeblieben. General Weidling stößt dazu, er brauchte eine Stunde, um sich unter Feuer von seinem gut einen Kilometer entfernten Gefechtsstand im Bendlerblock durch Ruinen und Keller zur Reichskanzlei durchzuarbeiten. Er erfährt (so seine Aussage in Sowjethaft), Hitler und seine Frau hätten „Selbstmord durch Gift begangen, worauf sich Hitler noch erschossen habe“.


Mussolini-Leiche (l.) 1945: „Im Panoptikum“

Jetzt gilt es, die eigene Haut zu retten. Die Frauen fürchten Vergewaltigung und den empfohlenen Suizid. Im Keller der Reichskanzlei liegen Hunderte Verwundete, Arzt Schenck erwägt, ob er ihnen auf nationalsozialistische Art mit einer Injektion den „Gnadentod“ gibt: Die 12. Armee hatte ein Gefecht zur Rettung von 6000 Verwundeten bei Beelitz damit begründet, „daß in den von Rußland eroberten Gebieten alle verwundeten deutschen Soldaten, die weder zu einem Kriegs- noch zu einem Arbeitseinsatz verwendbar sind, erschlagen werden“.

Goebbels und Bormann möchten nicht nur ihr Leben retten, sondern auch ihre Machtbefugnisse. Bormann schickt um 18.35 Uhr des 30. April einen Funkspruch an den in Schleswig-Holstein, in Plön, untergekommenen Großadmiral Dönitz, in dem er Hitlers Tod verschweigt: „Anstelle des bisherigen Reichsmarschalls Göring setzt der Führer Sie, Herr Großadmiral, als Nachfolger ein.“

Dönitz antwortet mit einer Ergebenheitsadresse an Hitler, dessen angekohlte Leiche bereits in einem Bombentrichter verscharrt worden ist: „Mein Führer! Meine Treue zu Ihnen wird immer und unabdingbar sein. Ich werde daher weiter alle Versuche unternehmen, um Sie in Berlin zu entsetzen.“

Neuer Reichskanzler ist nun kraft Hitler-Testament Goebbels, und der sucht allen Ernstes noch rasch seinen Sonderfrieden mit Stalin. 20 Jahre ist es her, daß er in den *NS-Briefen* geworben hatte: Rußland, das den „sozialistischen Nationalstaat“ errichte, sei „unser natürlicher Verbündeter gegen die teuflischen Versuchungen des Westens“. „Wir haben viel mehr mit dem östlichen Bolschewismus als mit dem westlichen Kapitalismus gemein.“

Bormann verlangt, einfach das sowjetische Oberkommando anzurufen. Mit einem von ihm verfaßten Brief schickt er einen Oberstleutnant Seifert samt Dolmetscher zum Gestapo-Hauptquartier an der Prinz-Albrecht-Straße, dahinter werden die Parlamentäre von Rotarmisten empfangen. Seltsam: Die kennen schon das Staatsgeheimnis – „Gitler kaput.“

Nach Mitternacht wird von derselben Stelle aus General Krebs zum Gefechtsstand des Sowjetgenerals Wassilij Tschuikow in Tempelhof, Schulenburgring 2, geleitet.

Krebs scheint der richtige Mann zu sein: Er war einmal Vize-Militärattaché in der UdSSR und spricht Russisch. Stalin hat ihn im April 1941 – ein Vierteljahr vor dem deutschen Überfall – bei der Verabschiedung des japanischen Außenministers Matsuoka auf dem Bahnhof in Moskau demonstrativ umarmt: „Wir müssen Freunde bleiben.“ Jetzt überreicht Krebs dem Stalingrad-Helden Tschuikow die Nachricht vom Tod Hitlers. Tschuikow antwortet gelassen: „Das ist uns bereits bekannt.“ Woher – aus Bormanns Telefonat?

In seinen Memoiren behauptet Tschuikow später, geblufft zu haben, und äußert die Vermutung, Hitler habe zu diesem Zeitpunkt noch gelebt. Die Todesnachricht habe nur die Alliierten spalten, die Westmächte zur Allianz mit den Deutschen gegen die UdSSR ermuntern sollen – Himmlers Projekt.

Ritterkreuz- und Monokelträger Krebs aber hat das Gegenteil im

Sinn. Er überreicht Tschuikow einen von Bormann gegengezeichneten Goebbels-Brief an Stalin:

> Ich teile dem Führer des Sowjetvolkes als dem ersten Nichtdeutschen mit, daß heute, am 30. April 1945, der Führer des deutschen Volkes, Adolf Hitler, um 15.50 Uhr von eigener Hand verschieden ist ...
>
> Dieser Kontakt hat den Zweck zu klären, inwiefern die Möglichkeit besteht, zwischen dem deutschen Volk und der Sowjetunion Friedensgrundlagen zu schaffen, die dem Wohl und der Zukunft der beiden Völker, welche die größten Verluste im Krieg erlitten haben, dienen werden.

Tschuikow informiert seinen Oberbefehlshaber, Marschall Schukow, der mit Moskau telefoniert (den Text der Krebs-Papiere übersetzt am Telefon Hauptmann Lew Besymenski, der spätere Historiker). Stalin über Hitler zu Schukow: „Der Schuft hat also ausgespielt. Schade, daß wir ihn nicht lebendig in die Hände bekommen haben. Wo ist Hitlers Leiche?"



Goebbels-Familie 1941: Zyankapseln in den Mund

Fröhliche Russinnen plündern die Kleider von Eva Hitler

Warum Hitlers Testament und Selbstmord geheimgehalten würden, fragt Tschuikow General Krebs. Antwort: „Weil das Himmler erfahren und zur Bildung seiner Regierung benutzen wird, außerdem haben wir in Berlin keine Nachrichtenmittel für eine Bekanntgabe."

Auf so ein Spiel, Deutschland zwischen Himmler und Dönitz (West), Goebbels und Bormann (Ost) zu teilen, läßt sich Stalin nicht ein, nur auf eine bedingungslose Kapitulation.

Es kommt alles zu spät. Einen Sonderfrieden nach dem Muster von Brest-Litowsk 1918, unter Preisgabe der Westprovinzen des eigenen Reiches, hatte Stalin in den ersten Kriegswochen und dann im Oktober 1941 erwogen, als die Deutschen vor Moskau standen; er bat Bulgarien um Vermittlung. Auch hernach hatte er noch einen Deal sondieren lassen. Einen Attentatsversuch seiner Agenten auf Hitler untersagte Stalin 1944, weil Göring dann mit dem Westen Frieden schließe – solange Hitler lebe, sei diese West-Option nicht zu befürchten. Am Ende des Krieges sagte Stalin zu seiner Tochter Swetlana: „Ach, zusammen mit den Deutschen wären wir unbesiegbar gewesen."

Es ist der 1. Mai, und Stalin hat gesiegt. Kaum eine Woche später kapituliert Generaloberst Alfred Jodl vor Eisenhower in Reims, am nächsten Tag Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel in Berlin-Karlshorst gegenüber Marschall Georgij Schukow. Allein die Eroberung der deutschen Hauptstadt hat das Leben von 304 887 Rotarmisten gekostet, dazu über ein Drittel der eingesetzten Panzer. Die Sowjets meldeten 500 000 deutsche Tote (allein in West-Berlin fanden sich die Gräber von 18 320 Soldaten und 33 420 Zivilisten).

Eine Separatregierung in Berlin, die sich mit Moskau arrangiert, wird es geben – aber mit der soeben aus Moskau eingetroffenen Gruppe Ulbricht: Krebs kehrt nach acht Stunden ohne Resultat mittags in den Bunker zurück und nimmt sich am Abend das Leben.

Goebbels verharrt in Arroganz: „Die wenigen Stunden, die ich noch als deutscher Reichskanzler zu leben habe, werde ich nicht dazu benutzen, meine Unterschrift unter eine Kapitulationsurkunde zu setzen." Deshalb müssen noch Tausende sterben, zumal General Weidling die Kapitulation der Berliner Truppen bis zum nächsten Mittag aufschiebt, damit die restlichen Bunkerbewohner und Mohnkes Leibgarde noch ausbrechen können. Die meisten geraten in sowjetische Gefangenschaft oder entleiben sich. Bormann und Gestapo-Müller verschwinden ins Nirgendwo (1972 kommen Bormanns Knochen am Lehrter Bahnhof ans Licht), Axmann gelangt in den Westen. Die Verwundeten bleiben noch im Kellerlazarett.

Mit einem Tag Verspätung unterrichtet Reichskanzler Goebbels am 1. Mai um 15.18 Uhr seinen Reichspräsidenten Dönitz vom Selbstmord seines Vollmachtgebers; Dönitz gibt im Rundfunk bekannt, Hitler sei im Kampf gefallen. Das Ende: Magda Goebbels, einzige Frau mit goldenem Parteiabzeichen,



Goebbels-Leichnam 1945 (Sowjetfoto): „Teuflische Versuchungen des Westens"



imitiert Hitlers Umgang mit Unterworfenen: Sie schiebt ihren mit Morphium betäubten Kindern Helga, Hilde, Helmut, Holde, Hedda, Heide – die Älteste, zwölf Jahre alt, hat sich noch gewehrt – Zyankapseln in den Mund. Sie weint, dann kocht sie Kaffee. Am Abend schreiten Goebbels und Frau die 37 Stufen in den Garten hoch, beide nehmen Gift. Die Leichen werden angezündet.

Der Krieg ist zu Ende, der NS-Alptraum vorbei: Während die Berliner sich noch angstvoll in ihren Kellern verbergen, feiern die Sieger auf den Straßen mit Kosakentänzen und Gesang am Lagerfeuer, mit Alkohol und Massenvergewaltigungen.

Am 2. Mai steckt nur noch Haustechniker Johannes Hentschel im Bunker, weil er die Wasserpumpe für das Lazarett in Gang halten möchte. Gegen neun Uhr dringen die ersten Feinde ein: Ein Dutzend sowjetischer Sanitäterinnen mit Taschen und Beuteln suchen „die Klamotten" von Frau Hitler. In einer Kammer liegen noch die toten Goebbels-Kinder.

Nachdem seine Leute das Gelände vorsichtig nach Minen abgesucht haben, besetzt Oberst Antonow von der 301. Schützendivision kampflos die Reichskanzlei. Der letzte Bunkerbewohner, Hentschel, wird abgeführt, fröhliche Russinnen winken ihm mit Evas Büstenhaltern nach.

Am Nachmittag erreicht Oberstleutnant Iwan Klimenko vom Militärgeheimdienst den Schauplatz. Er führt eine Fahndungsabteilung der Einsatzgruppe „Smersch" (Abkürzung von: Tod den Spionen) beim 79. Schützenkorps der 3. Stoßarmee. Das ist das künftige Bestattungsunternehmen des Führers und Reichskanzlers Adolf Hitler.

Der Garten liegt voller Leichen, auch Verstorbene aus dem Kellerlazarett sind dort verscharrt worden. Die Smersch-Leute finden die Überreste des Ehepaars Goebbels; „auf der verkohlten Leiche der Frau" liegt laut Rapport „ein goldenes Parteiabzeichen der NSDAP". Klimenko läßt beide auf eine ausgehängte Tür laden und zu seinem Stützpunkt im Gefängnis Plötzensee bringen.

Stalin ortet Hitler in Spanien und in Westdeutschland

Am nächsten Tag werden die Kinderleichen und der Körper von Krebs gefunden und von dem gefangengenommenen Vizeadmiral Voss und anderen Zeugen, so Hitlers Koch und einem Garagenmeister, identifiziert. Klimenko fährt mit Voss wieder zum Bunker, vor einem mit Leichen gefüllten Löschwasserbecken ruft Voss: „Oh, da ist Hitlers Leiche!" Sie trägt gestopfte Socken.

Am 4. Mai fährt Klimenko mit sechs Bunkerzeugen noch einmal in die Reichskanzlei, die Leiche liegt nicht mehr im Becken. Sein Soldat Iwan Tschurakow buddelt „drei Meter vor dem Eingang zum privaten Luftschutzkeller Hitlers", so seine Meldung, aus einem Bombentrichter zwei Körper aus und muß sie wieder eingraben, weil in der Reichskanzlei gerade die Wasserbeckenleiche vom Vortag als Hitler gefilmt wird. Aber der Sowjetdiplomat Andrej Smirnow – später Botschafter in Bonn – stellt fest, daß es Hitler nicht ist.


NOVOSTI

Falsche Hitler-Leiche: Mit gestopften Socken

Der Reichskanzlei-Komplex ist inzwischen der 5. Stoßarmee unterstellt worden, zum Betreten des Geländes braucht Klimenko jetzt einen Passierschein. Nachts holen der Rotarmist Tschurakow und sein Chef Klimenko die beiden Fundsachen wieder hervor; der gefangene SS-Oberscharführer Harry Mengershausen, der in der Reichskanzlei Posten gestanden hatte, identifiziert den Fundort hernach als Grabstelle von Eva und Adolf Hitler.

Ausgräber Iwan hat noch mehr zutage gefördert: ein Medaillon („Laß mich immer bei dir sein"), sechs Hundertmarkscheine, eine Hundemarke und zwei Tierkadaver: „Deutscher Schäferhund (Hündin), Fell dunkelgrau, hochgewachsen, um den Hals eine Kette aus kleinen Ringen", und „ein kleiner Hund (Rüde), Fell schwarz, kein Halsband".

Smersch legt alle Fundsachen im Keller des Stabes in Berlin-Buch auf Eis. „Es stank entsetzlich", berichtet Hauptmann Blaschtschuk vom Smersch der 3. Stoßarmee Jahrzehnte später dem SPIEGEL. Am 8. Mai obduziert Dr. Faust Jossifowitsch Schkarawski alles im Leichenschauhaus der Klinik Buch. Beim vermuteten Hitler-Körper stellt der Feldarzt fest:

„Die Leiche ist stark verkohlt und riecht nach verbranntem Fleisch. Ein Teil des Schädeldachs fehlt . . . Der Unterkiefer liegt frei in der angesengten Mundhöhle" – dieses Stück war von den Smersch-Leuten erst nachgereicht worden. Sie hatten es dem Leichnam entnommen und von der Zahnarzthelferin Katharina Heusermann, danach von dem Zahntechniker Fritz Echtmann identifizieren lassen: Hitlers Zähne.

Auch eine Oberkieferbrücke aus Metall ist vorhanden. Im Mund seines Untersuchungsobjekts entdeckt der Dr. Faustus Glassplitter, „Teile von der Wand und dem Boden einer dünnwandigen Ampulle". Er kann einen Hoden seines Untersuchungsobjekts nicht finden. Resultat der Obduktion: Tod durch Zyanvergiftung.

Der Smersch-Stab zieht um nach Finow, nimmt in Munitionskisten die Leichen der elf Personen und zwei Hunde mit und vergräbt sie auf dem Gelände der neuen Garnison. Am 18. Mai kommt ein General mit Sonderauftrag, die Relikte werden exhumiert und von den Bunkerzeugen, die sich in sowjetischer Hand befinden, begutachtet.

Am 23. Mai informiert der General über Sondertelefonleitung den Geheimpolizeichef Berija. Protokoll, Zahnbrücke und Unterkiefer bringt er nach Moskau mit.

Die endgültige Identifizierung besorgt Josef Stalin: Es sind nicht Hitlers Überbleibsel, entscheidet unbesehen der Diktator. Er mochte nicht wahrhaben, daß sein Traumverbündeter und Erzfeind Adolf Hitler verweste, zu nichts mehr nutze, nicht einmal zur Abschrekkung in einem Glassarg vorführbar. Oder doch? Der Leichenfund ließ sich verschweigen, das Gespenst aber instrumentalisieren: ein Mythos.

Desinformation, hohe Kunst sowjetischer Geheimer, mußte weiterhelfen; die deutschen Zeugen wurden für ein Jahrzehnt im Geheimpolizeihauptquar-

tier Lubjanka, im Moskauer Gefängnis Lefortowo, schließlich in den Zwangsarbeitslagern des Gulag versteckt. Drei Tage nach dem Telefonat aus Berlin äußerte Stalin gegenüber dem US-Präsidentenberater Harry Hopkins, seiner Ansicht nach sei Hitler nicht tot, sondern halte sich irgendwo verborgen, wahrscheinlich in Japan; er denke, auch Goebbels, Bormann, Krebs seien entflohen.

Dann trat ein sowjetischer Major Iwan Nikitin auf. Ihm gelang es, dem US-Nachrichtenmagazin *Time* eine Geschichte aufzutischen, die am 28. Mai erschien: Ein erregter Hitler habe sich am 27. April vor Eva und dem Nikitin-Gewährsmann, einem SS-Untergruppenführer (ein Dienstrang, den es nicht gab), so ausgelassen:

„Solange ich lebe, gibt es keinen Konflikt zwischen Rußland, Amerika und England: Sie sind in ihrem Willen einig, mich zu vernichten. Wenn ich aber tot bin, können sie nicht mehr verbündet bleiben! Der Konflikt muß kommen! Aber wenn er kommt, muß ich am Leben sein, um das deutsche Volk zu führen . . . Deutschland kann für die Zukunft nur hoffen, wenn die ganze Welt denkt, ich sei tot. Ich muß . . .“ Da mußte der angebliche Ohrenzeuge den Raum verlassen.

Das war noch ganz plausibel, der Rest Phantasie: „Hinter einem Regal in Hitlers persönlichem Raum fanden die Fahnder eine unauffällige, bewegliche Betonwand. Dahinter war eine mannshohe Öffnung, die zu einem supergeheimen Betonschutzraum führte . . . ein weiterer Gang mit einer unterirdischen Feldbahn . . . Fußspuren.“

Nach dieser *Time*-Veröffentlichung fand die Sensationspresse vielerlei Gelegenheiten, Hitler an allen Ecken der Welt (außer in der Sowjetunion und der Sowjetzone Deutschlands) zu orten. Stalin half dabei.

Auf seiner Pressekonferenz vom 9. Juni verkündete Schukow der Weltpresse, Hitlers Aufenthalt sei ein Rätsel, er könne aus Berlin ausgeflogen sein. Er glaube, Hitler halte sich in Spanien auf, und Stadtkommandant Bersarin stimmte zu. Auf der Potsdamer Konferenz im Juli erklärte dann auch Stalin dem neuen US-Präsidenten Harry Truman, die sorgfältigen sowjetischen Nachforschungen hätten keine Spur von Hitlers Überresten ans Licht gebracht; er glaube, Hitler lebe, und zwar bei seinen Faschistenfreunden Franco (in Spanien) oder Perón (in Argentinien).

Damit hatte Stalin neue Objekte seiner imperialen Begierde benannt. Unter der Überschrift „Hitlers Agent General Franco“ war in der *Prawda* eben ein Kommentar erschienen: „Im Interesse des Friedens und der Sicherheit in Europa ist die baldige Ausmerzung der faschistischen Brutstätte auf der Iberischen Halbinsel notwendig.“



ULLSTEIN



SÜDD. VERLAG

Hitler-Adjutant Günsche, Ex-Kammerdiener Linge (1955): Prügel mit Peitschen

Stalin mochte die kommunistische Niederlage im Spanischen Bürgerkrieg (1936 bis 1939) nicht hinnehmen. Eine behauptete Präsenz Hitlers hätte als Interventionsgrund gereicht, Spanien taugte zudem als Angelpunkt für Frankreich und Italien, wo die Kommunisten nach dem Krieg sehr stark geworden waren. Im September 1945 ortete Moskau das Gespenst Hitlers sogar in Deutschland, und zwar in der britischen Zone – der Kalte Krieg begann, auf deutschem Territorium.

In Moskau wurde Hitlers Unterkommen ein Fall für die Polizei. Der Vize-Innenminister Sergej Kruglow ließ „strengstens geheim“ im Dezember 1945 einen „Plan der operativen Maßnahmen zur Untersuchung der Umstände des *Verschwindens* Hitlers“ ausarbeiten, die „Operation Mythos“ lief an.

Der Polizei-Oberstleutnant Klausen, ständiger Vernehmer der gefangenen Zeugen, außerdem Spezial-Inspektor Ossipow und der Gerichtsmediziner Semjonowski mußten alles noch einmal untersuchen.

„Nach dem Schuß verlor Hitler nur das Bewußtsein“

Professor Semjonowski zerriß das Obduktionsprotokoll des Doktor Faust („vermutlich Hitlers Leiche“) in der Luft: Die Schädelbasisknochen seien nicht untersucht worden, die Diagnose des Zyantodes stütze sich nur auf die angeblichen zerdrückten Ampullenreste im Mund und sei ein Analogieschluß zum Zustand der anderen Leichen. „Diesen Befund dürfte man nur als Mutmaßung betrachten.“

Es fehle eine gerichtsmedizinische Untersuchung von Organteilen auf Zyanverbindung. Doch ein Frontlabor hatte schon im Mai Organproben untersucht. Ergebnis: keine Zyanspuren.

Damit wäre glaubhaft, daß Hitler – wenn es denn seine Leiche war – nicht am Gift starb, dieses jedenfalls noch nicht in den Körper gedrungen war. Die These des SS-Führers Schellenberg, sein Chef Himmler habe Hitler vergiftet, war widerlegt, und auch die Vermutung des Arztes Schenck konnte kaum stimmen, Hitler habe sicherheitshalber gleichzeitig Zyankali geschluckt und sich erschossen, wie Professor Haase es ihm geraten und Botschafter Hewel es bei sich selbst vollzogen hatte.

Die drei von der Sowjetpolizei untersuchten im April/Mai 1946 den Tatort und versammelten alle greifbaren Zeugen noch einmal im Bunker (die Reichskanzlei wurde 1949 abgeräumt, das Areal als Schußfeld für die angrenzende DDR-Mauer 1961 planiert, der Bunker 1988 geschleift).

Sie mußten die Sterbeszene nachstellen – wo sie sich befanden, wo Hitler saß und wo Frau Eva, ob und wann ein Schuß fiel, wer die Leichen die Treppe hinaufbugsierte, wo sie angezündet wurden.

Beim Lokaltermin stand im Bunker noch Hitlers Sofa mit Blümchenbezug, auf dem die Nachforscher vielerlei Blutspritzer und -rinnsale, bis zu acht Zentimeter breit, ermitteln konnten. Resultat: „Ein Schuß in den Kopf.“ Sie folger-



Diese beiden zusammengefügten Schädelstücke hielt die sowjetische „Mythos"-Kommission für Hitlers Relikte – was der deutsche Gerichtsmediziner Otto Prokop bezweifelt. Das angebliche, kleine Ausschußloch (oben) befindet sich im linken hinteren Scheitelbein. Das große Loch unten blieb unerklärt.

ten: „Der Betroffene saß im Augenblick seiner Verletzung in der rechten Ecke des Sofas."

Dann folgte eine Überraschung: „Nach der Verletzung des Kopfes verlor der Verletzte das Bewußtsein und verharrte eine Zeitlang regungslos mit zur rechten Armlehne hin geneigtem Kopf."

Die Mythos-Untersucher gruben noch im Bombentrichter nach und fanden neben einem geflochtenen Halsband und Stoffetzen zwei menschliche Schädelknochen, einer wohl mit dem Ausschußloch einer Kugel. Semjonowski obduzierte.

Sein Protokoll samt Foto der Knochen legte der SPIEGEL dem führenden deutschen Gerichtsmediziner Otto Prokop vor, der daraus „viel eher" auf einen jüngeren Menschen als den 56jährigen H. schloß; ein Nahschuß sei nicht bewiesen, die Ausschußöffnung, wenn sie denn eine ist, für das mittlere Kaliber 7.65 zu klein. Ein anderes, viel größeres Loch in dem Fundstück bleibe unerklärt – eine Ferndiagnose (die fällige genetische Untersuchung steht noch immer aus).

Die Mythos-Kommission wollte nun die Originalrelikte sehen. Die von den Dentisten für echt befundenen Kiefer und die strittigen Schädelstücke lagen in Moskau, wo sie sich heute noch befinden. Die Leichen aber waren, da Stalin nichts davon hatte wissen wollen, im Gepäck der Smersch-Leute geblieben. Die Kisten wanderten mit, als ihre Besitzer nach Rathenow versetzt wurden, dann nach Stendal, schließlich Magdeburg.



Obduktion der Leiche von General Krebs: Nach der Walpurgisnacht

Dort hatten sie ihre Fracht bereits am 21. Februar 1946 neben ihrer Wohnung begraben, „in einer zwei Meter tiefen Grube im Hof des Hauses Westendstraße 36 an der südlichen, steinernen Hofwand in 25 Meter Entfernung direkt nach Osten". So lautet jedenfalls das Protokoll von acht Smersch-Agenten, über das der Moskauer Historiker Lew Besymenski den SPIEGEL informiert hat.

Demnach waren es elf Leichen: die von „Reichskanzler Adolf Hitler, seiner Frau Eva Braun, Reichsminister für Propaganda Jüsef Goebbels" – so der Wortlaut – „seiner Frau und Kinder, Generalstabschef General Krips. Alle genannten Leichen befanden sich in Holzkisten in einem halbmorschen Zustand ... Die Grube mit den Leichen wurde anschließend dem Erdboden gleichgemacht und dem äußeren Aussehen der Umgebung angeglichen".

Den drei Mythologen aus Moskau untersagte der oberste Smersch-Chef in Deutschland, Generalleutnant Selenin, im Mai 1946 die Herausgabe der Asservate in der Westendstraße (später: Klausenerstraße) – ein Kompetenzkonflikt zwischen Geheimpolizei und regulärer Polizei. „Man muß sich beeilen", mahnte Minister Kruglow, „die Leichen verwesen." Sie blieben begraben, fast ein Vierteljahrhundert lang, weil Höhergestellte in Moskau dafür nicht mehr zu interessieren waren.

Die Rechercheure mußten sich damit begnügen, noch einmal intensiv und gewaltsam alle festgehaltenen Zeugen zu befragen. Im Juni 1946 befand ihr Mythos-Schlußbericht ganz nach Stalins Intentionen: „Ungeachtet der Tatsache, daß alle Angaben für die Aussagen von Linge und anderen Personen sprachen, Hitler habe Selbstmord begangen, hält die Kommission es nicht für möglich, in dieser Frage endgültig Schlüsse zu ziehen."

Kein Zeuge war bei Hitlers Tod dabeigewesen, von denen, die ihn aufgefunden hatten, lebten noch Linge und Günsche, beide in Sowjethaft, und Axmann im Westen. Ihre Angaben waren allesamt ein – vielleicht beabsichtigter – Wirrwarr, sie widersprachen einander und änderten auch ihre eigenen Aussagen. Das Verschwinden des Verbrechers von welthistorischem Format geriet zum Kriminalpuzzle.

Diener Linge sagte bei den Russen aus, er habe einen Schuß gehört, zwei Pistolen vom Kaliber 7.65 und 6.35 Millimeter auf dem Teppich liegen sehen. Hitler lehnte, vom Eingang aus gesehen,

„Auf einem Scheiterhaufen völlig verbrannt"

an der linken Seite des Sofas mit Blutflecken an seiner rechten Schläfe, „die Stelle, wohin die Kugel getroffen hatte". Eva habe neben ihm gesessen, vergiftet.

Der in Linges Zelle verlegte Häftling Erich Ackermann behauptete, von Linge etwas anderes gehört zu haben: Hitler habe an der rechten Sofaecke nach hinten gelehnt. Linge sei zu dem Schluß gekommen, Hitler hätte sich vergiftet – diese Version gefiel den Vernehmern – und irgend jemand habe auf den toten Hitler einen Schuß abgegeben.

Ein halbes Dutzend Verhörexperten schlug mit Peitschen auf den nackten Linge ein, sie riefen dabei: „Hitler lebt! Hitler lebt!"

Linge kehrte 1955 nach Westdeutschland zurück. Zehn Jahre darauf erzählte Linge dem SPIEGEL, bei Hitler einen Einschuß in der *linken* Schläfe gesehen zu haben, aus der rechten sei Blut geflossen – ein Durchschuß von der Seite, wo Eva saß? Autor Erich Kuby folgerte: „Seine Frau hat ihn erschossen, bevor sie Gift nahm." In seinem Buch von 1980 beschrieb Linge aber wieder einen Schuß in die rechte Schläfe.

Zweiter sowjetischer Kronzeuge war der SS-


SPECIAL OLD RESERVE
DISTILLED AND BOTTLED AT
SINGLE MALT
Glenfiddich
70cl Cont
40% Vol
Pure Malt
Scotch Whisky
PRODUCT OF SCOTLAND
DISTILLED & BOTTLED IN SCOTLAND
GLENFIDDICH IST
DIE ZEIT,
DIE IHNEN GEHÖRT.

Adjutant Günsche, der in einer Datsche („Objekt Nr. 5“) bei Moskau untergebracht wurde und ein langes Manuskript zusammenschreiben mußte. Günsche hatte keinen Schuß gehört; er sagte den Sowjets am 17. Mai 1945, er habe nicht ins Zimmer geschaut und nur gesehen, wie zwei in Decken gewickelte „menschliche Leichen“ hinausgetragen wurden. Aus dem einen Bündel hätten Hitlers Schuhe hervorgeragt.

Dem Chauffeur Kempka soll er am Tag der Tat mit einer Geste bedeutet haben, Hitler habe sich in den Mund geschossen und sei vornüber gesunken – so Kempka. Und Frau Hitler habe offenkundig eine Pistole in der Hand gehalten, die dann zu Boden fiel. Heimkehrer Günsche berichtete, er habe als erster den Führerraum betreten, Hitler habe gar nicht auf dem Sofa gesessen, sondern auf dem Sessel – mit verkrampftem Körper, sein Kopf hing gen Boden.

Jugendführer Axmann, der dritte Gewährsmann, war keiner sowjetischen Tortur ausgesetzt. Er behauptete 1945: „Von beiden Schläfen tropfte Blut, und sein Mund war blutig und verschmiert, aber es war kein Blut verspritzt . . . Ich glaube, daß Hitler erst Gift nahm und sich dann in den Mund schoß.“

Von einem leicht verschobenen Unterkiefer des Toten berichtete er 1965: „Hitler hatte sich in den Mund geschossen.“ Dem SPIEGEL gegenüber stellte er das jetzt als eine Vermutung dar, ein Schläfenschuß sei viel wahrscheinlicher. Auch der von den Russen gefangene und schwer gefolterte Pilot Baur („Sie prügelten ihre Version aus mir heraus“) sagte aus, er habe von Goebbels gehört: „Er hat sich in die Schläfe geschossen und lag am Boden.“

Schoß Hitler selbst? „Meine Hände zittern so, daß ich kaum meine Pistole halten kann“, hatte er wiederholt geäußert. „Würde ich nur verwundet, wäre keiner meiner Leute bereit, mir den Gnadenschuß zu geben – und ich will nicht in die Hände der Russen geraten.“



***Time*-Titel 5/1945**
„Geheime Flucht“

Er wußte, daß ein Kopfschuß nicht sofort zum Tode führen muß. Seine britische Verehrerin Unity Mitford hatte sich nach der Londoner Kriegserklärung 1939 auf einer Parkbank in München in den Kopf geschossen, zunächst Sprache und Erinnerung verloren, dann aber gelähmt neun Jahre weitergelebt. Generaloberst Ludwig Beck traf sich nach dem 20. Juli 1944 nicht tödlich, General Karl Heinrich Stülpnagel schoß sich nur blind. So hatte es nun auch die Mythos-Kommission festgestellt: Nach dem Schuß lebte Hitler noch ein bißchen weiter. Wie starb er?

Leibwächter Johann Rattenhuber, der die Leichen nicht gesehen hatte, gab seinen sowjetischen Vernehmern eine Äußerung Linges wieder, er habe „den schwersten Befehl seines Lebens ausgeführt“. Linge bestätigte das – es sei dabei um die Leichenverbrennung gegangen. Rattenhuber weiter:

„Linge sagte mir, Hitler habe ihm heute befohlen, das Zimmer zu verlassen und, falls er nach zehn Minuten nichts höre, ins Zimmer wieder hineinzugehen und seinen Befehl auszuführen. Da er in diesem Moment Hitlers Pistole auf den Tisch im Vorraum legte, begriff ich, was er unter dem schwersten Befehl des Führers verstanden hatte und woher der Blutfleck auf dem Teppich gekommen war. Aufgrund des Dargelegten kam ich zu dem Schluß, daß Linge nach Ablauf der zehn Minuten nach Hitlers Vergiftung ihn erschossen hatte.“

Folgt man den sowjetischen Dokumenten, hatte die Kapsel wohl gar nicht gewirkt. Linge reflektierte später immerhin: „Was wäre wohl gewesen, wenn er mir befohlen hätte, ihn und Eva Braun zu erschießen?“

War keiner seiner Getreuen dazu bereit, die Ehefrau nicht und nicht der Kammerdiener – „eiskalte“, gar motivierte Killer gab es noch genug im Bunker, SS-Schergen, Gestapo-Müller oder den Henker im braunen Ledermantel, den Arzt Schenck gesehen hatte.

25 Jahre später, am 4. April 1970, wurden allerlei „Schädel, Gebein, Rippen, Wirbel und so weiter“ in Magdeburg ausgegraben. „Die Kisten sind zu Mulm verfault, die dort liegenden Leichen mit Erde vermischt . . . Der Zerstörungsgrad ist groß“, so die sowjetische „Akte über das Öffnen der Grabstätte der Kriegsverbrecher, streng geheim“, deren Abschrift dem SPIEGEL vorliegt:

„Beim Nachzählen der Schien- beziehungsweise Wadenbeine ließ sich die Zugehörigkeit zu zehn oder elf Leichen feststellen. Nach Entnahme der Überreste wurde dem Bestattungsort das frühere Aussehen zurückgegeben . . . Durch Observierung der umliegenden Häuser, wo Deutsche wohnen, sind keine verdächtigen Vorfälle registriert worden.“

Diese vom KGB-Chef Andropow befohlene Operation zur Beseitigung der „Leichen Hitlers, Eva Brauns, Goebbels', seiner Frau und Kinder“ trug den Decknamen „Archiv“. Am 10. April gelangte vom Magdeburger KGB eine Meldung vom 5. April mit der Eingangsnummer 1759 nach Moskau:

„Die Vernichtung der Überreste erfolgte durch Verbrennen auf einem Scheiterhaufen. Die Überreste wurden vollständig verbrannt, dann zusammen mit Kohlestücken zu Aschenpulver zerstampft, anschließend in den Fluß geworfen.“

ENDE

* Nach der Ausgrabung. Pfeil: Wand des Hitler-Wohnraums; im Hintergrund die DDR-Mauer.



L. WENZEL

Hitler-Bunker 1988*: „Schade, daß wir ihn nicht lebendig bekommen haben“

Fußball

HYSTERIE UNTER ZOCKERN

Die Bundesliga bietet in dieser Saison ein seltsames Bild: Vereine aus der Provinz haben Großstadtklubs weit hinter sich gelassen und in München, Frankfurt, Hamburg oder Stuttgart Panik ausgelöst. Die Vereinsoberen fürchten um ihre Investitionen in teure Stars und um die Zukunft der Klubs. Die Risikobereitschaft wächst.



C. BERGMANN

Leverkusener Profi Völler auf der Ersatzbank: „Bleibt der Erfolg aus, werden Spieler verkauft"

Sie träumten von rauschenden Fußballfesten, von Siegesserien in der Bundesliga und den Millionen, die der Europapokal einbringen würde. Je mehr Geld sie vor der Saison in diese Träume investiert hatten, desto schöner gerieten die Bilder.

Doch jetzt, sagt Karlsruhes Trainer Winfried Schäfer, liegen bei seinen Spielern „die Nerven blank". In München überfällt den Vereinspatron Franz Beckenbauer „die Angst, mit leeren Händen dazustehen". Hamburgs Präsident Ronald Wulff flieht vor der bitteren Realität regelmäßig zum Segeln oder Skifahren, während Leverkusens Manager Reiner Calmund im Werksbüro tapfer „die Todesspirale" erwartet.

In Frankfurt schmerzte die Wirklichkeit der Bundesliga-Tabelle so sehr, daß sich Verein und Trainer Jupp Heynckes trennten. Die Eintracht hatte sich am heftigsten der Illusion hingegeben, daß die Addition von Geld, Risikobereitschaft, einem teuren Trainer und vielen Stars einen Europacup-Platz garantiere.

Wer träumt, denkt nicht nach.

In Heynckes, so hatte Bernd Hölzenbein geglaubt, hätte er endlich jenen Trainer gefunden, der ihm das schwere Leben als Manager von Eintracht Frankfurt etwas erleichtern würde. Der Erlöser hatte in Mönchengladbach Talente geformt, er hatte in München Meistertitel errungen, und in Bilbao war er zum Helden aller baskischen Fußballfans geworden. „Loyal bis zur Selbstverleugnung", jammert Hölzenbein nun, habe er sich jedem Gedanken des sturen Fußballehrers unterworfen: „Du, mit deinem Wissen, kannst es besser."

Erst vorvergangenen Sonntag, nach dem Heynckes-Rücktritt, will der Manager bei Kaffee und Kuchen seinen Fehler, der den Klub 800 000 Mark Netto-Jahresgage für den Trainer kostete, erkannt haben: „Der Jupp und die Eintracht passen wirklich nicht zusammen."

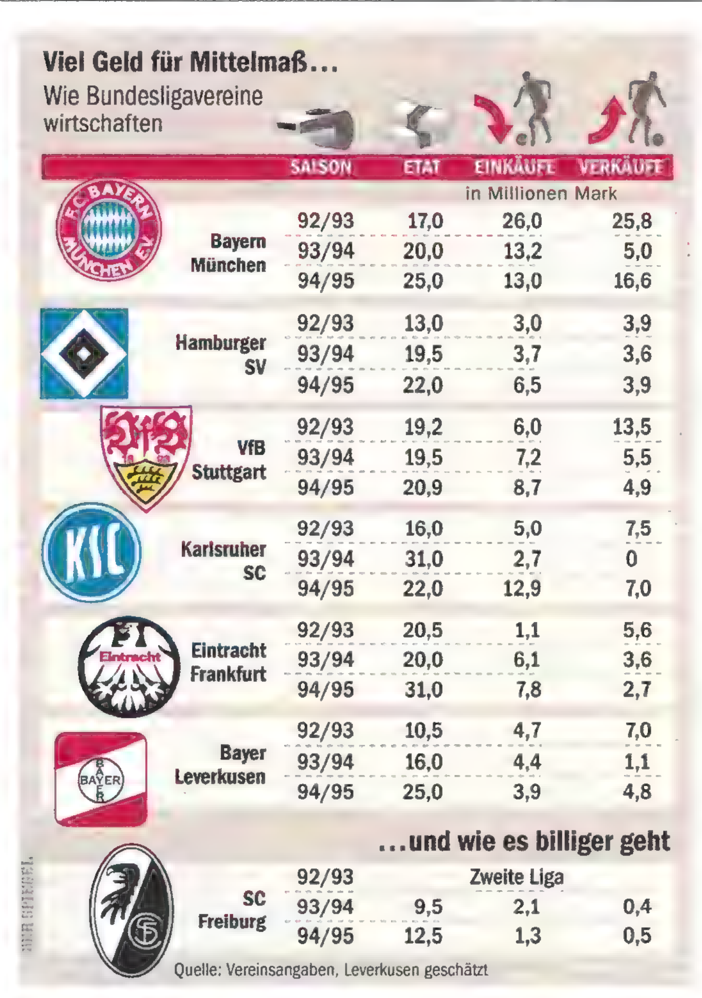
Angetreten, die Deutsche Meisterschaft zu gewinnen, kämpft die Mannschaft nun – ohne Stars und ohne Heynckes – gegen den Abstieg, während der Klub – ohne Geld und ohne Konzept – führungslos dahindümpelt. Hölzenbein: „In diesem Verein muß sich eigentlich alles ändern."

Solche Depressionen haben sich wie eine Frühjahrskrankheit über viele Bundesliga-Städte gelegt: Die Angst vor dem Scheitern geht um. Ein Dutzend Vereine gierten vor der laufenden Spielzeit nach den sechs Europapokalplätzen, fast alle investierten mit finanziellen Kraftakten ins Personal (siehe Grafik). Neun Spieltage vor Saisonschluß haben München und Karlsruhe nur noch begrenzte Hoffnungen auf den Uefa-Cup; für Stuttgart, Hamburg, Leverkusen und Frankfurt steht bereits fest: Ziel verfehlt, Zukunft ungewiß.

Lange verloren bei diesem Fußball-Monopoly nur Vereine, die finanziell ohnehin kränkelten. Inzwischen aber sind auch die etablierten Klubs in einen Strudel des Erfolgszwangs geraten. „Mit jedem verpaßten Europacup-Jahr", sagt Roland Schmider, Präsident des Karlsruher SC, „steigt die Risikobereitschaft und damit die Pflicht, es beim nächsten Mal zu schaffen."

Wie unter Zockern, die ihren Verlust durch doppelten Einsatz wettmachen wollen, fordert Jürgen Röber, Trainer des VfB Stuttgart, schon jetzt für die kommende Saison „vier neue, fertige Spieler". Sie sollen helfen, den VfB nach zwei vergeblichen Versuchen ins europäische Geschäft zurückzubringen: „Wir müssen finanzielles Risiko gehen."

Zwar beweisen derzeit der SC Freiburg und Borussia Mönchengladbach, daß Tore nicht nur eine Frage des Geldes sind. Doch das Credo der Vabanque-Spieler, glaubt Stuttgarts Kapitän Thomas Berthold, gelte nach wie vor: „Die Kluft zwischen den international spielenden Klubs und dem Rest wird immer größer." Also läßt sich die Liga ihre Hysterie von niemandem nehmen.



Viel Geld für Mittelmaß...
Wie Bundesligavereine wirtschaften

	Saison	Etat	Einkäufe	Verkäufe
		in Millionen Mark		
Bayern München	92/93	17,0	26,0	25,8
	93/94	20,0	13,2	5,0
	94/95	25,0	13,0	16,6
Hamburger SV	92/93	13,0	3,0	3,9
	93/94	19,5	3,7	3,6
	94/95	22,0	6,5	3,9
VfB Stuttgart	92/93	19,2	6,0	13,5
	93/94	19,5	7,2	5,5
	94/95	20,9	8,7	4,9
Karlsruher SC	92/93	16,0	5,0	7,5
	93/94	31,0	2,7	0
	94/95	22,0	12,9	7,0
Eintracht Frankfurt	92/93	20,5	1,1	5,6
	93/94	20,0	6,1	3,6
	94/95	31,0	7,8	2,7
Bayer Leverkusen	92/93	10,5	4,7	7,0
	93/94	16,0	4,4	1,1
	94/95	25,0	3,9	4,8

...und wie es billiger geht

	Saison	Etat	Einkäufe	Verkäufe
SC Freiburg	92/93		Zweite Liga	
	93/94	9,5	2,1	0,4
	94/95	12,5	1,3	0,5

Quelle: Vereinsangaben, Leverkusen geschätzt

Zwei Tage vor dem Champions-League-Halbfinale gegen Ajax Amsterdam brach das Bayern-Präsidium einen Streit mit Trainer Giovanni Trapattoni vom Zaun. Der Karlsruher SC verlor, gehemmt von „zu hohen Ansprüchen" (Schäfer), derart die spielerische Linie, daß gegen 1860 München gleich drei Profis nach Fouls vom Platz gestellt wurden. Leverkusens Manager Calmund droht angesichts seiner „Horrorvisionen" mit Konsequenzen: „Bleibt der Erfolg aus, werden Spieler verkauft."

Doch das sind nur noch Worthülsen. Die steigenden Einnahmen ließen Gehälter und Ablösesummen derart explodieren, daß das kickende Produktivvermögen in den Klubs praktisch die Macht übernommen hat. Als Frankfurt sich von den Arbeitsverweigerern Anthony Yeboah und Maurizio Gaudino trennte, kam das der Verschleuderung von Vereinskapital gleich – es fehlte das Geld für neue Spieler. „Wir sind erpreßbar geworden", klagt Hölzenbein.

Als der KSC noch ein klassischer Nobody der Bundesliga war, waren ihm solche Sorgen fremd. Es war die Zeit, als Präsident Schmider mit Spielern wie Lars Schmidt und Gunther Metz Ausflüge in die badischen Weinberge machte und „ihre Kinder groß werden" sah. Seit der ersten Uefa-Pokal-Teilnahme 1993 ist alles ein wenig anders.

Die Karlsruher nahmen rund 17 Millionen Mark ein, investierten den Überschuß, planten den KSC „auf dem Weg ins Jahr 2000" – und stellten eine so teure Mannschaft zusammen, daß die Qualifikation für einen internationalen Wettbewerb dringend geboten ist. Daß der Spagat zwischen familiärer Beschaulichkeit und modernem Geschäftssinn nicht recht funktioniert, begriff Schmider, als er Schmidt und Metz mitteilen mußte, daß der Trainer sie nach der Saison ausmustern will. Das, so der Präsident, „tat menschlich weh".

Auch KSC-Coach Schäfer blickt wehmütig zum aufstrebenden SC Freiburg: „Die spielen wie wir vor zwei Jahren."

Doch der schlanke Provinzverein, der von einem Regierungsdirektor bei der Oberfinanzdirektion verwaltet und von einem ehemaligen Gemeinschaftskundelehrer gelenkt und trainiert wird, taugt nicht wirklich zum Modell für Deutschland. Auch der SC Freiburg ist bereits an den Rand des Soges geraten, der irgendwann alle Uefa-Cup-Aspiranten erfaßt. Erste Risse beschädigten das Idyll, als der argentinische Spielmacher Rodolfo Cardoso seine Vertragsverlängerung inszenierte wie Gewerkschaften einen Tarifabschluß.

Ein „Modell Freiburg" mag Stuttgarts Manager Dieter Hoeneß deshalb nicht erkennen: „Solche Ausreißer haben wir fast jedes Jahr. Auf Dauer setzt sich die finanzielle Substanz durch."

Wirtschaftliche Stärke, das haben alle Manager irgendwo mal gelernt, entsteht aus Kontinuität. Doch es gehört zu den Absurditäten des Profifußballs, daß das „langfristige Arbeiten" im Tagesgeschäft von Pfostenschüssen, Gelb-Roten Karten und Pöbeleien des Publikums diktiert wird.

Selbst der mit Geld und Titeln gesegnete FC Bayern, der sich wie kein zweiter Verein Gelassenheit gönnen könnte, wechselt die Konzepte wie die Trikots. Galt zu Saisonbeginn der Plan, mit Talenten kostengünstig eine neue große Mannschaft zu formen, so wollte Beckenbauer mittendrin doch lieber die Personalpolitik des FC Barcelona kopieren und „zehn Neue" einkaufen, um schließlich den Trainer Otto Rehhagel zu verpflichten, damit dieser künftig „wie in Bremen in Ruhe arbeitet".

Die Bayern, sagt der nach Köln abgeschobene Profi Bruno Labbadia, „streben immer nach dem, was sie gerade nicht haben". Auffällig ist dabei, daß Orientierungslosigkeit vor allem jene Altstars überkommt, die nun, wie die Bayern-Troika Beckenbauer-Rummenigge-Hoeneß oder Frankfurts Hölzenbein, in ihren Klubs das Sagen haben.

Heynckes war verpflichtet worden, um den „virtuosen Solisten" (Grünen-Politiker Hubert Kleinert) der Eintracht nach 31 Bundesliga-Jahren ohne Meistertitel endlich Siegermentalität und Disziplin



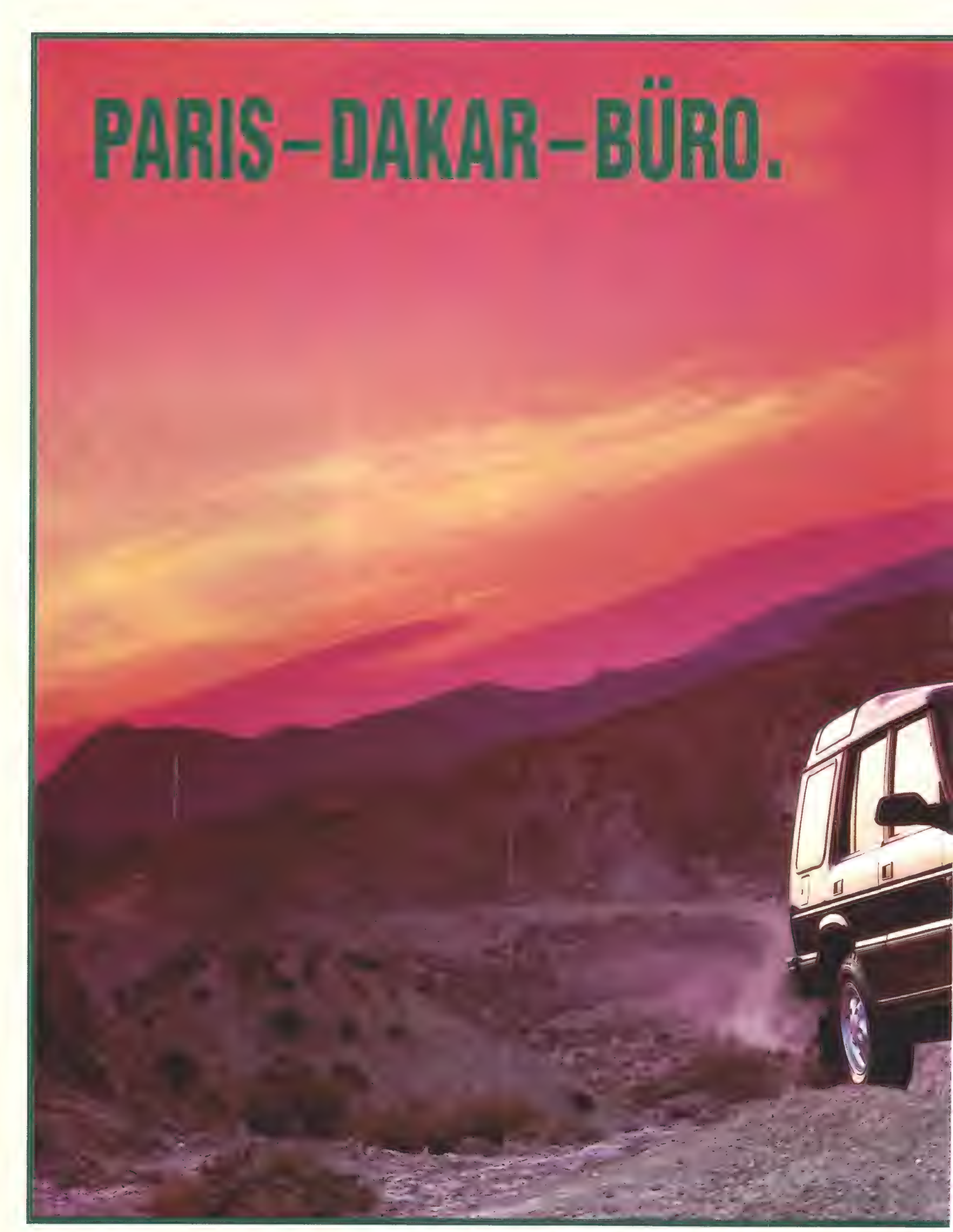
A. HASSENSTEIN / BONGARTS

Frankfurts Trainer Heynckes
„Wir passen nicht zusammen"



H. RAUCHENSTEINER

Münchens Trainer Trapattoni
„Am Ende mit leeren Händen"



LAND ROVER DISCOVERY TDI 5TÜRIG: 52.150 DM* · LEICHTMETALLFELGEN SONDERAUSSTATTUNG

einzubimsen. Jetzt erklärt Hölzenbein ungeniert: „Mit Gleichmachern taten wir uns immer schwer. Die Eintracht war dann gut, wenn sie geniale Typen einfach gelassen hat."

In München entschied sich Trainer Giovanni Trapattoni schon viel früher als bisher bekannt zur Kündigung: Sein Entschluß stand bereits weit vor dem Jahreswechsel fest – da hatte ihn das Besserwisser-Trio zum Rapport bestellt und ein anderes Training verlangt.

So führen selbst scheinbare Geniestreiche direkt in die Katastrophe. Dem drögen Werksklub Bayer Leverkusen wollte Manager Calmund mit dem zigarillorauchenden Ex-Kneipier Dragoslav Stepanovic „Zirkusmief" verpassen – doch inzwischen, notierte das Fachblatt *Kicker*, „dampfen so viele Pferdeäpfel in der Manege, daß überhaupt keiner mehr durchblickt".

Stepanovic blähte den Spielerkader so mit Nationalspielern auf, daß sich schließlich Spitzenkräfte wie Völler, Kirsten oder Thom auf der Reservebank wiederfanden. Das vergiftete das Betriebsklima derart, daß Bayer in der Bundesliga so oft verlor wie seit sieben Jahren unter keinem anderen Trainer.

Nur im Uefa-Cup hielt sich die Mannschaft bis zur Heimniederlage am vorigen Dienstag gegen Parma schadlos. Insider sehen in dem Leistungsgefälle einen logischen Zusammenhang: Bundesliga-Siege bringen den Bayer-Angestellten, von denen sieben Spieler Jahresgehälter von einer Million Mark und mehr beziehen, maximal 4000 Mark pro Spiel. Wer sich in der Meisterschaft schonte, konnte um so leichter an die für Uefa-Pokal-Erfolge ausgelobten Prämien kommen: Bis zum Halbfinale hatten die Profis bereits 100 000 Mark verdient.

Gerade Atmosphäre und hierarchische Strukturen sind für das Funktionieren einer Mannschaft oft entscheidend. Da kann sich auch eine gutgemeinte Verjüngung der Elf fatal auswirken, wenn Führungspersönlichkeiten ausscheiden. So wie der VfB Stuttgart den Wechsel Guido Buchwalds ins neue Fußballparadies Japan nicht kompensieren konnte, leidet auch der Karlsruher SC am Fortgang seiner Leitfiguren, Mittelfeldspieler Wolfgang Rolff und Torwart Oliver Kahn.

In der Provinz wird deutlich effektiver gearbeitet

„Es war mein Fehler zu glauben", gesteht Trainer Schäfer, „die sechs Neuen würden die Lücke sofort schließen." Der Fünf-Millionen-Mark-Einkauf Thomas Häßler werde vom Team zwar „geliebt und bewundert", sei aber in Krisenzeiten zu leise: „Da knallt er keinen Mitspieler gegen die Wand."

Beim Hamburger SV setzte Trainer Benno Möhlmann darauf, daß Yordan Letchkov die Rolle des abgewanderten Regisseurs Thomas von Heesen ausfüllen könne – der Bulgare wird jedoch von den Kollegen nicht akzeptiert. Auch Möhlmanns Plan, mit dem Einkauf des 40jährigen Torwart Uli Stein ein Reizklima zu schaffen, erweist sich als Mißverständnis: Stein, von der Liga als Rebell verehrt, begreift seine letzte Karrierestation als Verhaltenstherapie. Wenn andere streiten, sitzt er schweigend in der Ecke und saugt an einer Zigarette.

Die Defizite könnten von energischen Präsidenten aufgefangen werden. Doch scheint es das klassische Problem von Großstadt-Klubs zu sein, daß sie selbstverliebt in maroden Strukturen gefangen sind. Gerade die in der Bundesliga-Tabelle enteilten Vereine aus Bremen, Kaiserslautern oder Mönchengladbach beweisen jedoch, daß die kleineren Führungsteams in der Provinz oft deutlich effektiver arbeiten.

Der VfB Stuttgart aber dient dem Finanzminister und Vereinspräsidenten Gerhard Mayer-Vorfelder bei Erfolgen als willkommene PR-Bühne. Wenn es im Verein wieder einmal brenne, mäkelt die *Stuttgarter Zeitung*, gehe der Chef „häufig gerade dann auf Tauchstation".

Frankfurter Eintracht und Hamburger Sportverein haben es mit Matthias Ohms, der sich während langer Florida-Aufenthalte vom einstigen Job als Börsenmakler erholt, und Ronald Wulff, dem Besitzer eines Dentallabors, noch schlimmer erwischt.



M. BRANDT / BONGARTS

Hamburgs Präsident Wulff*: „In der Bundesliga intellektuell überfordert"

Alltagsprobleme interessieren Ohms nicht. Die Frankfurter müssen auf einer „desolaten Anlage" (Hölzenbein) trainieren; im vorigen Jahr ließ das Gesundheitsamt die Umkleidekabinen sperren; die Kasse war so leer, daß Heynckes nicht einmal ein Versammlungsraum eingerichtet werden konnte.

Bei „Kumpel Ronny" (*Bild*), der sich über die Ämter des Spielerbetreuers und Kassenprüfers in die Chefetage hochdiente, haben die satten HSV-Profis leichtes Spiel. Karsten Bäron und Letchkov stattete er mit Jahresgagen von rund einer Million Mark aus, Jörg Albertz verdoppelte er die Bezüge auf über 800 000 Mark. Seitdem ist die Mannschaft in zwei Lager gespalten – in Großverdiener und Neider.

Als Manager Heribert Bruchhagen das joviale Gehabe seines eitlen Vorgesetzten monierte, wurde ihm gekündigt. Seitdem wird im Traditionsklub so dilettantisch gearbeitet, daß der Sponsor vor dem Nordderby gegen Bremen aus Angst vor Geschäftsschädigung verlangte, seinen Schriftzug „TV Spielfilm" vom HSV-Trikot zu entfernen. Wulff, befindet der geschaßte Bruchhagen kühl, „ist intellektuell nicht in der Lage, einen Bundesliga-Klub zu führen". ❑

* In seinem Dentallabor.

Gruppendynamik im Netz. GroupWise 4.1



Sie wollen, daß sich die Mitarbeiter in Ihrem Unternehmen perfekt verstehen – *GroupWise 4.1* hilft Ihnen dabei. In Unternehmen jeder Größe ist *GroupWise 4.1* die intelligente Lösung für effizientes Informationsmanagement – und dabei so einfach wie telefonieren.

Ihre Vorteile mit GroupWise 4.1:

- **Produktiver** – durch Integration von E-Mail, Terminplaner, Aufgabenmanagement
- **Schneller** – durch automatische Informationsverteilung und -ablage
- **Offener** – für MS-Windows-, DOS-, MAC-, UNIX-Anwender
- **Effizienter** – durch flexible Ressourcenverwaltung und Projektsteuerung

GroupWise 4.1 bringt Informationen, Termine und Menschen in Einklang: Für jeden Mitarbeiter gibt es den persönlichen Kalender, der nichts vergißt und sich mit den Kollegen abstimmt. Der Terminplaner hat neben allen Projekten auch Raumbelegung oder Fahrzeugnutzung im Griff . Die elektronische Post verteilt Nachrichten, Formulare, Faxe oder Videos zur richtigen Zeit an die richtigen Adressen – für mehr Produktivität durch bessere Information.

Auch für Ihren Außendienst ist gesorgt: *GroupWise 4.1* nimmt Informationen entgegen, legt sie ab, schickt sie zurück oder weiter. Ein Anruf von unterwegs, und die freundliche Stimme des Telephone Access Servers liest das Gewünschte vor.

Perfekt zu *GroupWise 4.1* passen die Programme *InForms*, die zeitgemäße Art des elektronischen Formularwesens, das Ihnen jede Menge Zeit und Papier erspart, und *SoftSolutions*, die umfassende Dokumentenverwaltung, mit der Sie alle Dateien und wirklich jede Information im Netz suchen, finden, übersichtlich verwalten und anschauen können.

Das ist NOVELL GroupWare – für produktive Gruppendynamik in Ihrem Netz. Sprechen Sie mit Ihrem Novell Autorisierten Fachhändler oder Novell Technologie Centrum darüber!

Alles über NOVELL GroupWare: Fax 0 69/9 71 63-3 17



Olympia

Astrid und Ikarus

Ein honoriger Professor lieferte die Intimdaten, mit deren Hilfe Berlins Olympiamanager die Bewerbung für die Spiele 2000 absichern wollten.

Manfred Lämmer, 52, reist gern und häufig: Mal trifft er sich mit Historikern in Athen, redet er beim Olympiakongreß in Paris mit oder begleitet er Jugendliche zum deutsch-israelischen Austausch nach Jerusalem.

Am liebsten ist der eilige Professor im Auftrag der „Fair Play Initiative" des deutschen Sports unterwegs. Die ehrenwerten Missionen garantieren die schönsten Ausflüge; unlängst durfte Lämmer sogar nach Alaska. Von Anchorage bis Barcelona preist der Experte in Ethikfragen die Leibesübung als „Tugend des Alltags".

Reisen erweitert den Horizont, selbst wenn jemand im Ausland so seltsamen Passionen frönt wie der Professor für Geschichte an der Kölner Sporthochschule: Lämmer nutzt seine Trips gern für Blicke durchs Schlüsselloch der internationalen Funktionärswelt. „Mit Vorliebe", so ein Kollege, interessiere sich der Wissenschaftler für Trinkgewohnheiten und Liebesgeschichten der Mitreisenden, prahle im vertrauten Kreis auch ungeniert mit seinem gesammelten Intimwissen.

So mancher, der gern Lämmers Erzählungen gelauscht hatte, empörte sich demonstrativ, als das Fernsehmagazin „Monitor" im Juni 1992 behauptete, die deutschen Sportmanager hätten, um die Bewerbung Berlins für Olympia 2000 voranzutreiben, eine personenbezogene Computer-Datei erstellt. Darin seien auch die privaten Vorlieben der Mitglieder des Internationalen Olympischen Komitees (IOC) aufgenommen worden.

Erst wurden die Schnüffeleien ganz geleugnet, dann behauptet, die Datensammlung sei über das Stadium einer „Spielversion" nicht hinausgekommen. Der Chef der Olympia Marketing-Gesellschaft, Nikolaus Fuchs, mußte gehen. Mit den Machenschaften, so wurde scheinbar überzeugend dargelegt, hätten die ehrbaren deutschen Sportfunktionäre nichts zu tun.

Doch die Akten, die derzeit in Berlin von einem Parlamentarischen Untersuchungsausschuß überprüft werden, beweisen: Der Manager war nur Bauernopfer, die wahren Schmuddelkinder kamen aus der Beletage des deutschen Sports. Eifrigster Helfer bei den Privatdossiers war Lämmer, andere hohe Funktionäre aus dem In- und Ausland dienten ihm als Zuträger.

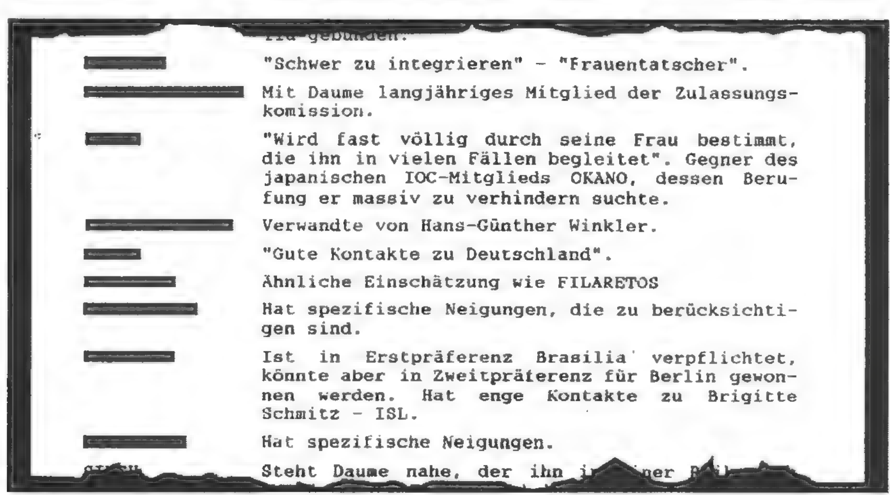
Bis heute schützte Lämmer vor allem ein Amt vor der Enttarnung: Niemand mochte sich vorstellen, daß ausgerechnet ein Präsidiumsmitglied der honorablen Deutschen Olympischen Gesellschaft (DOG) mitspioniert hatte.

Aber die Beweise sind so eindeutig, daß Lämmer sich dazu „derzeit nicht äußern" mag. Der DOG-Vize machte in einem dreiseitigen Brief am 13. August 1991 den Berlinern Hilfsangebote für die Bewerbungskampagne, darunter die Durchführung eines Symposiums zum Thema „Die Olympischen Spiele als kulturelle Herausforderung". Im letzten Absatz dann erklärt der Professor, er sei über die offizielle Zusammenarbeit hinaus „aufgrund meiner einschlägigen Erfahrungen gerne auch persönlich zur Übernahme bestimmter Sonderaufgaben bereit".

Lämmers Hilfsbereitschaft hat Tradition – und kommt meist teuer. Dem Sporthistoriker wird eine exzellente Witterung für lukrative Nebenbeschäftigungen nachgesagt.



Funktionär Lämmer: „Zu Sonderaufgaben bereit"



"Schwer zu integrieren" - "Frauentatscher".

Mit Daume langjähriges Mitglied der Zulassungskomission.

"Wird fast völlig durch seine Frau bestimmt, die ihn in vielen Fällen begleitet". Gegner des japanischen IOC-Mitglieds OKANO, dessen Berufung er massiv zu verhindern suchte.

Verwandte von Hans-Günther Winkler.

"Gute Kontakte zu Deutschland".

Ähnliche Einschätzung wie FILARETOS

Hat spezifische Neigungen, die zu berücksichtigen sind.

Ist in Erstpräferenz Brasilia verpflichtet, könnte aber in Zweitpräferenz für Berlin gewonnen werden. Hat enge Kontakte zu Brigitte Schmitz - ISL.

Hat spezifische Neigungen.

Steht Daume nahe, der ihn i

Beurteilung von IOC-Mitgliedern (Ausriß): „Eine Art zentraler Datenbank“

So kann Lämmer seit geraumer Zeit als wissenschaftlicher Leiter des geplanten Deutschen Sportmuseums über einen Etat von 400 000 Mark verfügen, den das Land Nordrhein-Westfalen jährlich auffüllt. Der Baubeginn aber mußte immer wieder hinausgeschoben werden, weil Lämmers dubiose Personalpolitik dazu beitrug, daß in Bonn grundsätzliche Zweifel am Sinn des Vorhabens geweckt wurden.

Auf der Suche nach willfährigen Untergebenen hatte Lämmer als wissenschaftliche Hilfskräfte auch Chemiker und Biologen angeheuert. Personal, das aus dem Museums-Etat bezahlt wurde, beschäftigte er an seinem Institut. Die Bewilligung einer bereits zugesagten Kostenbeteiligung des Bundes läßt immer noch auf sich warten.

Auch eine Chronik, die Lämmer zum 100. Geburtstag des Nationalen Olympischen Komitees (NOK) verfassen soll, kommt nicht recht voran. Mit seiner Selbstherrlichkeit vergraulte der Professor nach und nach renommierte Mitarbeiter. Nun ist der sechsstellige Betrag so gut wie aufgebraucht. Ob das Buch jemals erscheinen wird, ist ungewiß.

Mit den Berliner Olympiawerbern, die das Steuergeld mit vollen Händen ausgeben durften, wurde sich Lämmer schnell einig. Sieben Tage nach dem Brief faxte er eine Liste („Streng vertraulich“) mit Einschätzungen über IOC-Mitglieder. Nach Stasi-Art gab er seinem Informanten „aus dem Kreis der olympischen Bewegung“ den frömmelnden Decknamen „Augustinus“.

Ein Amerikaner wird als „Frauentatscher“ bezeichnet; einem europäischen Adligen werden „spezifische Neigungen“ bescheinigt. Neben den privaten Daten wurde stets auch die Einstellung zu Deutschland und zu Berlin aufgeführt. Vom Slowaken Vladimir Cernusak heißt es, er habe das Olympia der kurzen Wege ironisiert: „Ja, in Deutschland sind die Wege kurz, insbesondere vom KZ in die Gaskammer.“

Bei einem Treffen Ende August 1991 stimmte Fuchs offensichtlich Lämmers Vorstellungen zu, daß sich „erst aus einer größeren Anzahl ähnlicher Einschätzungen ein Trend ergeben wird“. Lämmer reiste vom 11. bis 13. September nach Athen, das mit der Kandidatur für die Spiele 1996 gescheitert war. Dort forschte er zwei Mitarbeiter aus dem „innersten Kreis des Bewerbungskomitees“ aus, die er „Ikarus“ und „Daedalus“ nannte. Er selbst unterschrieb seinen Bericht mit „Astrid“.

Sorgsam teilt das Papier das IOC in die Kategorien „nicht käuflich“ („ein sehr kleiner Kreis“) und „in der Tendenz käuflich“ auf. Auch sonst geht es sehr intim zu: Ein Puertoricaner wird als „Playboy“ eingestuft, andere werden als „immer betrunken“ geoutet.

Zufrieden weist „Astrid“ alias Lämmer in seinem Bericht an Fuchs darauf hin, daß die Griechen „unsere gemeinsame Einschätzung“ teilen, wonach „eine Art zentraler Datenbank“ unabdingbar sei. Darin müßten alle denkbaren Daten „bis ins Detail gespeichert und verknüpft“ sein.

Ungewohnt arbeitsfreudig kümmerte sich Lämmer sogar persönlich um die „Erfassungsmaske“, mit deren Hilfe die Daten für den Computer aufbereitet werden sollten. 17 Rubriken hatte Lämmer für jedes IOC-Mitglied vorgesehen, darunter solche wie „Sexuelle Neigung“ oder „Drogenkonsum“. Doch kaum hatte er die Entwürfe bearbeitet, wurde die Schmuddelarbeit publik.

Auf Lämmer aber fiel kein Verdacht. Wenn NOK-Präsident Walther Tröger Schadensbegrenzung betreibt, spricht er nur von „IM Astrid“ – als kenne er Lämmer und sein ungewöhnliches Hobby nicht. So konnte der neugierige Professor ungestört sein Forschungsgebiet noch ausweiten: Lämmer ließ sich zum Vizepräsidenten der europäischen Fair-Play-Initiative wählen. ❑


Liebe Eltern, Wo seid
Nachricht nach Halle!!
Euer Frie
SPIEGEL
special
1945 – 1948
DIE
DEUTSCHEN
NACH DER STUNDE NULL
Das Magazin zum Thema.
Monat für Monat.

Festivals

Mehr Mißtöne vom Ruhr-Piano

Neues vom „Klavier-Festival Ruhr“: Nachdem der SPIEGEL letzte Woche Widersprüche in den Gagenabrechnungen des Bochumer Festivalleiters Jan Thürmer und der Landshuter Firma „Klassik-Konzerte“ aufgedeckt hat, werden neue Fälle von Manipulation ruchbar. Für zwei Festivalkonzerte quittierten der Cellist Boris Pergamenschikow und sein Klavierpartner Pavel Gililov am 4. Juli 1990 vereinbarungsgemäß den Empfang von je 4000 Mark. Klassik-Konzerte stellte Thürmer indes für die beiden Auftritte 50 000 Mark plus Mehrwertsteuer in Rechnung. Am 22. August 1991 quittierte das „Amadeus-Trio“ für zwei Soireen ein Brutto-Honorar von 9000 Mark (plus Reisekosten). Klassik-Konzerte berechnete dafür 62 700 Mark. Betroffen von der dubiosen Abrechnungspraxis ist der „Initiativkreis Ruhrgebiet“, der das Klavierfest finanziert. „Nach eingehender Prüfung“ hat sich die Staatsanwaltschaft Bochum entschlossen, gegen Thürmer ein Ermittlungsverfahren einzuleiten.


Schauspieler Sprenger, Schmahl in „Zettel“-Inszenierung

Theater

Primeln und Gülle

Wenn ein mit linken Idealen ausgestatteter Journalist nach 17 Jahren Schreibarbeit bei einem ostholsteinischen Provinzblatt sein Leben bilanziert, umwölkt sich der Himmel über Eutin: Irgendwo zwischen Primelzucht und Gülle ist die Revolution versickert. Der Sohn liest Heidegger, und die Gattin treibt es mit dem Chef. Ein Trauerspiel. Schauspieler und Stückeschreiber Klaus Pohl („Karate-Billi kehrt zurück“, „Das Alte Land“) hat es unter dem Titel „Zettel“ zu Papier gebracht. Er selbst inszeniert, für Donnerstag dieser Woche, auch die Uraufführung am Hamburger Thalia Theater, leider ohne bei den Proben den Kolportage-Ballast abzuwerfen. Die Machenschaften der Deutschen Bank, Umweltkriminalität und brandstiftende Neonazis sollen den Leiden des alten Achtundsechzigers Tiefe geben. Nur scheinen sie den Dramatiker nicht sonderlich zu interessieren. Infotainment heißt der Erzfeind seines Helden. Aber ist das auch der Erzfeind von Pohl?

Kunst

Trügerischer Vormarsch

Die Avantgarde stirbt, aber sie gibt es nicht zu. Kriegerisch in Wortschatz und Gebaren, feiern moderne Künstler angeblich immer neue Vormärsche und Siege – und bleiben doch oft im Gelände stecken. Der New Yorker Maler Mark Tansey ironisiert die militärische Metapher von der Geistes-Vorhut auf einem Riesenbild, das der Düsseldorfer Kunstverein jetzt (bis 7. Mai) einzeln und mit beigegebenen Erläuterungen ausstellt, als wollte er seine Besucher in ein traditionelles Schlachtenpanorama versetzen: Auf 1,88 mal 3,05 Meter Leinwand schildert Tansey den „Triumph der New Yorker Schule“ über die altmodische Ecole de Paris um 1960. Surrealisten-Kommandeur André Breton muß da die Kapitulation vor dem amerikanischen Kritiker-Chef Clement Greenberg unterzeichnen; in der besiegten Truppe sind Kämpfer wie Pablo Picasso, unter den Siegern Jackson Pollock und Barnett Newman auszumachen. Doch das Gemälde, zugleich eine Anspielung auf Velázquez' „Übergabe von Breda“, straft sein heroisches Thema mit jedem Pinselstrich Lügen: Hätte Greenbergs Ästhetik der abstrakten Malerei wirklich auf der ganzen Linie gewonnen, dann könnte Tansey die Episode nun nicht so postmodern-realistisch vorführen wie auf einem alten, braunstichigen Foto.


Tansey-Gemälde „Triumph der New Yorker Schule“

Film

Ost-Choräle über Brooklyn

In „Little Odessa“, einem Quartier in Brooklyn, gibt es ein paar Zeilen kleiner Holzhäuser, die russisch aussehen, und der Dialog älterer Leute in diesem Immigrantennest ist oft gespickt mit russischen, ukrainischen oder jiddischen Wendungen. In dem Film „Little Odessa“ von James Gray (von dieser Woche an in deutschen Kinos) spielen Vanessa Redgrave und Maximilian Schell ein solches Zuwandererpaar, das in der Neuen Welt nie heimisch geworden ist. Als der ältere Sohn (Tim Roth), der jahrelang untergetaucht und angeblich als Mafiakiller unterwegs war, überraschend heimkehrt, tatsächlich mit einem Mordauftrag, und nun auch den halbwüchsigen Bruder (Edward Furlong) in seinen Bann zieht, verbinden sich Motive des Familiendramas und des Gangsterkinos eigenartig und eindringlich. Der Autor-Regisseur James Gray, erst 25 Jahre alt und selber mit der Welt von „Little Odessa“ verbunden, erweist sich in seinem ersten Kinofilm als intensiver Erzähler: Die mafios-blutige Action tut er knapp ab, viel stärker interessieren ihn die Widersprüchlichkeit der Figuren, die frostige Atmosphäre von Brighton Beach im Schnee und (als einzige Musik-Untermalung) die sonore Strenge slawischer Choräle.


Furlong, Redgrave in „Little Odessa“



S. FERRY / GAMMA / LIAISON

Romanthema Mauerfall: „Die Narbe, die mitten durch die Stadt lief, brach auf wie schlecht verheiltes Gewebe"

Bücher

NACHT MIT FOLGEN

Immer wieder wird er heraufbeschworen: der große deutsche Roman über Wende und Mauerfall. In diesem Frühjahr wagt sich erstmals eine ganze Reihe deutscher, zumeist junger Autoren an das epochemachende Thema – mit in der Regel kläglichem Erfolg. Nur ein Routinier aus Prag meistert den 89er-Roman: der Tscheche Ivan Klíma.

Der in Berlin – damals noch Ost-Berlin – lebende Schriftsteller Christoph Hein schaltete am 9. November 1989 gegen Mitternacht den Fernseher ein. „Auf allen Kanälen ist ein Volksfest zu sehen, offenbar in Westberlin", notierte er in seinem Tagebuch. Dann begreift er langsam: „Die Mauer wurde geöffnet." Und erkennt schnell: „Eine kostbare Ruhe ist dahin."

Es war die Stunde der Tagebücher. Den in Dresden lebenden Lyriker Thomas Rosenlöcher erreichte „die irrsinnigste Meldung" erst am nächsten Morgen: „Die Grenzen sind offen!" Und er notierte ohnmächtig: „Liebes Tagebuch, mir fehlen die Worte."

Mancher Autor hat sie bis heute nicht wiedergefunden. „In dieser Nacht", vertraute später der Thüringer Autor Hanns Cibulka seinem Tagebuch an, „stürzte nicht nur eine Mauer, auch die alten Namen lösten sich von den Dingen, es gab keine Richtung mehr, das ganze Leben war plötzlich in ein graues, undefinierbares Zwielicht getaucht."

Die Nacht, als „die Mauer hinfällig wurde" (Günter Graß), liegt weit zurück – ist sie jetzt literarisch tauglich? Angeblich warten ja die Literaturkritiker sehnsüchtig auf den großen deutschen Wende-Roman. „Hartnäckig wünscht sich das Feuilleton", behauptete etwa der *Stern*, „daß sich die Literatur der Wiedervereinigung annimmt."

Doch jetzt kommen sie, so scheint es, geballt: die Romane über Einheit und Wende. In diesem Frühjahr häufen sich Titel, die vor dem Hintergrund jener Nacht spielen oder dort ihren Ausgang nehmen. „Ist das das neue deutsche Wiedervereinigungsepos?" fragt die *Neue Zürcher Zeitung* angesichts des schwarzumhüllten Bandes „Nox" von Thomas Hettche, 30. Und gibt gleich noch die Antwort: „Als literarisches Nachspiel zu dem, was man die ‚Wende' nennt, sucht dieser Text bis heute seinesgleichen."

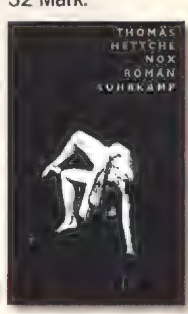
Reinhard Jirgls Roman „Abschied von den Feinden" erhielt sogar schon vor Erscheinen zwei Literaturpreise, und das Lob will nicht verstummen. Jirgl, 42, habe sich mit seinem Wende-Roman „in die vorderste Reihe deutschsprachiger Literaten geschrieben", meldet die *Frankfurter Rundschau* im schönsten Rezensentendeutsch.

Hettche und Jirgl: zwei Hoffnungsträger der jungen deutschen Literatur? Symptomatisch sind deren neue Romane und die Reaktionen in der Tat – freilich für das verquälte Verhältnis deutscher Autoren zum Erzählen und für die offenbar anhaltende Lust einiger Kriti-

Die Literatur der Wende



Volker Braun
„Der Wendehals"
Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main; 128 Seiten; 34 Mark.



Thomas Hettche
„Nox"
Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main; 160 Seiten; 32 Mark.

ker, dem Publikum als neu und bedeutsam anzudienen, was Avantgarde von gestern ist.

„Nox", die Nacht: Der Tag bricht „ins Dunkel hinüber", es ist einiges los in Berlin. Ein Autor sitzt in einem Zimmer mit Seeblick vor dem Computer („Ich ging in jener Nacht zurück in das bernsteinfarbene Licht"); und das Wort ergreift ein Ich-Erzähler, dem gerade eine namenlose Frau die Kehle aufgeschlitzt hat.

Während er sein Leben aushaucht, kommentiert er fidel das Geschehen in Berlin (man verstehe den Insidergag – der Erzähler ist tot, es lebe der Erzähler): „Und ich hörte, wie die Stadt träumte, und wie die Öffnung der Grenze, die sie durchlief wie ihr steinernes Rückgrat, sie ganz langsam erreichte in ihrem Schlaf."



D. KONNERTH / LICHTBLICK



S. SAUER / LICHTBLICK

Romanautoren Jirgl, Hettche: Lob für die Avantgarde von gestern

Wer will einer in Verwesung begriffenen, allwissenden Leiche Klischees und holprigen Satzbau vorwerfen? Es geht zur Sache in dieser finsteren Nacht. Nicht nur, daß das „steinerne Rückgrat" zerfällt und entlang der Mauer „die Narbe, die mitten durch die Stadt lief, aufbrach wie schlecht verheiltes Gewebe" – nein, schwarz sind auch die Straßen, „schwarz vor Fußgängern, die, von den Blitzlichtern der Fotografen erhellt, in den Westen drängten".

Und geliebt wird im deutsch-deutschen Dunkel – ein einziger Vereinigungsrausch. Im Fond eines Trabant, der den Grenzübergang Prinzenstraße passiert, sitzt kopulierend ein Paar („Sie zog ihren Rock hoch und bestieg ihn"). Andernorts öffnet eine Blonde aus dem Osten einem Westler in der Nacht der offenen Mauer die Hose und verhilft ihm oral zum Höhepunkt: „Und etwas, sah sie, zerbrach in seinem Gesicht, eine Verstrebung oder ein Fundament" – wer bemerkt da nicht, ungeachtet stilistischer Verstörung, die Parallele.

Eine Nacht, die im Sadokitsch ausklingt: „Sie hing, kopfüber, still. Ihr Körper mit den Beinen nach oben, sich selber fremd, eine Pflanze und ihr Geschlecht eine Frucht." Und Sätze, die von Christa Wolf stammen könnten: „Nichts, dachte sie, wird so bleiben, wie es war. Und nichts blieb als zu warten, was aus ihnen werden würde."

Die plumpe Vermengung von Geschlechts- und Maueröffnungen, von Wunde und Wende, von Verwesung und deutscher Nacht – alles nur ein Spiel? Beim Kritiker der *Frankfurter Rundschau* ist „Nox" prompt als Antiliteratur durchgegangen: Es sei hier „die ‚nationale Thematik' mit Geschick und literarischem Scharfsinn vermieden worden". Kein „neudeutsches Pathos" entsteige dem Roman, „auch kein Plädoyer für eine neue Erzählseligkeit".

Doch Hettches Roman ist schlicht ein miserables Buch, das seine Schwülstigkeit hinter der Maske augenzwinkernder Inszenierung nur schlecht verbergen kann. Der bei Gießen geborene Autor, der 1989 mit dem Roman „Ludwig muß sterben" debütierte, hat jenes Jahr zwar in Berlin verbracht und war auch in der Nacht des 9. November vor Ort, doch sein literarischer Reflex ist die Bankrotterklärung eines Talents.

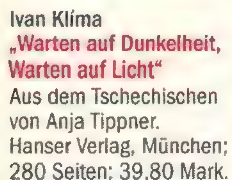
Und Reinhard Jirgl? Er stammt aus dem Osten, lebt in Berlin, sein erster Roman erschien 1990 („Vater Mutter Roman"). Jirgl erzählt in „Abschied von den Feinden" eine tragische deutsche Geschichte, die weit über jene Nacht hinausgreift, als „in Berlin die Mauer Stück-für-Stück niedergerissen wurde Bei Feuerwerk & Jubel Bei Sekt & Polizeisirenen".

Die Geschichte zweier Brüder: Einer ist in den Westen gegangen, einer im Osten geblieben. Immer wieder wird eine Urszene aus der gemeinsamen Kindheit beschworen: Mitte der fünfziger Jahre hat die Staatsmacht der DDR die Mutter in die Irrenanstalt gesperrt. Später dann haben die Brüder nacheinander dieselbe Frau geliebt – der eine erst, nachdem der andere das Feld Richtung Bundesrepublik geräumt hatte.

Diese Geschichte, die für eine Erzählung von 40, 50 Seiten vielleicht getragen hätte, wird von Jirgl häppchenweise, gegen die Chronologie, verschroben und verschraubt dargeboten. Das würde noch angehen, wenn der Autor nicht den wirklich unseligen Einfall gehabt hätte, seinen Stoff – wie schon in früheren Arbeiten – durch den Fleischwolf ei-



Reinhard Jirgl
„Abschied von den Feinden"
Hanser Verlag, München; 328 Seiten; 39,80 Mark.



Ivan Klíma
„Warten auf Dunkelheit, Warten auf Licht"
Aus dem Tschechischen von Anja Tippner. Hanser Verlag, München; 280 Seiten; 39,80 Mark.



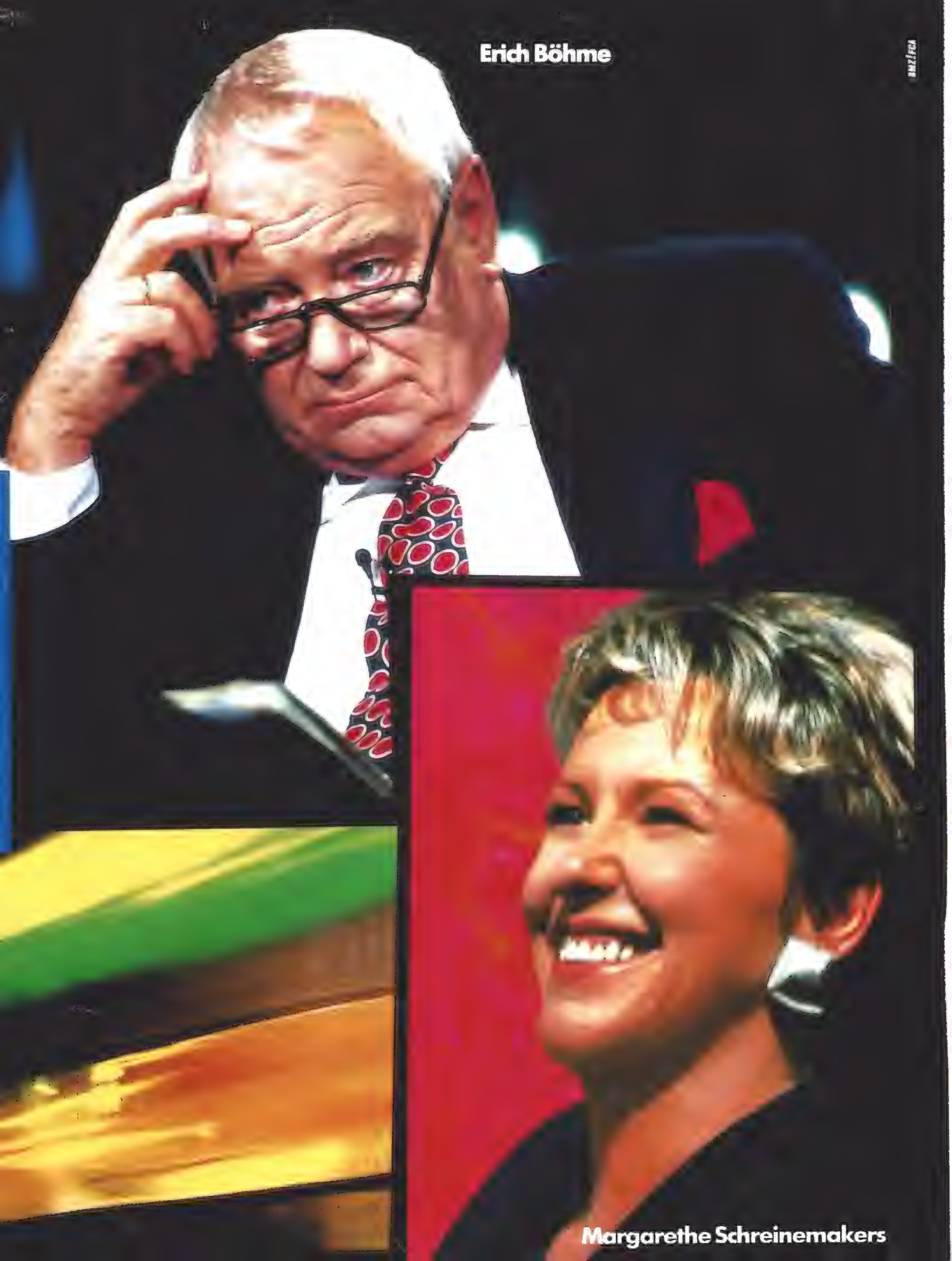


Barbara Sichtermann
„Vicky Victory"
Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg; 320 Seiten; 38 Mark.

Reinhard Wosniak
„Sie saß in der Küche und rauchte"
Mitteldeutscher Verlag, Halle; 92 Seiten; 22 Mark.




SAT.1
„Raus mit der Sprache.“ Live in SAT.1
Respektlos. Engagiert. Und erfrischend direkt. Plaudern ist nicht angesagt. Hier wird Klartext geredet. Mal forsch, mal fordernd. Aber immer live. SAT.1 Die beste Zeit des Tages
Ulrich Meyer


Erich Böhme
Margarethe Schreinemakers

ner eigens konstruierten Schreibweise zu drehen.

Von dieser Privat-Orthographie glaubt der Schöpfer, daß durch sie „differenzierte Zeichenebenen" entstehen würden, „die als Sinnträger eine größere Genauigkeit der Beschreibung ermöglichen". So werden Zahlwörter fast durchweg als Ziffern geschrieben, auch wenn sie als Silben eines Wortes verwendet werden („vereinzelt" wird zu „ver1zelt"). Jirgls so oberlehrerhaft wie schlecht formulierte Begründung: „Zum Verdeutlichen des Erscheinungsbildes eines Textes in seiner Physis, worin auch das erotische Moment eines Text(ab)bildes enthalten ist."

Die „Gefilde des Erotischen" im Roman entlarven am besten, was dieses Brimborium überdekken soll: Sprachlosigkeit. Wo die Pubertät als Zeit „spontaner Erektionen & allgemeiner Überschätzung alles Schleimhäutigen" beschworen wird, fehlt auch der Professor nicht, der dem Weiblichen („die Spitzen ihrer Brüste prägten sich in den Blusenstoff") so zugetan ist, daß das Examen mancher Studentin zum „Eck-Samen" wird. Da hat nun „Gans-Deutschland" etwas zu lachen: so ging es unter dem „EsEhDe-Reschiem" zu.


Autor Klíma: Gespür für schwache Helden

P. PEITSCH

Schon vor mehr als 70 Jahren hat Bertolt Brecht zu solch verquältem Bemühen das Nötige gesagt: „Ich weiß nicht, warum die Jüngsten so krampfhaft an ihrem Material herumneuern und mit der Reform bei der Sprache anfangen, die doch recht eigentlich das Unbedachteste, Leichtwiegendste, Schwebendste sein soll." Deren Reiz verblasse, wenn sie absichtlich wirke: „Das sind Bemühungen eines kleinen Geschlechts."

Kalauer und Künsteleien: Die deutsche Einheit scheint den Schriftstellern die Sprache verschlagen zu haben.

„Wie gut, daß ich keine Bücher schreibe" – so läßt Volker Braun kokett sein neues Buch „Der Wendehals" beginnen. Braun, 55, ein Autor, der in der DDR mehr beheimatet war, als er wohl selber glaubte, bietet einen kleinen Dialog zur Situation nach dem Fall der Mauer: „Ich" und „Er" im Streit, sie schreiten durch Berlin, der eine eher skeptisch angesichts der neuen Verhältnisse, der andere angepaßt.

Gleichwohl ein lahmer Streit. Grundhaltung: „Ich bin des Diskutierens müde, und wie die Dinge liegen, ist ihnen nicht mit raschen Texten aufgeholfen." Ein bißchen Kabarett: „Red keine Romane, laß uns leben." Und bemühter Witz: „Es muß ja nicht die letzte Wende sein." Fazit wie gehabt: „Überall wird entrümpelt . . . Gnadenlose Abfuhr." Und: „Die Selbstgewißheit ist, wie wir wissen, im Eimer." Resignation, Rückzugsgefechte, Platitüden.

Allzu anregend wirkte die Mauer auf deutsche Autoren ohnehin nie – auch vor dem 9. November nicht. Nur wenige Bücher machten die deutsche Teilung zum Thema, Christa Wolfs Erzählung „Der geteilte Himmel" (1963) etwa oder Peter Schneiders „Mauerspringer" (1982).

Und als 1985 Botho Strauß in einem Gedicht nur zu fragen wagte, was wohl „das Herz eines Kleist" angesichts der „Teilung des Lands" empfinden würde, wurde er ebenso verhöhnt wie zwei Jahre später Martin Walser, der in seiner Novelle „Dorle und Wolf" von „Halbierten" sprach, die gar nicht wüßten, daß ihnen die „Leipziger Hälfte" und ein „Dresdener Teil" fehlen würden.

Erträglich scheint der literarische Umgang mit der neuen Durchlässigkeit zwischen Ost und West allenfalls noch im trivialen Genre. Zwei Unterhaltungsromane – „Vicky Victory" von Barbara Sichtermann und „Sie saß in der Küche und rauchte" von Reinhard Wosniak – greifen die Gelegenheit neudeutscher Liebesbegegnungen munter auf. Keine große Literatur, vergnügliche Konfektion.

Hier wie dort versucht ein Held aus dem Osten vor der Angebeteten zu verheimlichen, daß er „Ossi" ist. Wosniaks Geschichte spielt 1990 in Florenz, wo der Ich-Erzähler endlich die Kunstschätze betrachten will und ihm die West-Berlinerin Anna die verhängnisvolle Frage stellt: „Du kommst aus dem Osten?"

Schauplatz des Sichtermann-Romans ist Berlin „im Jahr Eins nach der deutschen Einheit“: Igor, arbeitsloser Weiberheld, verliebt sich in Vicky Victory, die in Wirklichkeit Petra heißt und alles andere als eine Siegerin ist.

Es geht nicht gut: „Wir sitzen und stieren einander in die Augen, grinsen verdruckst und denken beide dasselbe:

Sie aus dem Osten, er aus dem Osten, und keiner gibt es zu

Sie ist aus dem Osten und gibt es nicht zu. Ich bin aus'm Osten und geb' es nicht zu.“ Statt Wende-Dramatik das Satyrspiel.

Allein ein tschechischer Autor, Ivan Klíma, führt vor, was ambitionierte Erzählkunst kann, ohne an Unterhaltsamkeit einzubüßen: mit seinem jüngsten Roman „Warten auf Dunkelheit, Warten auf Licht“.

Klíma, 63, setzt den Umbruch von 1989 und dessen Folgen vor der Kulisse von Prag in Szene. 20 Jahre lang hat der Kameramann Pavel Fuks dem Staatsfernsehen gedient, hat die kommunistischen Potentaten verewigt, ein Mitläufer also.

Fuks, ein Mann in den Vierzigern, ist schwach. Er liebt die Frauen – und kann sich für keine entscheiden. Er liebt seinen Beruf, träumt von eigenen Filmen – und macht Propaganda.

Nach der Wende gibt er seinen Posten auf, um einem Rausschmiß zuvorzukommen; er dreht nun Werbe- und Pornofilme – ein trauriger Held, der nicht mehr mithalten will mit den Opportunisten, die schon wieder oben schwimmen.

Klíma gelingt das Kunststück, ihn sympathischer erscheinen zu lassen als die politisch korrekten Matadore der samtenen Revolution. Zwar läßt der Autor keinen Zweifel daran, daß die siegreichen Demonstranten im Recht sind, klar wird aber auch: Menschen mit den kleinen, alltäglichen Träumen, Menschen wie Pavel Fuks, verdienen nicht weniger Respekt.

Klíma hat ein feines Gespür dafür, wieviel Historie seine Geschichte verträgt – und wo er zu seinem Helden zurückzukehren hat. Ein Wende-Roman? Ein Epos jedenfalls über die Umbrüche der jüngsten Vergangenheit und die Gegenwärtigkeit einer umfassenden Beunruhigung.

Die Ruhe ist dahin – ob sie so „kostbar“ war, wie Christoph Hein im Schock jener Nacht von 1989 noch glauben mochte, stellt Klímas Roman nachträglich in Frage. Ein solches Buch hätte man auch von einem deutschen Schriftsteller gern gelesen. *Volker Hage*





Maillol-Muse Vierny 1995 (mit Maillol-Skulptur), Vierny 1936: Spätes Himmelsgeschenk für den Meister

Kunst

Göttliche Blume

Dina Vierny hat in Paris ein privates Maillol-Museum gegründet – vor 50 Jahren stand sie dem berühmten Bildhauer Modell.

Das Mädchen schien für den Job beim Meister bestens ausgestattet. Die Russin war nicht zu groß, hatte runde, feste Formen, war blutjung, reizend naiv, aber intelligent. Und offenbar hatte sie keine übermäßigen Hemmungen.

Dina, die Emigrantin aus Odessa, war erst 15 Jahre alt, als sie, auf Rat eines Freundes, den Bildhauer Aristide Maillol 1934 in seinem Atelier in Marly-le-Roi bei Paris besuchte und sich als Modell bewarb. Für den 72jährigen Künstler erfüllte sich beim Anblick der drallen Nymphe ein fast schon aufgegebener Traum. Endlich hatte er in der Wirklichkeit jenen perfekten Körper gefunden, den er in seinen Kunstwerken schon längst geschaffen hatte: kompakte Rundungen und die unverfälschte Erotik der Jugend – kräftige Anmut, Natur als reine Form.

Über 50 Jahre nach dem Tod des Künstlers ist nun auch Dinas Lebenstraum wahr geworden. In der Pariser Rue de Grenelle eröffnete Madame Vierny, 76, kürzlich ihr privates Musée Maillol, die einzige permanent zugängliche Sammlung, die ausschließlich dem bedeutenden französischen Bildhauer gewidmet ist.

Die Zeichnungen, Pastelle und Bronzen in den Haupträumen zeigen vor allem die junge Dina. Dennoch ist das Museum nicht das Mausoleum ihrer Jugend. Die „Fondation Dina Vierny" dokumentiert vor allem eine leidenschaftliche Sammelwut, sie bietet auf 3000 Quadratmetern und vier Ebenen lauter Asservatenkammern einer unstillbaren Obsession.

Einige Kabinette beherbergen Dinas Kollektion russischer Avantgarde-Kunst der späten sechziger Jahre: Bilder und Objekte von Bulatow, Kabakow und Jankilewski. Andere Räume zeigen naive Kunst sowie Werke der klassischen Moderne: von Kandinsky bis Poliakoff.

Über drei Jahrzehnte hat die Vierny – der Name stammt vom ersten ihrer drei Ehemänner – für ihre Privatstiftung gekämpft. Seit 1954 bewohnt sie ein kleines Apartment in dem prächtigen Palais in der Rue de Grenelle, einem ehemaligen Kloster.

Mit der Zeit kaufte Dina Vierny in dem verwinkelten Gebäude eine frei werdende Wohnung nach der anderen auf, komplettierte ihre Maillol-Sammlung und beschaffte die nötigen Mittel für den Umbau. Daß sie Maillols Nachlaßverwalterin ist und so Einfluß auf den einträglichen Handel mit seinen Werken hat, trug ihr zusätzliches Kapital ein.

Hoch unter dem Dach ihres Museums, eine enge Treppe windet sich empor, residiert die Chefin. Im winzigen Entree steht eine Maillol-Skulptur – das nackte Abbild ihrer Jugend. Sie dient der alten Dame als Kleiderpuppe für ihren Wintermantel.

Ihr russischer Mädchenname? Die Herkunft ihrer Familie? Die Kosten fürs Museum? – „Darüber spreche ich nicht." Die junge Dina hatte dichtes

Tiefe Eifersucht auf die Freundinnen des Schürzenjägers Maillol

schwarzes Haar, das sie meist als Gretchenzopf um den Kopf gewickelt trug. Maillol erlebte ihren Körper als Himmelsgeschenk: „Ich kenne drei göttliche Blumen", schrieb er damals auf eine Skizze, „die Nelke, die Rose und Dina."

Zehn Jahre lang, bis zum Tod Maillols 1944, saß oder stand die Blumen-Göttin Dina dem greisen Künstler in seinem Atelier Modell – anfangs immer nur donnerstags am Nachmittag, wenn sie schulfrei hatte. Der Meister schuf nach ihrem blühenden Bilde seine schönsten Werke: „Der Fluß", „Die Luft" und die unvollendet gebliebene Figur „Harmonie".

Der Künstler Maillol schätzte die deutsche Gegenwartskunst seiner Zeit


Mit vermufften Büros ist
ein für allemal Feierabend.


GRABARZ & PARTNER © INTER IKEA SYSTEMS B.V. 1995
IKEA®
CLEVER
EINRICHTEN.
Wenn es darum geht, vermuffte Büros in inspirierende Arbeitsplätze zu verwandeln, haben wir von IKEA 1.000 Ideen. Allein zum Thema Ablage haben wir unzählige Einfälle. Zum Beispiel, wie man ein normales Ablagesystem als funktionalen Raumteiler nutzt. Oder als Abtrennung für Besprechungsecken. Oder um gleich ganzen Räumen eine neue Identität zu geben.
Schreiben Sie uns, und Sie erfahren mehr über die neue Art zu arbeiten. Über Pflanzen, Textilien und Beleuchtung. Über professionelle Büromöbel und unseren Service für Firmenkunden. Sie werden staunen, was man mit Köpfchen und IKEA aus einem Büro alles machen kann.
IKEA fürs Büro: „Die neue Art zu arbeiten" und das komplette Büroprogramm auf insgesamt 132 Seiten. Kostenlos per Post: IKEA Katalogservice, Am Klingenweg 4, 65396 Walluf. Telefon 06123/99 10, Fax 06123/73 016.
Firma:
Name:
Straße:
PLZ/Ort:
SP12



und wurde seinerseits von der deutschen Avantgarde gefördert. Aber auch Bildhauer Arno Breker, Adolf Hitlers bevorzugter Heroen-Schmied, stand ihm nahe. Als Breker 1942 im besetzten Paris den Franzosen in einer großen Propaganda-Schau zeigen durfte, was echte germanische Freikörper-Kunst ist, reiste Maillol eigens zur Eröffnung, um seinem Freund zu huldigen.

Der Deutsche schreibt in seinen Erinnerungen, Maillol habe ihn 1942 sogar gebeten, in Banyuls, dem südfranzösischen Refugium des Meisters, seine Büste zu modellieren. Bei einem Essen zu Brekers Ehren verstieg sich der Franzose dann auch noch zu der Bemerkung, Breker sei „der Michelangelo Deutschlands".

Clotilde Maillol, des Künstlers Gattin, plagten derweil andere Peinlichkeiten. Sie gestand Breker ihre tiefe Eifersucht auf die Freundinnen des Schürzenjägers Maillol und präsentierte ihm zum Beweis eine offizielle Einladung, auf der „Botschafter Otto Abetz" sich die Ehre gab, „Herrn Aristide Maillol und Frau Gemahlin zum Déjeuner einzuladen". Die aktuelle Mätresse ihres Mannes sei, so die des Deutschen unkundige Madame Maillol, also längst stadtbekannt: eine Dame namens „Gemahlin". Der deutsche Muskel-Michelangelo klärte den Sachverhalt.

Im Gegensatz zu ihrem Meister vermied Dina Vierny jeden Kontakt mit den deutschen Besatzern. Sie blieb in Banyuls und nahm Kontakt zum französischen Widerstand auf. Bald führte die junge Frau nachts Flüchtlinge über die französisch-spanische Grenze. Dem Freund Maillol hatte sie davon zunächst nichts erzählt. Erst als er sich eines Tages beschwerte, daß sie im Atelier müde wirke, beichtete sie ihm ihre nächtlichen Grenzgänge.

SS-Wachen schlossen die schweren Türen auf, Dina war frei

Er habe ihr dann, so sagt sie heute, „gezeigt, wie man das richtig macht, wie man Menschen auf einem winzigen Pfad, den die Ziegen getrampelt hatten, heil über die Grenze bringt". Meist, erinnert sich Dina Vierny, waren ihre Schützlinge deutsche Emigranten, „Intellektuelle, man sah denen das am Gesicht an".

Doch die nächtlichen Aktivitäten flogen auf. Die junge Frau landete im Frühjahr 1943 im berüchtigten Gefängnis von Fresnes bei Paris.

Dinas wundersame Befreiung aus der Haft erinnert an einen Kolportage-Roman. Beim Verhör im gefürchteten Gestapo-Quartier in der Pariser Rue des Saussaies erschien unvermittelt ein ordenbehängter deutscher Wehrmachtsoffizier, zeigte ein Schreiben von höchster Stelle vor und befahl der Gefangenen, ihm zu folgen. SS-Wachen schlossen, leicht irritiert, die schweren Türen auf. Dina war plötzlich frei.

Der Retter im Hintergrund, der den Offizier mit dem gefälschten Befreiungsbrief geschickt hatte, war Arno Breker. Der Bildhauer mit Verbindungen zu höchsten NS-Chargen hatte sich auf Bitten Maillols für dessen Modell eingesetzt.

Seine guten Kontakte zu den Deutschen diskreditierten Maillol nach dem Krieg. 1964 vermachte Dina Vierny dem Staat 18 Skulpturen ihres Idols. Und die Französische Republik scheute sich nicht, die Bronzen publikumswirksam in den Tuilerien-Gärten vor dem Louvre aufzustellen. ❑



Maillol-Pastell „Dina – Rückenansicht" (1944)
Natur als reine Form

Musik

Der aus der Reihe tanzt

SPIEGEL-Redakteur Klaus Umbach über die spektakuläre Scarlatti-CD des Pianisten Christian Zacharias

Keine Allüren beim Auftritt, kein Heckmeck an den Tasten. Entspannt schlakst er aufs Podium, entspannt spielt und spricht er. Unveränderliche Kennzeichen: scheinbar keine.

Doch wenn Christian Zacharias, 44, derzeit Deutschlands bester und erfolgreichster Mann am Klavier, in seinem Domizil, einer früheren Zwergschule im Bergischen Land, mal halbwegs zur Ruhe kommt vom Dauerlauf durch die globale E-Musik-Szene, dann packt ihn die Unruhe eines heimlichen Revoluzzers, dann motzt er los gegen die edle Harmonie seines Jobs:

Das Konzertleben sei längst „mumifiziert und erstarrt", der Interpret durch „Routine und Verschleiß bloß noch risikoscheuer Handlanger", das Publikum „eine müde Masse in fader Genußhaltung".

Dabei sieht dieser immer noch jungenhafte Pianist mit dem spitzen, bübischen Lachen nicht aus, als leide er an der Tretmühle, die er selbst fleißig in Gang hält: Mozart-Sonaten, Mozart-Konzerte, Beethoven-Sonaten, Beethoven-Konzerte, Schubert, Schumann – die Altvorderen eben. Sie alle meistert er mit Elan, Charme und viel Freude an der eigenen Fingerfertigkeit.

Beim alten Brahms allerdings habe er oft seine „liebe Not". Manche Werke werde er „nie im Leben spielen", einige „stoßen mich geradezu ab": „Schrecklich, diese technische deutsche Knetmusik." Folgt, als PS, ein kokettes Pardon: „So etwas sagt ein anständiger deutscher Pianist natürlich nicht."

Der sagt auch nicht, daß der Übervater Bach, gemeinhin Maß aller Dinge und Muß aller Musiker, „eigentlich nur ein Meister der kleinen Form" und deshalb niedriger zu hängen sei. Bachs „Wohltemperiertes Klavier" zum Beispiel, ein Doppel-Zyklus von zweimal 24 Präludien und 24 Fugen, hält Zacharias für ein Monstrum, ja über weite Strecken für einen „Katalog voll Formalitäten, reiner Bürokratismus, der mit Kunst nichts zu tun" habe.

Nun hat sich der Querdenker aus dem Bergischen auch noch mit einem Dogma seiner Zunft angelegt – mit dem „Glauben, daß der Interpret die endgültige und absolut richtige Wiedergabe einer Komposition liefern kann". Was das Publikum allabendlich erwarte, sei „ein Phantom": „Ein Stück klingt immer wieder anders."



R. JANKE / ARGUS

Scarlatti-Spieler Zacharias: Da capo, da capo, da capo

Zum Beweis seiner Ketzerei hat Zacharias letzte Woche die vielleicht skurrilste Klassik-Publikation der Plattengeschichte vorgelegt: „Encore" (Zugabe) heißt, harmlos, das digitale, bei EMI Classics erschienene Unikum, und völlig harmlos fängt an, was Zacharias mit Recht sein „bislang spleenigstes Experiment" nennt.

Presto, wie es die Noten vorschreiben, läßt er seine Finger im 3/8-Takt loslaufen; ein paar Sprünge, ein paar Triller, nirgends Klavierakrobatik. Im Nu, nach 2'37", hat der Pianist die 134 Takte einer G-Dur-Sonate von Domenico Scarlatti, dem italienischen Frühklassiker, hinter sich.

Kurze Pause, dann weiter im Notentext. Doch was folgt, ist wie gehabt: dieselbe Petitesse, derselbe Pianist. Nur der Klavierton klingt eine Spur trockener, das Tempo einen Hauch quirliger. Spielzeit: 42 Sekunden weniger. Insgesamt 20 verschiedene Versionen der Minimal-Musik, zwischen 1973 und 1994 aufgenommen, hat Zacharias zu einem einstündigen Dauerlauf summiert – eine Demo von faszinierender Beharrlichkeit.

Verrückt, dieser multiple Scarlatti. Da wird – da capo, da capo, da capo – ein kleiner Ohrwurm zum Bandwurm von Bruckner-Maßen vervielfältigt. Damit, freut sich Plattenspieler Zacharias, führe sich „die Plattenindustrie endlich selbst ad absurdum". Denn die Firmenwerbung mache ihren Kunden doch bei jeder Novität weis, nun könnten sie „die absolut und unverrückbar gültige Version eines Werkes kaufen": „Blödsinn, die genau gibt es nicht."

Schon vor über 20 Jahren, als der in Indien geborene Ingenieurssohn seine Laufbahn begann, hat Zacharias an der Scarlatti-Miniatur einen Narren gefressen. Fast jeden Abend bot er sie als Zugabe, inzwischen „bestimmt 1600mal" – mal ein bißchen graziöser, mal salopper; hier im Schongang (3'24"), dort mit Kickdown (1'55").

Er spielte das Kürzel beim Südwestfunk Baden-Baden, in der Deutschen Schule von Kairo, in Tokios gigantischer Suntory Hall, in der Dorpsgesinde Gemeente Kerk der holländischen Stadt Haarlem, im Landgasthof des schweizerischen Weilers Riehen. Und überall lief ein Band.

Die Idee, den Mythos der ewig gültigen Interpretation zu demontieren, hat Zacharias den schönen Künsten abgeguckt. „Fasziniert von der Obsession" des Malers Peter Dreher, der seit 20 Jahren immer wieder ein und dasselbe Wasserglas auf die Leinwand bringt und mittlerweile an die 1000 fast unsichtbar variierte Abbilder des Gefäßes geschaffen hat, wählte er die Scarlatti-Sonate als Objekt „meiner künstlerischen Unberechenbarkeit"; sie sei sein „Glas".

Geradezu kunstbeflissen hat EMI denn auch die CD in Umlauf gebracht. Die Aufnahme erscheint, als numerierte Edition, in nur 3000 Exemplaren, Zacharias-Inspirator Dreher malte für den beigefügten Kunstdruck-Leporello eigens 20 – fast identische – Scarlatti-Porträts.

Für die Wirkung einer Komposition, das will Zacharias mit dem Gesamtkunstwerk dokumentieren, sei „die Tagesform des Pianisten, die Raumakustik und die Publikumsresonanz" genauso wichtig wie „der reine Notentext".

„Durchschnittshörer", räumt Zacharias ein, könnten ihre Schwierigkeiten haben, „die feinen Unterschiede" in seinem Minimal-Marathon herauszuhören. Aber nur solche „Überraschungen", auch „mühsame", seien geeignet, „die Lethargie in unserem Konzertbetrieb noch aufzubrechen".

Zacharias spricht aus Erfahrung. Denn wo immer er bislang, auch auf Platte, aus der Reihe tanzte, kam auch das Publikum aus dem Takt.

Besonders gern experimentiert der Virtuose in den Kadenzen von Mozarts Klavierkonzerten, wo der Komponist seinen Interpreten für wenige Minuten einen Freiraum für eigene Improvisationen überläßt. Die meisten Kollegen, lästert Zacharias, spielten dort „gewohnt artig und langweilig", eine Pflichtübung. Er aber riskiert eine Kür ins Extravagante.

Mitten in seine Solokadenz des d-Moll-Konzerts ließ er fortissimo einen Orchesterakkord aus „Don Giovanni" knallen; Käufer der CD schlugen bei EMI Alarm und begehrten Umtausch der vermeintlich entstellten Aufnahme. Die New Yorker Philharmoniker waren erst nach langem, erläuterndem Briefwechsel bereit, den Coup auch live mitzumachen. „Inzwischen", sagt Zacharias, „finden das alle Dirigenten toll."

Auch bei der Produktion von Mozarts „Krönungskonzert" begnügte sich Zacharias nicht mit dem „Schnickschnack, den alle machen". Mitten in der Kadenz zog er auf einmal eine eigens nach seinen Plänen gebaute Spieluhr aus der Tasche und ließ die Mechanik losklimpern: „Plötzlich dudelt da eine Maschine, und die Leute sind hellwach."

„Begeistert von der großen Wirkung solch kleiner Schocks", sinnt Zacharias über neue Alleingänge nach. „Für mich selbst überraschend" hat der Virtuose soeben sein Faible „für eine gewisse Popmusik" entdeckt und seinem Sohn für fünf Mark das Stück ein paar alte Platten der britischen Gruppe „Queen" abgekauft: „Richtig stark", rühmt er im Jugendstil.

Eines Tages, „das wäre toll", könnte er durchaus soweit sein und auch „vitale Klänge dieser Machart" in eine Mozart-Kadenz platzen lassen. Dann, Himmel hilf, würde der tote Queen-Sänger Freddie Mercury ins klassische Elysium aufsteigen und dort zur Rechten von Amadeus thronen. ❑

Gegendarstellung

In der Ausgabe des SPIEGEL vom 27. März 1995 (Nr. 13) auf den Seiten 232/233 berichten Sie über die bevorstehende Kresnik-Premiere seines „Gründgens-Projektes" unter der Überschrift „Pudel im Bauch":

Sie behaupten dort:

„Hoppe soll in der Inszenierung allabendlich zwei Chansons zum besten geben. Sie hat es zugesagt, ob sie ihr Versprechen halten wird, weiß niemand."

Diese Behauptung ist unrichtig. Richtig ist, daß mir Herr Kresnik Ende Dezember ein entsprechendes Angebot unterbreitet hat. Dieses habe ich sofort und definitiv abgelehnt.

Berlin, den 27. März 1995

gez. Marianne Hoppe

usinen im Vergleich, zelsitzen ausgestattet sind.

3.000 Litern! Die elegante Karosserie, die diese Sitze umhüllt, können Sie auf dem Foto leider nicht sehen. Ebensowenig das mit Airbag und ABS vorbildliche Sicherheitspotential - und viele andere Vorzüge. Ach ja: Die einzige Großraumlimousine, in der 7 vollwertige Sitze stecken, heißt Espace. Wenn Sie ihn probesitzen oder probefahren möchten, fragen Sie Ihren Renault Partner!



Das Original.

Literatur

Dem denkenden Leser

Peter von Matt über Hans Magnus Enzensbergers Gedichtband „Kiosk“

Matt, 57, arbeitet als Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität Zürich. Zuletzt veröffentlichte er den Essayband „Das Schicksal der Phantasie“ (Hanser Verlag).

Sie verstehen zu altern, die literarischen Upstarts der fünfziger Jahre. Während die 68er zuhauf vorzeitig vergreisten, tummeln sich die gereiften Vertreter der James-Dean-Generation wie eh und je auf der kulturellen Piazza, schreiben Romane und Novellen und Gedichte, halten Reden, finden die Gegenwart apokalyptisch, die Politiker unerträglich und die Kollegen fragwürdig. Sie schimpfen, drohen und prophezeien, sind die Opfer korrupter Kritiker und ausbeuterischer Verleger, und sie bleiben produktiv dabei wie die Kaninchen.

Günter Graß hält sich seinen schweren Zorn wie Laotse den Reitochsen, ein unzertrennliches Paar, unterwegs seit Jahrzehnten, von niemandem aufzuhalten im gemessenen Schaukelgang. Martin Walser, städtischer Intellekt wie einer, spielt den Ländlichen, das Bodenseekind, den letzten Verwurzelten, und nervt damit die andern Städtischen wie der Igel den hechelnden Hasen: Man kann aufbrechen, wohin man will, Walser ist immer schon da. Und Enzensberger, der Gelehrteste von allen, ein Belesener von Wielandschen Ausmaßen, erfreut sich seines Wissens und seiner Bücher und treibt damit seine Spiele, als wäre er ein Franzose und nicht der Angehörige eines Landes, wo „Bildungsbürger“ ein allgemein anerkanntes Schimpfwort ist.

Diese Autoren wurden, was sie sind, indem sie sich auflehnten gegen das „Ergriffene Dasein“ der Adenauer-Ära. So nämlich nannte sich die berühmteste, immer neu aufgelegte Lyrik-Anthologie jener Jahre, und solcher Ergriffenheit vor dem Vorhandenen, vor der „Heilen Welt“, wie ein zweiter lyrischer Renner damals hieß, setzten sie ihre ernüchterten Gefühle gegenüber, eine neue Respektlosigkeit. Aufgezogen in Frömmigkeit und geschult zum Gehorsam, war ihnen alles Fromme gründlich verleidet, und sie zeigten das mit Lust und freuten sich über den Anstoß, den sie erregten.

Dennoch, und darin liegt vielleicht das Geheimnis ihres souveränen Alterns, blieb ihnen der Grundrespekt vor den großen Traditionen, der die Epoche Adenauers prägte, insgeheim erhalten.



P. PEITSCH

Lyriker Enzensberger: Stachel in Leib und Seele

Sie bewahrten eine Witterung für die ungeheuren Potentiale der Überlieferung und hielten sich so in allen Umbrüchen und Apostasien, durch die sie marschierten, den Zugang frei zu einem beständigen Hinterland.

Immer waren sie Männer mit Ressourcen. Immer konnten sie auf etwas zurückgreifen, wenn wieder einmal die große Wahrheit verrottete. Sie sahen jüngere Leute ausbrennen, Talente wie sie, sahen es bekümmert, setzten sich hin und schrieben ein neues Buch.

Nicht einmal die Postmoderne kann einem Mann wie Enzensberger etwas anhaben. Ihr Kokettieren mit dem Museum, ihr Heraufholen eingelagerter



Enzensberger-Motiv „Titanic“: „Jammern Zetern Japsen“

CAMERA PRESS

Kultur und das Spiel mit deren Elementen – wie sollte es den verunsichern, der schon 1960 in einem „Museum der modernen Poesie“ den deutschen Sprachraum mit der kühnsten Lyrik der Welt konfrontierte?

Jetzt liegen von Enzensberger „Neue Gedichte“ vor*. Eigentlich dürfte er ja keine mehr schreiben. Denn als er 1983 seinen großen lyrischen Sammelband herausbrachte, setzte er darüber die schlichte, aber unzweideutige Überschrift: „Die Gedichte“. Das meint doch wohl alle, und damit basta. Daß er es trotzdem nicht lassen kann, ist ihm nicht zu verargen und uns allen zu gönnen.

Vor vier Jahren schon ist der Lyrikband „Zukunftsmusik“ erschienen. Die neue Arbeit, „Kiosk“, ist gleich aufgemacht, wieder in Leinen gebunden, fadengeheftet, mit schönfarbigem Umschlag, viel freiem Raum und so groß gedruckt, daß man sich fragt: Geschieht es aus Respekt vor dem Dichter oder in Rücksicht auf die Alterssichtigkeit seiner ersten Fan-Generation? Ein erfreulicher Gegenstand jedenfalls ist der Band schon, abgesehen von allem Inhaltlichen, das Zeugnis einer Buchkultur, die am Aussterben ist und sich doch immer wieder irgendwo durchsetzt. Der Autor wird es so verlangt haben. Man muß ihm dafür dankbar sein.

Und der Inhalt fällt denn auch nicht ab gegenüber der Aufmachung. Er zeigt die gleiche Verbindung von Noblesse und sinnlicher Attraktivität. Er operiert souverän mit den Registern lyrischen Redens, die sich in Jahrhunderten herausgebildet haben, und dazwischen blitzt es von modischen Lichtern.

Enzensberger war immer ein eminenter Rhetoriker, weit mehr war er stets Rhetoriker als Sänger. Öffentlich geschluchzt und geseufzt hat er selten, und das ist an sich schon eine Leistung angesichts der Tatsache, daß im deutschen Gedicht selbst die Zyniker wie Benn und die Ironiker wie Heine unentwegt ihren Zynismus umschluchzen und ihre Ironie beseufzen.

Ihm liegt mehr am Rhythmus als am schmerzlich verhallenden Klang, und die Gefühle müssen sich rechtfertigen vor dem Gedanken. Gefühl ist ihm nicht alles, und Name keineswegs Schall und Rauch. Auch der berühmte Faust-Vers, der solches behauptet, widerlegt sich ja selbst durch die rationale Prägnanz der Formulierung. Was Enzensberger will, sind denkende Leser, die sich der Eleganz seiner Weisheit erfreuen.

Aber darf denn Weisheit elegant sein? Muß sie nicht raunen, röcheln, stöhnen oder stammeln? Darf sie so verständlich daherkommen, daß wir erst mit der Zeit merken, wieviel mehr noch dahintersteckt? In der Regel arbeitet der deutsche Lyriker nach dem umgekehrten Rezept. Ist es nicht banal, ein Gedicht so anzufangen: „Vielen Dank für die Wolken. / Vielen Dank für das Wohltemperierte Klavier / und, warum nicht, für die warmen Winterstiefel. / Vielen Dank für mein sonderbares Gehirn / und für allerhand andre verborgne Organe, / für die Luft, und natürlich für den Bordeaux . . .“ Etwas einfach, tatsächlich. Aber dann bemerkt man den Titel: „Empfänger unbekannt – *Retour à l'expéditeur*“, und damit ist das Denkspiel eingeleitet, das diesem altertümlichen Lob des Daseins die moderne Schärfe gibt.

Die zwei Ausdrücke des Titels stehen auf den kleinen Klebern, mit denen erfolglos verschickte Briefe von der Post zurückkommen. Da will also einer danken und weiß nicht, wem. Man erinnert sich an den alten Paul Gerhardt mit seinem „Geh aus, mein Herz . . .“, dem

* Hans Magnus Enzensberger: „Kiosk. Neue Gedichte“. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main; 134 Seiten; 32 Mark.

Lied von der Schönheit aller irdischen Dinge, an Franz von Assisi mit seinem „Sonnengesang", erinnert sich, wie bei beiden das heftige Gefühl der Dankbarkeit, das ja wohl jeder kennt angesichts einer plötzlichen Pracht, seinen unzweideutigen Adressaten fand in einem gutmütigen Gott. Damals machte die Schönheit metaphysischen Sinn, und das irdische Vergnügen trat in geheimen Verkehr mit einer unerschütterlichen Weltmitte.

In diesem literarischen Echoraum, in den die Kennerschaft des Gelehrten H. M. E. das Gedicht vorsichtig rückt, wird man nun in ganz anderer Weise aufmerksam auf sein einfaches Reden. Im bloßen Benennen vollendet sich offenbar das Glück, aber zugleich regt sich damit die hilflose Klage, niemandem danken zu können für etwas, was man doch nur als ein Geschenk zu erfahren vermag. „Vielen Dank für die Wolken . . ." – Vielen Dank für den Vers. Diesmal wenigstens ist der Adressat bekannt.

Die zitierten Zeilen stehen noch für ein anderes Merkmal des Lyrikers Enzensberger, seine eigentümliche Beobachterschaft. Mit Baudelaire hat das einst angefangen, dieser scharfe Blick auf die Einzelheiten der unmittelbaren Umgebung, der städtischen Straßen zum Beispiel und was sich darauf herumtreibt. Der Blick setzt den Lyriker als Herumtreiber voraus, der selbst ganz drin ist und doch in Distanz dazu, doch fähig, aus dem Gewimmel eine Einzelheit zu reißen und sie so hinzustellen, daß sie zu sprechen beginnt.

Das vitale Grauen, die wimmernde Not dieser Strophen

Ein New-York-Gedicht beginnt so: „Der hinkende Hausmeister im Institut / für mittelalterliche Handschriftenkunde / mit seinem Staubsauger, geboren / in der Bukowina vor den Kriegen / und vorbestraft wegen Kindesmißhandlung; / die schwangere Schwarze / mit ihrem riesigen Kopfhörer, die wirr / vor sich hinbetet am Washington Square; / der einsame Wassertank auf dem Dach, / wie er rostet und rostet . . ."

So geht das voran, zusammenhanglos, aber den Leser zu Zusammenhängen zwingend, und plötzlich fällt dazwischen der Satz: „Wer davon nicht absehen kann, / ist kein Theoretiker." Was ist das? Es ist ein sekundenschnelles Bekenntnis zur Literatur und zu dem, was ihre Sache und Aufgabe ist. Für die Wissenschaft ist der Einzelfall belanglos, zählt nur, was sich wiederholt und dadurch voraussehbar, berechenbar wird. Für die Literatur zählt nur der Einzelfall. Dieser hat ein Schicksal, im Unterschied zum Gegenstand der Wissenschaft, der eine Regel hat. Deshalb ist der rostende Wassertank auf dem Dach „einsam" für den Blick des Lyrikers. Daß das auch ein bißchen komisch wirkt, gehört zur Sache.

Das radikale Individualisieren aller Dinge, das die Gedichte betreiben, war einst unser aller kindliches Geschäft.

BESTSELLER

BELLETRISTIK

1	**Gaarder: Sofies Welt** Hanser; 39,80 Mark	(1)
2	**Gaarder: Das Kartengeheimnis** Hanser; 39,80 Mark	(2)
3	**Eco: Die Insel des vorigen Tages** Hanser; 49,80 Mark	(4)
4	**Tamaro: Geh, wohin dein Herz dich trägt** Diogenes; 32 Mark	(3)
5	**Høeg: Fräulein Smillas Gespür für Schnee** Hanser; 45 Mark	(5)
6	**Fosnes Hansen: Choral am Ende der Reise** Kiepenheuer & Witsch; 45 Mark	(8)
7	**Haslinger: Opernball** S. Fischer; 44 Mark	(7)
8	**Walters: Die Bildhauerin** Goldmann; 39,80 Mark	(6)
9	**Noll: Die Apothekerin** Diogenes; 36 Mark	(9)
10	**Pilcher: Das blaue Zimmer** Wunderlich; 42 Mark	(10)
11	**Grisham: Der Klient** Hoffmann und Campe; 44 Mark	(11)
12	**Follett: Die Pfeiler der Macht** Lübbe; 46 Mark	(12)
13	**Grimes: Inspektor Jury gerät unter Verdacht** Wunderlich; 38 Mark	
14	**Proulx: Schiffsmeldungen** List, 39,80 Mark	
15	**Clancy: Gnadenlos** Hoffmann und Campe; 49,80 Mark	

Dann sind wir Erwachsene geworden, und das heißt nicht zuletzt: Theoretiker. Der alten Art, die Dinge zu betrachten, begegnen wir nur noch im Zirkus beim Clown, der einen roten Ball anschauen kann, als wäre es der erste Gegenstand der Welt. Und eben bei den Dichtern.

Enzensbergers Weisheit – man darf davon durchaus sprechen, obschon sie auch in diesem Buch mit allerlei Kapriolen untermischt ist und der alte Hans-Magnus-in-allen-Gassen seine Kunststücke nie ganz lassen kann. So schreibt er ein Gedicht über den Untergang der „Titanic" in lauter Verben im Infinitiv, eine kokette akustische Etüde, die beginnt mit „Lispeln Nuscheln Schwafeln Munkeln / Näseln Flöten Säuseln Mümmeln", zum Höhepunkt kommt mit „Rumpeln Krachen Scheppern Röhren / Hämmern Wummern Donnern Dröhnen", in die Katastrophe taucht mit „Jammern Zetern Japsen Stöhnen / Schluchzen Kreischen Winseln Röcheln" und schließlich ausläuft in ein tragisches „Rauschen Rauschen Rauschen Rauschen". Das ist kein ausnehmend notwendiges literarisches Ereignis; es wird allerdings eine sichere Karriere machen in den Schulbüchern.

Enzensbergers Weisheit – wie sehr man davon sprechen darf, zeigt sich an der vielleicht stärksten Leistung des neuen Buches, dem viele Seiten langen Gedicht „Gedankenflucht". Es ist ein denkerisches Ereignis so sehr wie eines der konzentrierten Verbildlichung. Hier wird der Stachel spürbar, der dem Autor in Leib und Seele sitzt und weh tut, mit dem er nicht fertig wird, den er mit aller Eloquenz nicht wegzureden vermag.

Alles bewegt sich, rennt, flüchtet, rinnt dahin, sinnlos, aber von einem wilden Willen getrieben. Das ist die Erfahrung, und der Autor macht sie an der Weltgeschichte wie an seinem eigenen Körper, am Planeten Erde wie am menschlichen Gehirn, an den politischen Ereignissen eines Jahres wie am Wachsen und Schwinden der Gebirge. Und diese bis zum Grotesken unterschiedlichen Zeiten und Abläufe spiegeln sich ineinander, deuten aufeinander und erweisen doch nur das Scheitern jeder Deutung des Ganzen: „Der Begriff der Totalität / existiert in der Theorie, / nicht im Leben."

Aus den zwei Wörtern „bleiben" und „bewegen" entwickelt sich das ausgreifende Gedicht; auf diese zwei Wörter kommt es immer wieder zurück. Es wandelt sie ab und spielt damit, aber es spielt damit so, daß man merkt: Es möchte sie loswerden und bringt sie nicht weg, sie haften und wuchern wie ein Geschwür. Daß nirgends Ruhe ist, daß es den reglosen Punkt nicht gibt, daß nichts und niemand je dahin kommt, wo alles steht und keine Bewegung mehr wäre, dies ist das vitale Grauen, die wimmernde Not dieser Strophen.

Und wenn es der wendigste, hurtigste Autor der letzten Jahrzehnte ist, aus dem diese Erkenntnis schreckhaft hervorbricht, dann spricht das nicht gegen ihn und seine Lebensarbeit. Es dämmert nur auf, was vielleicht immer hinter seiner fulminanten schöpferischen Beweglichkeit gesteckt hat. ❑

SACHBÜCHER

Platz	Titel	Vorwoche
1	**Wickert: Der Ehrliche ist der Dumme** Hoffmann und Campe; 38 Mark	(1)
2	**Carnegie & Assoc.: Der Erfolg ist in dir!** Scherz; 39,80 Mark	(2)
3	**Carnegie: Sorge dich nicht, lebe!** Scherz; 44 Mark	(3)
4	**Paungger/Poppe: Vom richtigen Zeitpunkt** Hugendubel; 29,80 Mark	(4)
5	**Ehrhardt: Gute Mädchen kommen in den Himmel, böse überall hin** W. Krüger; 29,80 Mark	(5)
6	**Friedrichs, mit Wieser: Journalistenleben** Droemer; 38 Mark	(9)
7	**Ogger: Das Kartell der Kassierer** Droemer; 38 Mark	(6)
8	**Mandela: Der lange Weg zur Freiheit** S. Fischer; 58 Mark	(7)
9	**Kelder: Die Fünf „Tibeter"** Integral; 19 Mark	(8)
10	**Preston: Hot Zone** Droemer; 39,80 Mark	(12)
11	**Jong: Keine Angst vor Fünfzig** Hoffmann und Campe; 44 Mark	(13)
12	**Scholl-Latour: Im Fadenkreuz der Mächte** C. Bertelsmann; 44 Mark	(10)
13	**Ogger: Nieten in Nadelstreifen** Droemer; 38 Mark	(11)
14	**Stern: Der Text meines Herzens** Rowohlt; 39,80 Mark	
15	**Paungger/Poppe: Aus eigener Kraft** Goldmann; 39,80 Mark	(15)

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin *Buchreport*

Autoren

Tante mit Flügeln

Die chilenische Erfolgsschriftstellerin Isabel Allende hat ihre Lebensbeichte verfaßt – ihr bislang peinlichstes Buch.

Im internationalen Literaturbetrieb gilt sie als eine Art feministische Paperback-Ausgabe des lateinamerikanischen Chef-Erzählers Gabriel García Márquez.

Ihr Erstling, „Das Geisterhaus", eine vielschichtig fabulierte Familiensaga, katapultierte Isabel Allende, 52, an die Spitze der Bestsellerlisten. Deutsche Medien feierten das Debüt 1984 als „Lesegenuß" und „erstaunlichste literarische Neuentdeckung". Der magische Realismus hatte, so schien es, seine weibliche Stimme gefunden.

Weitere Hervorbringungen der Autorin hielten dann freilich nicht, was der Ruhm der frühen Jahre versprochen hatte. Das Publikum blieb der zunehmend im Seichten siedelnden Schriftstellerin zwar weitgehend treu, doch die Kritik fand schwere Mängel.

Das Opus „Von Liebe und Schatten" putzte die *Neue Zürcher Zeitung* apodiktisch als „Trivialroman bescheidenen Zuschnitts" runter, und in Allendes letztem Werk, „Der unendliche Plan", erkannte die *FAZ* nur noch das banale „Strickmuster einer Seifenoper". Doch nun soll sich alles wieder zum Guten kehren. Suhrkamp, Allendes deutscher Verlag, kündigt mit großem PR-Getöse „Paula" an*. Ein bombastisches Vorab-„Dossier" raunt, dem Leser sei „Isabel Allendes persönlichstes Buch" erschienen. In Wahrheit jedoch handelt es sich um ihr peinlichstes.

Die Geschichte ist tragisch. Am 8. Dezember 1991 fiel Paula, Isabel Allendes damals 28jährige Tochter, in einem Madrider Krankenhaus ins Koma. Sie litt an einer seltenen Stoffwechselkrankheit, der Porphyrie. Die junge Frau – von Beruf Sexualpsychologin – wurde, so vermutet ihre Mutter heute, falsch behandelt. Fast auf den Tag genau ein Jahr dauerte Paulas Todesschlaf. Sie starb am 6. Dezember 1992 im Haus ihrer Mutter in Kalifornien.

„Paula" entstand auf den einsamen Hospital-Fluren von Madrid und war am Anfang nur ein langer Brief an die Kranke. Im Laufe der Zeit wuchs sich das Manuskript zu einer veritablen Lebensbeichte der Autorin aus, unterbrochen von den Schilderungen des allmählichen Verfalls der Tochter.

ANP / DPA

Autorin Allende, Tochter Paula (1985): Kaskaden des Kitsches

Ihre Familie, so treibt Isabel Allende ihre Lebensgeschichte gleich zu Anfang ins Mystische hoch, sei ein altes Geschlecht „von kraftvollen Frauen und Männern mit festen Armen für die Arbeit und gefühlvollem Herzen".

Und im kraftvollen Gefühlsdusel saust die Schriftstellerin denn auch durch die eigene Biographie. Dabei lauert hinter jeder Lebensecke Übersinnliches. Da ist die Großmutter, die geliebte „Memé", die Telekinese und Telepathie aus dem spiritistischen Effeff beherrscht und gelegentlich die Zuckerdose über den Eßtisch wandern läßt.

Da ist die Großtante Teresa, „der am Ende ihres Lebens Heiligenflügel zu wachsen begannen", und da ist ein gewisser Ambrosio, der sich eines Tages „auf der Straße die Kleider auszog, um sie den Armen zu schenken".

Noch aus der kleinsten Alltagsbanalität preßt Isabel Allende pseudopoetischen Saft – bis zum letzten, unfreiwillig komischen Tropfen: „Im Strandhaus meines Großvaters, das langgezogen war wie ein Eisenbahnzug, waren die Wände aus Pappmaché und so dünn, daß sich des Nachts die Träume der Schläfer vermischten."

Den beschämten Leser, dem die Gnade dünner, traumvermischender Pappwände und die wandernde Zuckerdose einer zwiegesichtigen Großmutter nicht vergönnt waren, mag schlechtes Gewissen anfallen ob der Bedeutungs- und Ereignislosigkeit seines eigenen, gänzlich magiefreien Normallebens.

Das wäre gerade noch zu verkraften, doch die unreflektierte Mischung aus Geisterbeschwörung, Naivität und Esoterik macht das Buch zu einem Dokument der Realitätsverweigerung. „Paula" ist keine Auseinandersetzung mit dem eigenen Leben, sondern eine einzige Flucht davor.

Die Schilderung von Paulas Tod schließlich, sicher der bitterste Moment in Isabel Allendes Leben, gleicht einer Sturzfahrt in der Geisterbahn des schlechten Geschmacks.

Am Sterbebett der Tochter nähern sie sich wieder, die schwankenden Gestalten aus dem Reich der Toten. Im Geisteraufgebot unter anderen: drei Großmütter, ein Großvater, der Bruder und der Schwiegervater. Alle versammeln sich, so glaubt Allende, und stehen bei.

Auch der in Wirklichkeit weit entfernte Ehemann Paulas taucht auf aus den Tiefen des Nichts: „Ich spüre Ernestos Gegenwart, der sich durch die Fensterscheibe materialisiert, barfuß, in seinem Aikido-Kittel, eine solide weiße Gestalt, die hereinschwebt und sich über das Bett beugt, um seine Frau auf die Lippen zu küssen."

Isabel Allende outet in ihrem Buch denjenigen, der ihren Lesern die Kitsch-Kaskaden letztlich eingebrockt hat: Es ist der Dichter Pablo Neruda. Vor vielen Jahren bot sich der Autorin die Gelegenheit, den chilenischen Nobelpreisträger zu interviewen.

Doch der berühmte Landsmann winkte ab. „Sie sind außerstande, objektiv zu sein", begründete der Alte seine Ablehnung, „Sie stellen sich bei allem in den Mittelpunkt, und ich vermute, Sie lügen ziemlich viel, und wenn Sie keine Neuigkeit haben, erfinden Sie eine. Warum setzen Sie sich nicht lieber hin und schreiben Romane?"

Gut beobachtet – und schlecht geraten.

Joachim Kronsbein

---

* Isabel Allende: „Paula". Aus dem Spanischen von Lieselotte Kolanoske. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main; 488 Seiten; 49,80 Mark.

Stark mit der Stuttgarter



Stars

„Strippen ist in Ordnung“

SPIEGEL-Redakteur Thomas Hüetlin über die Pop-Witwe Courtney Love

Der Abend, an dem Courtney Love in Barcelona auftritt, ist ein besonderer Termin. Vor einem Jahr hat sich ihr Mann Kurt Cobain, Chef der Band „Nirvana“, mit einer Schrotflinte erschossen. Aber die Nacht, die wie ein schwarzes Tuch auf Barcelona fällt, ist das einzige, was ein wenig nach normaler Trauer aussieht.

Draußen vor der Konzerthalle legen drei Teenager eine dicke Linie Koks auf die Kühlerhaube eines Peugeots. Drinnen, in einer Garderobe, die diesen Namen nicht verdient, geht Courtney Love, barfuß und auf Zehenspitzen, durch einen Haufen Müll aus Hochglanzzeitschriften, Schminksachen und Essensresten. Sie trägt eine Zigarette, weiße Unterwäsche und sonst nichts. Ihre Garderobiere schleppt falschen Goldschmuck hinter ihr her.

Seit dem Tod ihres Mannes gehört Courtney Love zu den berühmtesten Witwen der Welt. Und weil sie nur den amerikanischen Zeitschriften *Rolling Stone* und *Spin* Interviews gab und sonst schwieg, wurde sie auch noch zu einer rätselhaften Frau.

Ihr Haus in Seattle im amerikanischen Nordwesten ist inzwischen ein beliebter Ausflugsort. Fans stecken Briefe auf den Gartenzaun, Yuppies bringen den Hund und ein Picknick mit, Verrückte und Kriminelle haben schon versucht, ihre Tochter Frances Cobain zu entführen.



H. BAMBERGER / FOCUS

Courtney Love

zählt zu den schillerndsten Rockstars der neunziger Jahre. Die 29jährige Amerikanerin ist die Witwe des „Nirvana“-Sängers Kurt Cobain, der vor einem Jahr Selbstmord beging. Die Chefin der Mädchen-Band „Hole“ wurde mit ihren postfeministischen Pop-Songs zum Idol. Diese Woche kommt Hole auf Deutschland-Tournee.

Love zieht sich eine Jeans an, legt sich ein Häkeljäckchen über die Schultern und springt in die Ecke eines Sofas. „Ich habe das Gartenhaus, in dem sich Kurt erschoß, abreißen lassen“, sagt sie. „Er ahnte, was auf uns zukommen würde. Er tat es im Gartenhaus, weil er wollte, daß Frances und ich ein Haus haben, in dem wir weiterleben können.“

Die Verfolgung geht trotzdem weiter. In Amerika werden T-Shirts mit der Aufschrift „Courtney did it“ verkauft; Halbwüchsige beschimpfen sie auf der Straße als „blöde Nutte“, und die Gruppe Mudhoney fragt Mrs. Love: „Warum bläst nicht auch du dir das Gehirn raus?“

Sie haßt diese Hetzjagd, und sie genießt sie. Früher war sie bekannt, weil sie ihn zur Heirat überredet hatte, und weil *Vanity Fair* schrieb, sie habe Heroin gespritzt während ihrer Schwangerschaft.

Seit Cobains Tod ist sie berüchtigt, weil sie ihren Schmerz und ihre Wut nicht still hinter schwarzen Sonnengläsern verbirgt, sondern weil sie ihn auf Konzertbühnen trägt. Auf den T-Shirts zu ihrer Platte „Live through this“ sieht man eine Hexe auf einem Besen durch die Nacht reiten – und eine Hexe, welche die Leute fürchten und nach der sie sich gleichzeitig verzehren, das ist es, was Courtney Love immer sein wollte.

Das kostet mehr als nur den guten Ruf. Sie hat blaue und grüne Flecken auf den Armen, ihr Nagellack ist eingerissen und abgesplittert, und als sie vor kurzem einmal wieder kopfüber in die Menge sprang, mußte sie danach ins Krankenhaus. Diagnose: Becken angebrochen. Später entzündete es sich. Courtney Love blieb nicht dem Krankenbett, sondern der Bühne treu.

Längst ist sie mehr als eine Musikerin, deren letzte Platte von vielen amerikanischen Kritikern zur besten des vergangenen Jahres gewählt wurde. Die Frau, die nicht leise trauern will, ist ein Idol für Mädchen geworden, die gern Wertvorstellungen über den Haufen schmeißen, denen sich ihre Mütter noch unterworfen haben. „Ich wasche keine Teller, ich werf' sie ins Kinderbett“, singt sie. „Ich bin das Mädchen, das den ganzen Kuchen will.“ Aber auch: „Wenn du das mit mir durchstehst, dann sterbe ich für dich.“ Im wirklichen Leben bedeutet das: Mutter und Star und Bandleader und Witwe und Geliebte gleichzeitig.

Von all den Mädchen, die vor ein paar Jahren als „Riot girls“ die Welt unsicher machten, die sich als wehrhafte Opfer brandmarkten, sich mit Lippenstift „Schlampe“ und „Hure“ auf den Körper schrieben, die in zerrissenen Schulmädchen-Kleidern das Publikum gleichzeitig reizten und verhöhnten (SPIEGEL 50/1992), ist Courtney Love am weitesten gekommen. Traditionellen Feministinnen, die sie wegen ihrer wüsten Sexualität beschimpfen, entgegnet

sie: „Nennt mich Lippenstift-Feministin. Ein Anliegen muß gut aussehen, damit es eine Bedeutung bekommt."

Ihre Bühnenshow, schrieb ein englischer Kritiker, gleiche einem schlimmen Autounfall. Es sei grausam, aber man könne nicht anders als eben hinsehen. In der Tat spielt Love das Theater ihres Lebens, und sie verbreitet Furcht und Schrecken. In einem engen Seidenkleid stolpert sie auf die Bühne, als wäre es der letzte Halt auf der Autobahn zur Hölle. Sie zündet sich eine Zigarette an, wirft sie zu Boden und zündet sich eine neue an. Ein Bein, längst wieder barfuß, stellt sie auf die Lautsprecherboxen, der Saum saust nach oben. „Es ist eine schlimme Nacht", sagt sie, „und wir sollten nicht hier sein. Aber wenn wir zu Hause bleiben, werden wir krank."

Die Gitarren donnern. Zart und melodisch werden die Songs aufgebaut und kurz darauf von gewaltigen Refrains niedergerissen und durcheinandergewirbelt. Trotzdem besteht keine Gefahr: Loves Stimme bleibt machtvoll und bewahrt die Contenance.

Je mehr sie sich zeigt und zugleich wieder entzieht, desto mehr Menschen im Publikum treibt sie in Verwirrung und Verzweiflung. Einer reicht einen gelben Rosenstrauß nach oben – sie beißt die Köpfe ab und spuckt sie von der Bühne. Einer ruft: „I love you" – sie kontert: „Blödsinn, du kennst mich doch überhaupt nicht." Einer will ein Date ausmachen – sie sagt: „Tut mir leid, meine Tanzkarte ist ausgefüllt, aber ich glaube, Melissa, unsere Bassistin, hat heute abend Zeit."



S. GRANITZ / RETNA / PHOTO SELECTION

Familie Cobain (1993): Letzter Halt auf der Autobahn zur Hölle

Dann versucht der Gitarrist, das, was von den Rosen übrig ist, wegzutragen. Sie beschimpft ihn: „Finger weg von meinen Blumen."

Am Ende steht sie minutenlang süchtig vom Exzeß am Bühnenrand und will ins Publikum springen. Helfer und Assistenten brüllen warnend auf sie ein, und schließlich läßt sie es bleiben. „Sie hätten sie in Stücke gerissen wie meine Kleider", sagt der Roadmanager und zeigt auf seine Hosen.

Ihre rauhen Manieren hat die Witwe bestimmt nicht von ihren Eltern gelernt, Hippies von der Westküste der USA. Der Vater schrieb eine Biographie über die Rockgruppe „Grateful Dead", die Mutter war Psychotherapeutin, und wenn einer heute fragt, was bei ihr zu Hause los war, antwortet Love: „Nackte Hippies, die im Kreis um den Swimming-pool tanzten und dazu Gestalttherapie machten." Sie selbst mußte erst den Frühling, dann den Sommer und den Winter darstellen, und als sie drei Jahre alt war, wurde sie von einem Bekannten richtig durchanalysiert. Diagnose: autistisch. Die Eltern trennten sich bald darauf, weil die Mutter in einer Farmkommune mit Schafen auf Neuseeland leben wollte.

Courtney kam von einem Internat aufs nächste, aber reinpassen wollte sie nirgends. Sie klaute ein T-Shirt der Gruppe „Kiss", wurde mit Freundinnen und einer Flasche Wodka auf dem Zimmer erwischt, und plötzlich war sie das, was man ein Problemkind nennt. Sie genoß es, Normale gab es ja genug.

Was begann, war die Suche nach Gleichgesinnten, mit denen sie die Welt aus den Angeln heben konnte, und die Suche führte nach Irland, Australien, England, Japan, Alaska, New York und Guam. In Irland versuchte sie sich als Rockfotografin, wobei sie nie ein Foto veröffentlichte, aber schnell die Türen zu den Stars öffnete. Bei einem mittelbedeutenden, Julian Cope, durfte sie etwas länger bleiben, aber weil sie auch schon damals eine ziemlich ehrgeizige Nervensäge gewesen sein muß, die mit Drogen herumspielte, warf er sie raus. „Sie ist einer von den Menschen, über die man gern sehr viel klatscht", sagt Cope heute. „Aber in ihrer Nähe ist es auf Dauer unerträglich. Wenn sie das nächste Mal in die Nähe von meinem Haus kommt, schieße ich."

„In ihrer Nähe ist es auf Dauer unerträglich"

Auch die Versuche, in Bands zu landen, waren nicht gerade erfolgreich – früher oder später flog sie überall. Wenn es ihr an Geld mangelte, arbeitete sie immer wieder als Stripperin. „Strippen ist in Ordnung", sagt Love, „besser als Prostitution. Ich hatte Glück, weil ich ziemlich fett war und mich sowieso niemand beachtete."

Anfang der Neunziger traf sie auf diesen jungen, schüchternen Mann namens Cobain und heiratete ihn bald. Warum ließ er sich das gefallen? „Nein war für sie keine Antwort", begründen das einige ihrer Freunde. „Sie ist der beste Fick der Welt", erklärte Cobain im englischen Fernsehen.

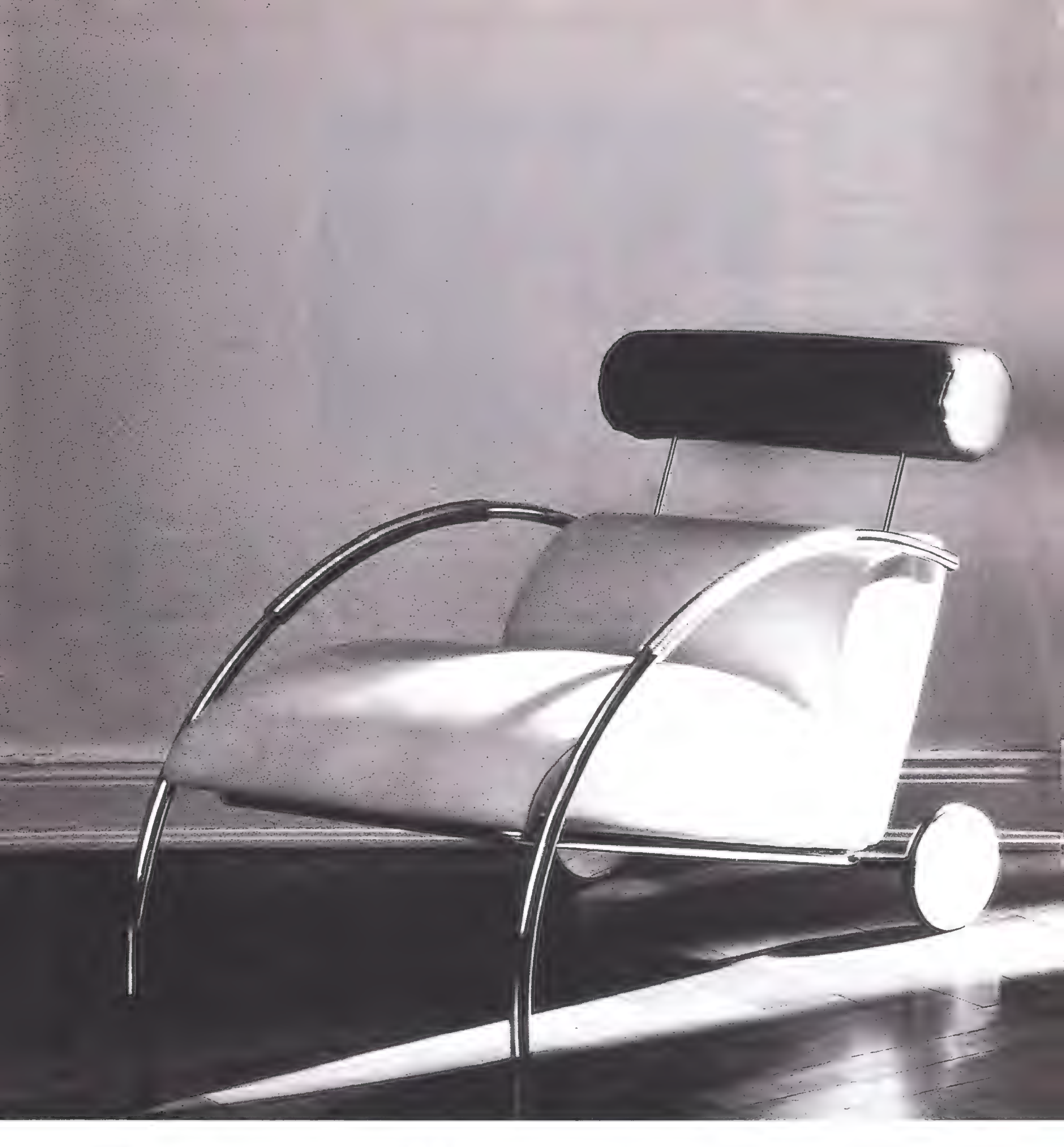
Die Ehe ist ein Stoff, von dem Boulevardzeitungen träumen. Hochzeit am



GAMMA / STUDIO X

Partygirl Love*: Ganz nach vorn, wo die hellen Lichter sind

* Mit Freundin Amanda Decour Taway und Hollywood-Regisseur Quentin Tarrantino.



Zyklus.

Am Anfang war der Kreis.

Je verwirrender sich die Formgestaltung heute gebärdet, um so wichtiger scheint uns als Hersteller klassisch-schöner Sitzmöbel ein wenig Besinnung. Auf Formen, die das Denken des Gestalters erkennen lassen.

So wie bei Zyklus, einem Sitzmöbel, das modern und doch kein Modemöbel ist. Weil es auf optische Effekthascherei verzichtet und nur auf einer Form basiert: dem Kreis. Der Kreis ist verstellbare Nackenstütze. Der Kreis

COR-Ausstellungen in Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg nahe den Autobahnen A2 und A81: Rheda-

Strand von Hawaii, sie im Kleid von Frances Farmer, einer legendären Hollywood-Schauspielerin, die im Irrenhaus endete. Heroinexzesse. Prügeleien. Romantisches Familienleben bei den MTV-Awards. Wieder Prügeleien. Noch mehr Heroin. „Ihr seid wahnsinnig, wenn ihr heiratet“, hatte eine Freundin vor der Ehe gesagt. „Ihr werdet Junkies sein und mit 35 ausgebrannt ein Comeback versuchen.“

„Wir hatten außer den Drogen auch noch ein Leben“, sagt Love. „Wir kannten Frühstück, Mittagessen und Abendessen. Wir liehen uns Videos aus und aßen Eiskrem. Nachts haben wir uns laut Geschichten vorgelesen. Wir hatten so etwas wie eine verdammte Würde.“

Es hat trotzdem nichts geholfen. Und, weil das so ist, muß sich Courtney Love mit dem Ärger herumschlagen, den jedes Mädchen trifft, das einen berühmten Mann heiratet und danach sein eigenes Leben nicht einfach wegwerfen will. Sie habe ihn ausgesaugt, hieß es, sie habe ihm Songs gestohlen, und am Ende gab es das Gerücht, sie habe ihn in den Selbstmord getrieben, um die Scheidungskosten zu sparen.

„Sehr schlau, das alles“, sagt Love, „nur leider ist nichts davon wahr. Stell dir einmal vor: Du bist jung, du hast jemanden gefunden, mit dem du schreiben kannst. Du bist verliebt. Du hast einen verdammten Seelenverwandten getroffen. Und dazu ist er schön und reich. Und er will Babys, so wie du immer schon Babys haben wolltest. Willst du so jemanden verlieren?“

„Grunge ist das, was entsteht, wenn Kinder aus zerstörten Familien Gitarren in die Hand bekommen“, schrieb *Newsweek* anläßlich des Todes von Cobain, und vielleicht stimmt das für Cobain, der schon früh reimte: „I hate Mom, I hate Dad / Dad hates Mom, Mom hates Dad / It simply makes you want to be sad.“

Ganz sicher stimmt es nicht für Love, die von ihrer Mutter sagt: „Das einzige, was sie mir beibrachte, war: Zieh keine engen Pullover an, das sieht billig aus.“

Denn Love wollte immer dorthin, von wo Cobain schnell wegwollte: ganz nach vorn, wo die hellen Lichter sind – und erst recht, wenn andere still trauern würden.

Love hockt auf ihrer Sofaecke in diesem häßlichen Keller in Barcelona und flüstert: „Ich wollte immer ein bedeutendes Mädchen sein. Erst eine große Wissenschaftlerin, dann eine berühmte Astronautin, irgendwas Wichtiges jedenfalls.“

„Komisch, daß der Baseballstreik letzte Woche ohne jemand so Wichtiges wie dich beendet werden konnte“, ruft ihr Manager dazwischen.

„Stimmt“, sagt Courtney Love, „ich habe mich auch ziemlich gewundert.“ ❑

Filme

Mordsweib

„Bandit Queen“. Spielfilm von Shekhar Kapur. Indien/Großbritannien 1994.

Für ein rostiges Fahrrad und eine Kuh verkauft ein armer Inder seine Tochter an einen Heiratswilligen aus dem Nachbardorf, der eine Arbeitskraft braucht. So wird die elfjährige schmächtige Phoolan Devi vom Spielplatz weg in die Ehe befohlen mit einem Mann, der dreimal so alt ist wie sie und der weltweit verbreiteten männlichen Meinung anhängt, wenn man ein Mädchen nur oft genug vergewaltige, finde es schon Gefallen daran.



ARSENAL FILM

„Bandit Queen“-Star Biswas (r.)
Rächerin aus verlorener Ehre

Phoolan bleibt störrisch, flieht zurück in ihr Heimatdorf, wo die Ehe-Deserteurin aber nicht Schutz findet, sondern als sexuelles Freiwild gilt, besonders für Burschen aus der reichen Grundbesitzerkaste der Thakurs. Zehn Jahre lang erlebt sie sich als Opfer männlicher Gewalt, die ihr in der Religion, im Kastenwesen wie in der Prügelpraxis der Justiz entgegentritt – dann beginnt sie zurückzuschlagen: Sie schließt sich einer Räuberbande an, um blutige Rache zu üben, besonders an den Thakurs, macht als tollkühne Banditenhauptfrau Karriere und gewinnt als „weiblicher Robin Hood“ (SPIEGEL 24/1992) einerseits die Verehrung des verarmten Landvolks, andererseits Medienruhm weit über Indien hinaus.

Der englisch-indische Regisseur Shekhar Kapur, 49, erzählt die Geschichte der „Bandit Queen“ Phoolan Devi mit heftiger, zupackender Energie. Er hat in Seema Biswas eine Hauptdarstellerin, deren Qual und Furor bewegt, und er macht aus der dürren, wüst zerklüfteten Landschaft des Tschambal-Tales, wo die Geschichte spielt, eine Szenerie von archaischer Wucht.

Undurchdringlich für den westlichen Blick bleiben manche Detail-Umstände, die etwa mit Blutracheregeln zu tun haben, mit Kastenzwängen, die auch unter Banditen gelten, überhaupt mit dem Brauchtum dieser militärisch kostümierten Räuberbanden, die offenbar die Protektion reicher Thakurs genießen und manchmal auch in deren Sold unbürokratisch Ordnung schaffen.

Für den indischen Blick wiederum ist „Bandit Queen“ offenbar ein ganz unindischer Film, in seinen realistischen Kraßheiten nach europäischer Art so ungewohnt und kaum erträglich, daß er wohl nur in Großstädten ein intellektuelles Publikum erreichen wird. Die traditionell indische Kunst nämlich und das Theater haben sich nie für realistische Darstellungsformen interessiert, und deshalb ist auch das gängige indische Kino (das zu den produktivsten der Welt gehört) wie eh und je aus Prinzip unrealistisch: Da wird getanzt und gesungen, und auf Liebende regnen Rosenblätter herab.

Phoolan Devi hat sich 1983, 25jährig, auf der Höhe ihres Ruhms, als 2000 Polizisten auf sie Jagd machten, in einem feierlichen Kapitulationsakt der Justiz übergeben. Ohne Prozeß saß sie elf Jahre im Gefängnis, seit ihrer Entlassung Anfang 1994 strebt sie, nun mit einem reichen Mann verheiratet, als Frauenrechtlerin eine politische Karriere an. Daß ihre Lebensgeschichte viel zu außerordentlich ist, um Glorifizierung zu brauchen, will sie nicht einsehen: Sie findet den Film „Bandit Queen“ (der gedreht wurde, während sie noch auf unabsehbare Zeit inhaftiert war, sich aber als Quelle auf eine „Autobiographie“ der Analphabetin beruft) abscheulich und hätte ihn am liebsten verbieten lassen.

Wenn man in diesem Film sieht, mit welch opernhaft-sakralem Selbstverständnis Phoolan Devi 1983 auf einer eigens errichteten Bühne ihre Waffenniederlegung vor einem Bild der tigerreitenden Rachegöttin Durga inszeniert hat, begreift man, warum sie den Film ihres Lebens nicht so rüde und schmutzig wie „Bandit Queen“ haben will: Er soll durch und durch indisch sein, mit Tanz, Gesang und Rosenregen.

Froschkönig

„Vanya on 42nd Street". Spielfilm von Louis Malle. USA 1994.

Wenn einen der liebe Gott so gemacht hat wie Wallace Shawn – als Frosch also, den kein Kuß zum Prinzen erlöst –, dann hat man im großen Welttheater eigentlich keinen Anspruch auf Titelrollen.

Der knubbelige, kurzbeinige Kerl, dem ein Kugelkopf zwischen den Schultern sitzt, wirkt beinah wie ein Stadtstreicher, wenn er (in den ersten Bildern dieses Films) die schmuddelige West 42nd Street hinabstiefelt und im Gehen ein Sandwich verdrückt. Man wundert sich nicht, wenn er sich in ein verfallenes, düsteres Bauwerk schiebt und dort auf eine Holzbank zu einem Nickerchen bettet. Doch während er noch zu träumen scheint, ist man schon ganz woanders, auf einem russischen Landgut vor hundert Jahren, denn unversehens hat schon das Stück begonnen, das eine und einzige der Weltliteratur, für dessen Titelrolle Wallace Shawn wie gemacht ist: Tschechows „Onkel Wanja".

Wanja ist der Pechvogel, der sein Leben lang auf eigene Ambitionen verzichtet hat, um als Gutsverwalter für den Lebensstil seines blindlings verehrten Schwagers zu ackern, der als Philosophieprofessor fern in der Großstadt lebt – bis zu dem Tag, wo Wanja dessen pompöse Hohlheit und also die Nichtigkeit seines Lebensopfers erkennt.

Wallace Shawn mit seiner Clownsgrazie ist so unvergleichlich in dieser Figur, weil er sich gleichermaßen ganz von Verzweiflung und Lächerlichkeit überwältigen läßt: Wenn er endlich zur Pistole greift, um seiner wunden, getretenen Seele Recht zu verschaffen, kann er nur tragikomisch ins Leere ballern.

Seit 1989 hat Shawn sich zusammen mit seinem alten Freund André Gregory als Regisseur und einem Kreis liebevoll ausgesuchter Mitspieler in langen Proben-Workshops an „Onkel Wanja" herangearbeitet. Als sie das Ergebnis 1991 und 1992 in einem kleinen Haus an der 42nd Street vorzeigten, jeweils nur für 20 bis 30 Zuschauer, sah es immer noch wie eine minimalistische Workshop-Etüde aus und gewann doch rasch den Ruhm eines Geheimtips und Theaterwunders (SPIEGEL 1/1992).

Was damals entstand, hat nun Louis Malle mit aller Demut und aller Emphase auf Film verewigt. Die Schauspieler scheinen – ohne historisches Kostüm die meiste Zeit bloß um einen Tisch herumsitzend – das Drama eher zu memorieren, als mit voller Kraft zu spielen, sie gewinnen dadurch eine überrumpelnde Frische: jede Kleinigkeit wie noch nie.

Das Ensemble, das André Gregory zu diesem erstaunlichen Stück theatralisch-filmischer Kammermusik zusammengestellt hat, ist wunderbar, und wie so oft in Tschechows Kosmos sind es nicht die Schönen, die das Herz rühren, sondern die Unglücklichen. Also nicht die Eleganz des melancholischen Frauenlieblings Doktor Astrow, den Larry Pine spielt, und nicht die flirrende Schönheit der Jelena von Julianne Moore, die dem Astrow wie dem Wanja den Kopf verdreht, sondern die Einfalt der Nichte Sonja, die Brooke Smith heißt.

Sie hätte mehr Grund als Wanja, sich beim lieben Gott darüber zu beklagen, daß er sie so unschön geschaffen hat. Wie sie statt dessen ihren Schmerz niederkämpft und sich aufrichtet, das macht das Finale zu ihrem Triumph. Man möchte den Atem anhalten, um nichts davon zu versäumen, wie schön da ein Mauerblümchen erblüht.

Urs Jenny



CONCORDE

Shawn, Smith, Gregory bei Dreharbeiten zu „Vanya"
Tschechows Rußland in einer New Yorker Ruine



Impfungen

Empfehlung für Bali-Touristen


Touristen auf Bali

Auch wer nur für wenige Tage das tropische Inselparadies Bali aufsucht, sollte sich vorsorglich gegen die sogenannte Japanische Enzephalitis, eine schwere Hirnentzündung, impfen lassen. Unter den einheimischen Bevölkerungsgruppen in Süd- und Ostasien werden jährlich rund 50 000 Fälle der Virusinfektion beobachtet, deren Erreger durch Culex-Moskitos übertragen werden. Bei Bali-Touristen hielten Mediziner bislang eine Impfung nur dann für notwendig, wenn diese sich dort längere Zeit und vor allem in ländlichen Gebieten aufhielten. Der Fall einer 64jährigen Schwedin, bei der nach nur zehntägigem Aufenthalt in Bali die Ärzte des Zentralhospitals von Karlskrona eine Japanische Enzephalitis – mit Kopf- und Muskelschmerzen, Fieber und Sprachstörungen – diagnostizierten, veranlaßte jetzt schwedische und amerikanische Mediziner, in dem Fachblatt *Lancet* für die neue Impfstrategie einzutreten.

Medizin

Sterilisation ohne Skalpell

Ein potenter Alleskleber könnte in Zukunft die operative Sterilisation von Frauen überflüssig machen. Mit dem Klebstoff Methylcyano-Acrylat – eine verwandte Substanz wird in zahlreichen Ländern seit Jahren unter der Bezeichnung Super Glue vermarktet – haben jetzt US-Mediziner im Tierversuch den Beweis erbracht, daß er sich offenbar als für Spermien undurchdringliche Barriere im Eileiter eignet. An einer Klinik der University of Pennsylvania brachte ein Team um den Röntgenarzt Gregory Berkey bei 17 Kaninchen jeweils einen Tropfen des Superklebstoffs in die Eileiter der Tiere ein. Trotz der sprichwörtlichen Vermehrungsfreude der Artgenossen Roger Rabbitts wurde keines der Tiere innerhalb der Studiendauer von sechs Monaten trächtig oder litt unter gesundheitlichen Komplikationen des Mini-Eingriffs. Berkey hofft nun, daß die amerikanische Arzneimittelbehörde FDA demnächst die Genehmigung für einen Test an Frauen erteilt.

Klimawandel

Fehlerhafte Modelle?

Einen schwerwiegenden Fehler in zahlreichen Klima-Modellrechnungen glaubt David Thomson von den Forschungslabors des amerikanischen Telefonkonzerns AT & T in Murray Hill, New Jersey, entdeckt zu haben. Die meisten Klimaforscher würden bei ihren Modellen, wie Thomson jetzt in dem Wissenschaftsblatt *Science* erläuterte, bei den



SPIEGEL-Titel 12/1995

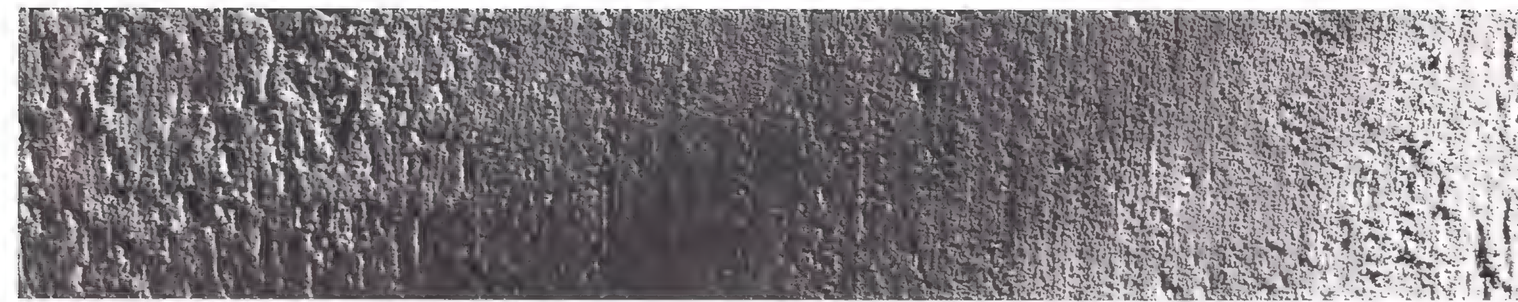
Durchschnittstemperaturen das sogenannte tropische Jahr, von Tagundnachtgleiche bis Tagundnachtgleiche, zugrunde legen. Dabei lassen sie die Effekte der sogenannten Präzession, der Verlagerung der Erdrotationsachse beim Umlauf der Erde um die Sonne, außer acht. Seine eigenen Berechnungen, so Thomson, deuteten darauf hin, daß die Erwärmung der Erde infolge der steigenden Treibhausgas-Konzentrationen durch diesen Effekt sogar noch verstärkt würde.

Weinbau

Champagner in Gefahr

Die geplante Hochgeschwindigkeitstrasse der französischen Eisenbahn, die Paris mit Straßburg und der Bundesrepublik verbinden soll, könnte einige der Weinbauern in der Champagne in den Ruin treiben. Versuche mit einer 200 Meter langen und 5 Meter hohen, schräggestellten Plastikwand, die das Profil des TGV-Dammes simulieren sollte, haben ergeben, daß sich das Mikroklima in den hügeligen Weinlandschaften der Champagne entlang der Strecke des „TGV-Est" verändern würde. Wie der Klimatologe Gerard Beltrando von der Denis-Diderot-Universität in Paris feststellte, kühlte die Luft in der Nähe des simulierten Dammes nachts bis zu drei Grad Celsius stärker ab als in den weiter entfernt gelegenen Weinbergen. In klaren Nächten, wenn die Temperatur zurückgeht, steigt die warme Luft an den Hängen der Weinberge in die Höhe, während die kalte Luft ins Tal abfällt. Ein Damm nahe dem Fuße der Hügel verhindert dieses Herabsinken der Kaltluft und beeinträchtigt so die tiefer gelegenen Areale der Weinfelder. Eine Gefahr vor allem in kühlen Frühjahrsnächten. Dieser Kühleffekt, so ermittelte Beltrando in seinem Experiment, reichte über ein Gebiet von zehn Hektar, eine Fläche, die oft den Gesamtbesitz eines kleinen Weinbauern ausmacht. „Weinstöcke sind sehr frostempfindlich", sagt Beltrando, „schon eine geringe Temperaturdifferenz reicht aus, um einen Rebstock zu zerstören."

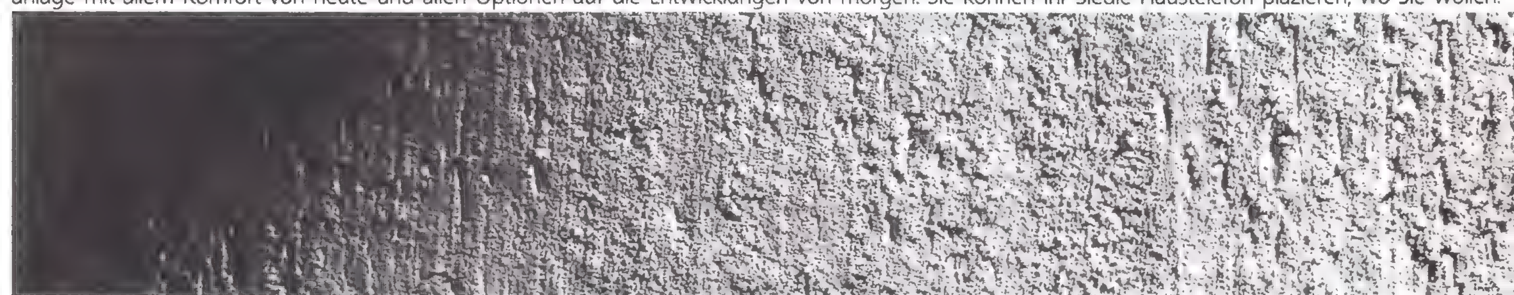

Weinbauer in der Champagne



Sie müssen nicht gleich mächtig auf den Putz hauen, nur weil Sie aus Ihrer alten Klingelanlage eine moderne Kommunikationsanlage machen wollen.

Das einzige, was Sie für eine

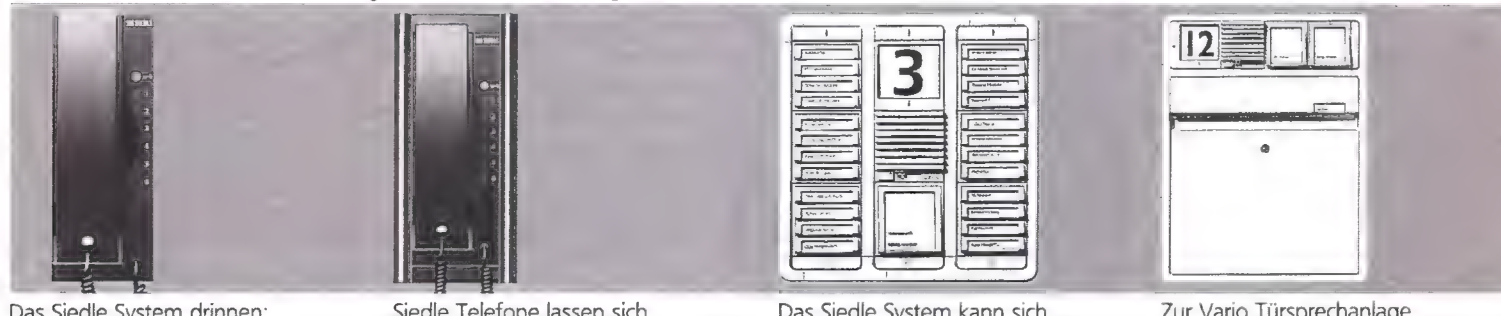
anlage mit allem Komfort von heute und allen Optionen auf die Entwicklungen von morgen. Sie können Ihr Siedle Haustelefon plazieren, wo Sie wollen.



sonst noch alles zum guten Ton gehört, erfahren Sie in unseren Beratungs-Zentren: Berlin 030/4 34 70 52, Braunschweig 05 31/8 23 13-68, Bremen

ist der alte

München 089/6 14 15 10, Nürnberg 09 11/99 81 50, Stuttgart 07 11/41 30 23, Wiesbaden 06 11/84 40 49, Zwickau 0375/43 00 20. Dänemark:



Das Siedle System drinnen: Tür- und Haustelefone, in die jede Menge Leistung eingebaut ist, von der Mithörsperre bis zur Rufabschaltung.

Siedle Telefone lassen sich überall flach und fest einbauen: ob neben der Haustür oder im Arbeitszimmer, an der Wand oder im Tisch. Deckleisten aus verschiedenen hochwertigen Materialien setzen dabei dekorative Akzente.

Das Siedle System kann sich auch vor der Tür sehen lassen. Die vorbildlich gestaltete Modultechnik ist logisch und einfach. Sie eignet sich für Ein- und Mehrfamilienhäuser ebenso wie für Geschäftshäuser.

Zur Vario Türsprechanlage gehören bis zu 25 Funktionsmodule: von der Türklingel bis zum Briefkasten, von der Hausnummer bis zur Beleuchtung. Sie lassen sich ganz nach Bedarf kombinieren.



Kripo-Beamte bei der Spurensicherung in einem Mordfall: Suche nach Glassplittern und kaum sichtbaren Blutspuren

M. LINDNER / SIGNUM

Kriminologie

„BLUT SCHREYET ZU GOTT“

Gentechniker isolieren Speichel aus Strumpfmasken, Chemiker bestimmen Metallatome von Geschossen: Die Kriminalistik entwickelt sich zum High-Tech-Gewerbe. Milliardstel Gramm eines Weichspülers dienen vor Gericht als Beweismittel. „Das perfekte Verbrechen“, glaubt das BKA, „rückt in immer weitere Ferne.“

Ein kleines Dorf in Norddeutschland. Es ist März. Ein zwölfjähriges Mädchen – karierte Hose, Anorak – kommt vom Spielen heim. Das Kind biegt in einen einsamen Waldweg. Kurz danach liegt es tot im Gebüsch.

Spaziergänger entdecken am nächsten Tag die Leiche. Die Kripo trifft ein. Ein Gerichtsmediziner stellt die Todesursache fest („erwürgt“) und schiebt dem Kind einen Meßfühler in den Enddarm. Aus der „tiefen Rektaltemperatur“ schließt er auf den Tatzeitpunkt („gestern nachmittag“). Ein Vaginalabstrich wird gemacht.

Dann umkleben Spurensicherer vom Ermittlungsdienst die Tote mit Kontaktfolien. Laborbefund: An Slip, Gymnastikhose und Händen des Opfers haften Baumwollfasern, indigogefärbt, 0,5 Millimeter lang. Der Täter trug blaue Jeans. Eine schwache Spur.

Fast das ganze Dorf wird ins Kreuzverhör genommen. Ein Mann macht sich durch Alibi-Unstimmigkeiten verdächtig. In seinem Kleiderschrank liegen Jeans – nichts Ungewöhnliches. Der Mann leugnet hartnäckig. Die Ermittlungen stecken in der Sackgasse.

Verbrechensaufklärung ist häufig rückwärtsgewandte Prophetie. 1400mal rückten deutsche Kommissare im Jahr 1993 wegen Mord und Totschlag aus. Nicht selten führte die Spurensuche in ein Labyrinth.

Zwischen Indiz und Täter liegt ein Sumpf von Irrtumsmöglichkeiten und falschen Fährten. „5000 ungeklärte Tötungsdelikte, aufgelaufen seit 1949“, so ein Insider, „sind im zentralen BKA-Computer gespeichert.“

Erst einige Wochen nach der Tat nimmt der Fusselfall plötzlich eine verblüffende Wendung. Die inkriminierten Jeansfasern liegen nun zur Nachuntersuchung im Institut für Medizinische Physik und Biophysik der Universität Münster.

Der Laborleiter Peter Fritz Schmidt verfügt über einen Laser-Mikrosonden-Massenanalysator (Lamma). Der Apparat kann chemische Elemente noch im Billionstel-Gramm-Bereich nachweisen.

15 Minuten lang fährt der Laserstrahl des Lamma über die Textilproben. Ergebnis: Sowohl an den Tatortfusseln als auch an den Jeans aus dem Schrank des Verdächtigen sind Moleküle von zwei verschiedenen Weichspülern angela-

gert. Schmidt: „Ein Merkmal mit sehr hoher Spezifität."

Mit dem neuen Befund konfrontiert, sackt der Mörder zusammen und gesteht. Vor dem Verbrechen hatte er seine Hosen gereinigt. Weil die Weichspülerflasche fast leer war, mußte er eine neue Flasche von einem anderen Hersteller anbrechen. Dieser Waschgang hat den Täter entlarvt.

Der Thriller aus Münster illustriert die Schlagkraft der modernen Forensik. Ob bei Mord, Raub oder Unfallflucht – heute rücken die Experten der Spurensicherung wie Archäologen an die Tatorte aus. Mit Staubsaugern schlürfen sie winzige Glassplitter ein oder kratzen kaum sichtbare Blutspritzer vom Boden.

Bei jedem Autounfall rieseln Wolken von Lackpartikeln durch die Luft. Myriaden von Fasern lösen sich beim Todeskampf von der Kleidung. „Jedes Verbrechen", erklärt die Hamburger Faseranalytikerin Ulrike Denske, „hinterläßt ein materielles Abbild."

Solche Mikrospuren werden in forensischen Labors fast bis in ihre atomare Struktur zerlegt. Glassplitter lassen sich (durch Messung von Lichtbrechungsindizes) zum Beispiel Cola-Flaschen oder Fensterscheiben zuordnen. Schmauchspuranalytiker können die Schußdistanz auf 1,40 Meter genau abschätzen.

„Es bleibt kein Mord verschwiegen, das Blut schreyet zu Gott", mahnte ein mittelalterliches Sprichwort. An die Stelle des Gottvertrauens sind Technik und Wissenschaft getreten. Ohne kostenträchtiges Know-how läßt sich der Kampf Gut gegen Böse nicht mehr erfolgreich führen.

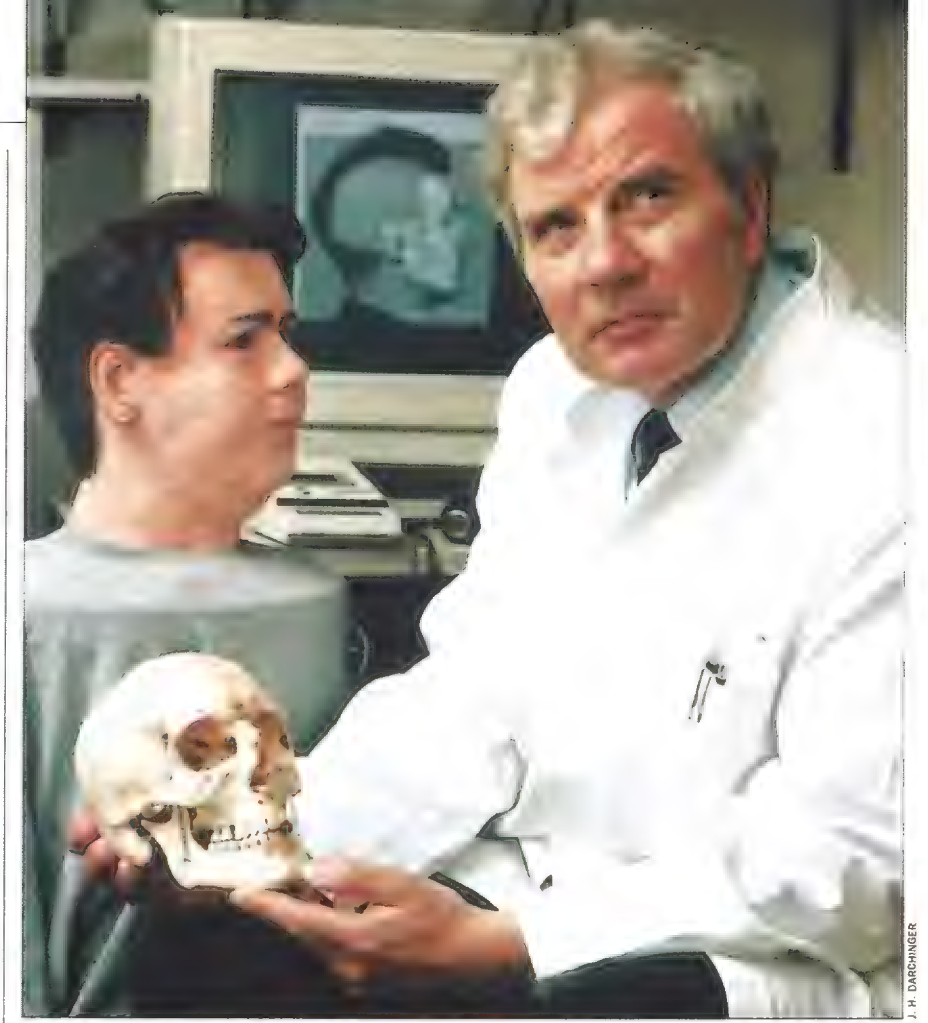
Gas-Chromatographen erschnüffeln Brandsätze. „Superhunde" schnuppern an eingedosten Mordmessern, die mit Handschweiß „kontaminiert" sind (siehe Kasten Seite 236). „Die Kriminaltechnik", sagt der BKA-Experte Edwin Kube, „überflügelt die kühnsten Visionen renommierter Kriminalautoren."

Beispiel: Ein Lkw-Fahrer aus Phoenix (US-Staat Arizona) ermordet eine Prostituierte. Nach der Bluttat lädt er die Tote auf seinen Pick-up und wirft sie auf ein verlassenes Fabrikgelände.

Durch Zufall gerät der Täter in den Bannkreis der Ermittlungen. Fahnder durchkämmen seine Wohnung. Schließlich entdecken sie zwei Schoten eines Palo-Verde-Baumes auf der Ladefläche des Kleinlasters. Ein Beweismittel?

Die Polizei wendet sich an Tim Helentjaris von der University of Arizona. Der Pflanzengenetiker erstellt ein individuelles Erbgutraster der Schote. So wird der Standort des Mutterbaums ermittelt: Er beschattet den Eingang zur Fabrikruine, in der die tote Dirne lag.

Gegen solche Zellkernforensik nehmen sich die Logeleien der literarischen Superdetektive reichlich verstaubt aus.



J. H. DARCHINGER

Gerichtsmediziner Helmer*: Verweste Leichen mit Wachs nachgebildet



J. SCHWARZ

Probenentnahme zur DNS-Analyse*: Täter mit vertrockneter Spucke überführt

Ob Miss Marple oder Sherlock Holmes – der klassische Detektiv ist ein Schlaumeier und eleganter Anwender der 19 Syllogismen, jenes Kanons logischer Schlußfolgerungen, wie sie der Scholastiker Psellos im 11. Jahrhundert formulierte.

Im TV-Krimi führt meist auch die Plaudersucht des Mörders zum Ziel. Motto: Der Täter salbadert, Derrick durchschaut ihn. In der Praxis dagegen steht die Kripo einer „steigenden Zahl von Aussageverweigerern" gegenüber, wie das Fachblatt *Kriminalistik und forensische Wissenschaft* feststellt.

Der juristischen Wahrheitsfindung allein mögen die Strafverfolger nicht ver-

* Oben: mit Totenschädel und Kopfmodell; unten: im Institut für Rechtsmedizin in Münster.

Duftspur unter Glas

Hunde überführen einen Mörder



Geruchstrainierter Polizeihund*: Handschweiß am Stahlrohr gewittert

Auch in der modernen High-Tech-Forensik können Hunde mit ihrem Spürsinn immer noch mithalten – sie riechen Schweiß 260 000mal besser als der Mensch. Der Siegener Staatsanwalt Joachim Ebsen brachte letztes Jahr einen Mörder hinter Gitter. Hauptindiz war Körpergeruch.

Der Fall ereignete sich in Lennestadt in Westfalen: Eine 51jährige Frau spaziert durch ein kleines Waldstück. Es dämmert bereits, als der Mörder sie überrascht. Es kommt zu einem heftigen Kampf.

Von zwei Kopfschüssen niedergestreckt, wird die Frau aufgefunden. Neben dem Opfer liegt Unterwäsche, die der Täter gewaltsam zerrissen hatte. Ein Verdächtiger, Jahrgang 1961, wird ermittelt. Doch der Mann leugnet.

„Ein schwieriger Fall“, erinnert sich Ebsen. In seiner Beweisnot entschließt sich der Staatsanwalt zu einem ungewöhnlichen Schritt. Er wendet sich an die Landespolizeischule für Diensthundeführer in Holte-Stukenbrock.

Tage danach rücken die Beamten in Siegen an und drücken dem Untersuchungshäftling ein Edelstahlrohr in die Hand: „Halten Sie das zehn Minuten.“ Dann packen die Fahnder das mit Handschweiß kontaminierte Rohr in ein luftdichtes Glas und verschwinden wieder.

Tage später liegt das Geruchsasservat in einem Raum der Landespolizeischule. Die Beamten verfügen über drei Hunde, denen sie besonders viel zutrauen. In jahrelangem Training sind die deutschen Schäferhunde Gila und Rondo sowie der neunjährige Mischling Schwarzer auf eine Schnüffelprozedur trainiert.

Zuerst wird Gila in den Raum geführt und nimmt am zerrissenen Tatort-Slip „Witterung auf“, wie Einsatzleiter Günther Bonke erklärt. Dann tapst das Tier an eine Plattform, auf der jeweils im Abstand von 50 Zentimetern drei präparierte Riechproben liegen.

An einem dieser Rohre klebt der Handschweiß des Täters. Der Hund hebt die Pfote und kratzt daran. Sodann durchlaufen Rondo und Schwarzer den Duftparcour – mit demselben Ergebnis.

Der „Stukenbrocker Geruchsspurenvergleich“ wird vor deutschen Gerichten als Beweismittel akzeptiert. Ein Mathematiker hat seinen Ablauf bis ins Detail festgelegt. Letztes Jahr kamen die Tiere gut 20mal zum Einsatz. Die Landeskriminalämter von Baden-Württemberg und Sachsen-Anhalt bauen derzeit eigene Schnupperstaffeln auf.

Den Kriminalisten ist diese Methode durchaus vertraut – [sic: column continues] trauen – die Veranstaltung ist ihnen zu subjektiv. Angeklagte lügen, Richter irren. Gott, vor dessen Augen in der bürgerlichen Rechtsprechung der Strafprozeß abrollt, gilt den Spurensuchern als unvollkommener Wächter der Wahrheit.

Auch die Aussage von Augenzeugen taugt nicht viel. Vor kurzem legte das FBI eine bemerkenswerte Studie vor. Überprüft wurden 2500 Personen, verurteilt wegen Vergewaltigung. Gentechnische Spermaanalysen ergaben, daß ein Drittel von ihnen schuldlos im Gefängnis saß.

Also muß das objektive Indiz her, der „untrüglich nachvollziehbare naturwissenschaftliche Sachbeweis“, wie BKA-Experte Edwin Kube fordert. Bei strittigen Autounfällen schaben die Fahnder Schuhsohlenabrieb vom Gaspedal. Solche Materiekrümel lassen sich mit sogenannten Fourier-Transformations-Infrarot-Spektrometern bis ins Detail differenzieren.

„Kaum noch überschaubare wissenschaftliche Arbeitsinseln“ seien entstanden, beschreibt der Chef-Kriminaltechniker im BKA, Wolfgang Steinke, die Situation: „Spezialisten mit immer perfekter arbeitender Laborausstattung erzielen immer exaktere Ergebnisse.“

Das Landeskriminalamt (LKA) Hannover etwa setzt seit kurzem ein Totalreflexions-Röntgenfluoreszenzgerät (TXRF) zur Verbrecherjagd ein. Der

Plasmaphysiker und Mathematiker fachsimpeln über die Motive der Täter

Apparat, vom Atomforschungszentrum Geesthacht entwickelt, gilt als stärkstes Geschütz in der Schußspurenanalyse.

„Jedes Bleiprojektil enthält winzige Mengen an Silber, Antimon, Arsen oder Kupfer“, erklärt der LKA-Chemiker Woldemar Bohm. Dieses Elemente-Potpourri – es schwankt je nach Hersteller und Charge – kann von TXRF bis in den ppm-Bereich erfaßt werden*. Das Geschoß erhält so eine individuelle, verräterische Signatur.

Zu Hochform laufen die Strafverfolger immer dann auf, wenn Leute aus den eigenen Reihen zu Tode kommen. Während einer Demonstration an der geplanten Startbahn West in Frankfurt hatte ein Mann auf die in 100 Meter Entfernung heranrückenden Polizisten geschossen. Einer von ihnen starb.

Das Trommelfeuer des Kamikaze-Schützen tötete aber noch einen weiteren Beamten, der 500 Meter hinter dem Einsatztrupp stand. Ein Querschläger

* An der Landespolizeischule Holte-Stukenbrock.

* ppm: „parts per million“, Teile pro Million, zum Beispiel Silberteile pro eine Million Teile Blei.

oder Irrläufer? Hatte der Schütze gezielt oder in die Luft geschossen?

Um das Problem zu lösen, fuhren die BKA-Ballistiker ein Doppler-Radar-Anemometer auf. Der Doppler-Effekt wird sonst genutzt zur Bestimmung der Fluchtgeschwindigkeit von Galaxien. Im Falle der Startbahn West gelang es, mit dem Gerät den Luftwiderstand (C_w-Wert) des Projektils zu messen.

Sodann erkundigten sich die Kriminalisten beim Wetterdienst nach Luftdruck und Luftfeuchtigkeit am Tattag. Resultat ihrer Geschoßbahnberechnung: Die tödliche 500-Meter-Kugel war nur vier Meter über den 100 Meter entfernten Einsatzcordon hinweggefegt – mithin war es ein gezielter Schuß auf den heranrückenden Sperriegel.



DPA

Spurensicherung an der Startbahn West (1987)
Welchen C_w-Wert hatte die tödliche Kugel?

Solche Gutachten, häufig von entscheidender Bedeutung für die Urteilsfindung, überfrachten zunehmend die Gerichte. Plasmaphysiker und Mathematiker fachsimpeln über Motive und Tathergänge. Und längst hat der Strudel der Elektronisierung auch die forensische Pathologie erfaßt.

Noch vor wenigen Jahren wurde die Liegezeit von Ermordeten mittels Leichenflecken und der Totenstarre ermittelt – nach heutigen Maßstäben vage Zeichendeuterei. Der moderne Gerichtsmediziner stützt sich auf das „Todeszeit-Nomogramm" des Essener Gerichtsmediziners Claus Henßge. Dessen Leichen-Abkühlformel berücksichtigt Luftfeuchtigkeit, Außentemperatur, Wind und Bekleidung des Opfers. Die Tatzeit – wichtig für Alibi-Fragen – läßt sich selbst bei Leichen, die schon vier Tage liegen, auf drei Stunden genau angeben.

Zu tun gibt's genug. Allein 35 500 Unfallfluchten mit Personenschäden beschäftigten letztes Jahr die Ermittler. Serienmörder wie der Säurefaßkiller und „Kürschner von Rahlstedt", Lutz Reinstrom, ängstigen die Bevölkerung. Verschärfte Formen von Terrorismus sind zu befürchten, seit in Tokios U-Bahn Giftgas waberte.

Besorgt ist die deutsche Polizei auch über die steigende Zahl anonymer Leichen. Immer häufiger liegen verweste Tote im Gelände, nicht selten Schattengestalten aus Osteuropa, die hier niemand vermißt.

Der Düsseldorfer Gerichtsmediziner Kurt Alt hat sich auf die Identifizierung von Wasserleichen spezialisiert. Schon neun aufgedunsene Leiber wurden in diesem Jahr in sein Labor getragen. „Manche", sagt Alt, „sind von Schiffsschrauben zerrissen, andere zerfault oder teilweise skelettiert."

Letzten Monat beugte sich der Mediziner über einen Frauenschädel, angeliefert von der Kripo Gifhorn. „Die Person hatte starke Verletzungen im Gesichtsbereich, aber keine einzige Zahnfüllung", konstatierte Alt. Ein Kollege vermaß die Schädelform und lokalisierte die Tote in den Bereich „Südosteuropa".

Zumindest das Alter solcher Rätselleichen kann der Gerichtsmediziner weitgehend genau abschätzen. Seit kurzem ist bekannt, daß sich jedes Jahr – Baumringen vergleichbar – eine neue Schicht um die Zahnwurzel legt. Alt: „Ich ziehe einen Schneidezahn, säge ihn auf und zähle die Schichten."

Ähnlich vertrackte Fälle laufen bei dem Bonner Gerichtsmediziner Richard Helmer auf. Bei besonders abscheulichen Delikten greift der Schädelspezialist zu Wachs und Holzspachtel.

Gestützt auf den Knochenbau sowie Restmerkmale wie Haare und Hautfetzen, modelliert Helmer plastische Gesichter, die dann der Polizei als Suchfotos zur Personenfeststellung dienen. Helmers Labor erinnert an ein Panoptikum. Perücken und Schminke liefert ein Maskenbildner vom Opernhaus Bonn.

Der Schulterschluß von Medizin und Kriminologie hat Tradition. Vor 3000 Jahren führten hebräische Gerichte den Beruf des Amtsarztes ein. Römische Ärzte zählten in Julius Cäsars Leib 23 Stichwunden. Dem antiken Obduktionsprotokoll zufolge war nur



GAMMA / STUDIO X

Nachspielen eines Tathergangs (am Computer)*: Vier Minuten im Kugelhagel

ein Stoß in Cäsars Brust tödlich.

Doch wer hatte den römischen Konsul zur Strecke gebracht? Woran ging Napoleon zugrunde? Welches Phantom metzelte als Jack the Ripper? Solche mysteriösen Kriminalfälle wären mit den Werkzeugen der Kriminalätiologie, der kriminalistischen Ursachenlehre, wahrscheinlich gelöst worden.

In der Fachsparte Serologie ist die exakte Zuordnung von Beweisstücken am weitesten gediehen. Ob Blut, Urin, Nasenschleim, abgeschilferte Epidermis oder Speichel an ausgelutschten Kaugummis – wer biologisches Material am Tatort hinterläßt, hat schlechte Karten: Die Gene verraten den Täter.

1988 wurde der genetische Fingerabdruck erstmals vor einem US-Gericht als Beweismittel zugelassen. Heute beschäftigt allein der Gerichtsmediziner Bernd Brinkmann in seinem Labor in Münster zehn Zellgutfahnder. Mit Mundschutz und Gummihandschuhen ausgerüstet, stellen sie pro Jahr 200 DNS-Steckbriefe aus.

Meist werden die Asservate von der Kripo in Papiertüten angeliefert. „Manche Mikroblutspuren sind nur fliegenkotgroß“, erklärt Mitarbeiter Peter Wiegand. Restspuren finden sich – trotz aller Reinigungsversuche des Täters – „an Schuhen, in Bretterritzen oder Abflußsiphons“ (Wiegand).

Neueste DNS-Techniken, sogenannte STR-Systeme, haben überragende Beweiskraft. Eine Haarwurzel reicht aus, um das Erbgutporträt eines Menschen herzustellen. Selbst Bakterien-zerfressene DNS läßt sich auswerten.

Zu Brinkmanns verrücktesten Asservaten zählt eine Strumpfmaske, die 18 Monate in einem Kriposchrank gelegen hatte. Die Gentechniker aus Münster benetzten das Uralt-Indiz mit einem Speichelindikator. Schließlich orteten sie einen winzigen verkrusteten Spuckespritzer im Mundbereich der Tarnkappe. Er überführte den Täter.

Aber nicht immer bringt die Zellfahndung Erfolg. Bei feuchtschwülem Wetter kann sich DNS innerhalb von 24 Stunden völlig zersetzen. Leichen vermodern, Blut wäscht der Regen ab, Fasern werden vom Wind verweht.

„Die Welt verliert ständig Information“, klagt der Aachener Gerichtsmediziner Achim Schäfer. Für ihn steht der Detektiv in einem titanischen Kampf mit dem „Zweiten Hauptsatz der Thermodynamik“ – jenem Grundgesetz, demzufolge die Welt einem spannungslosen Gleichgewicht zustrebt.

J. D. SCOTT / IMPACT VISUALS

Ballistiker bei Tatwaffenuntersuchung*
„Kein Mord bleibt verschwiegen“

Also ist Eile angesagt. Acht Stunden dauert es, bis die Hamburger Faserforensikerin Denske die Kleidung des Täters rekonstruiert hat. Innerhalb von einem Tag können die LKA – durch Rückgriff auf eine Lackdatei mit 50 000 Proben – anhand von aufgefundenen Lacksplittern den Typ, die Farbe und das Baujahr eines Fluchtautos angeben.

Am liebsten würden die Kriminologen die gesamte dingliche Welt erfassen und katalogisieren. 200 Millionen Fingerabdrücke hat das FBI abgelegt. Derzeit im Aufbau sind auch Reifenabdruckdateien. Das BKA sammelt Proben für eine Info-Bank mit Schrifttypen von Computerdruckern. 30 000 Druckbilder sind schon erfaßt.

Nur mit rechnergestützten Suchsystemen lassen sich solche Megadateien noch sinnvoll nutzen. Ohne den Kommissar Computer ist moderne Verbrechensaufklärung nicht mehr denkbar.

Auch die digitale Animation – bislang eine Domäne der Hollywood-Filmer – hält Einzug in den juristischen Alltag. Strittige Autounfälle, aber auch Flugzeugabstürze werden mit speziellen Software-Programmen nachgespielt.

Die suggestive Wirkung solcher Videos ist nicht nur in den USA heftig umstritten. Je nach eingegebenen Daten, baut der Computer seine Version des Tatverlaufs auf. „Das Verzerrungspotential“, sagt der amerikanische Software-Spezialist Terry Day, „ist enorm.“

Dennoch erobern die Computercartoons nun auch das Feld der Tötungsdelikte. 1993 führte der US-Ballistiker Alexander Jason erstmals in einem Mordprozeß ein wild schießendes Männchen vor. Die Digital-Show galt der Analyse einer aufsehenerregenden Bluttat: Artie Mitchell, ein Geschäftsmann aus San Francisco, war von seinem Bruder erschossen worden. Dessen Verteidiger plädierten auf Panikreaktion und Notwehr.

Jasons Computervideo, gestützt auf 911 Ermittlungsberichte sowie Einschußlöcher in Wänden und Türen, kam zu einem anderen Ergebnis: Der Mörder hatte seinen Bruder angeschossen, dann den Schwerverletzten schießend verfolgt und ihn schließlich kaltblütig niedergestreckt. Dauer des Kugelhagels: vier Minuten. ❑

* Oben: im Mordfall Artie Mitchell in San Francisco; unten: in Kansas City.

Medizin

Großes Versprechen

Die WHO bekämpft das Polio-Virus. Verschwindet die Kinderlähmung aus der Welt?



Indische Kinder mit Polio: Jährlich zehn Millionen Infizierte

Die weltweite Ausrottung der Pokken in den siebziger Jahren galt den orthodoxen Calvinisten in den Niederlanden als ein lästerliches Treiben. Auch als 1992 etliche der Glaubensbrüder an Kinderlähmung erkrankten und ein vier Wochen alter Säugling an der Infektion starb, blieben die Christen-Fundis im Glauben fest.

In Demut seien derlei schmerzliche Prüfungen des Herrn hinzunehmen – Impfungen oder andere medizinische Vorbeugungsmaßnahmen gelten den fünf radikalen Calvinisten-Gemeinden in Holland als schiere Blasphemie.

So werden die orthodoxen Sektierer auch in Zukunft Widerstand leisten – bei einem ehrgeizigen Vorhaben, mit dem die Impfexperten der Weltgesundheitsorganisation (WHO) Medizingeschichte schreiben wollen: Bis zur Jahrtausendwende, so das Ziel der WHO, sollen die Erreger der Kinderlähmung (Poliomyelitis) von der Erde vertilgt sein.

„Wir wollen es tun, weil wir es tun können", erklärt der Impf-Experte Nick Ward, Direktor des Immunisierungsprogramms der WHO.

Erst ein einziges Mal ist es den Genfer Impfstrategen gelungen, einen mikrobischen Organismus vollständig auszurotten: 1977 erkrankte der letzte Mensch an Pocken. Seither überdauern nur noch wenige kaltgestellte Viren-Partikel – in zwei Sicherheitslabors in Moskau und Atlanta.

Die Pocken bewiesen: Krankheiten sind ausrottbar. Als weiterer Kandidat für die Total-Vernichtung galt schon lange das Polio-Virus. Denn diese Erreger – drei eng miteinander verwandte Typen des Poliomyelitis-Virus – haben keine Rückzugswinkel im Tierreich. Sie befallen ausschließlich den Menschen.

Solange die Kinderlähmung jedoch noch auf der Erde existiere, sei auch in Europa „niemand vor Polio sicher", warnt Ward.

Seit dem 18. Jahrhundert, so schätzen Experten, hat die Krankheit an die zehn Millionen Menschen heimgesucht. Die an Polio Erkrankten blieben gelähmt, wurden verkrüppelt oder starben. Noch 1952 kamen 3100 US-Amerikaner durch Kinderlähmung zu Tode, weitere 21 000 Opfer blieben lahm.



Schluckimpfung in China: „Niemand ist vor Polio sicher"

Zwar gilt die Kinderlähmung inzwischen in Europa ebenso wie in Nord- und Südamerika als gebannt. Insgesamt schrumpfte die Zahl der gemeldeten Polio-Fälle seit 1988 um 82 Prozent. Doch noch immer befällt der Erreger nach WHO-Schätzungen jährlich rund zehn Millionen Menschen, überwiegend Kinder in Zentralafrika und Südasien.

Meist ist die Ansteckung mit den Polio-Viren völlig harmlos – wenn das Virus sich nur in der Darmschleimhaut vermehrt. Fast 99 Prozent der Angesteckten verspüren keine oder allenfalls grippeähnliche Symptome.

Durchschnittlich jeder hundertste Infizierte aber erkrankt an der Kinderlähmung, der paretischen Poliomyelitis: Das Virus gelangt in den Blutkreislauf und befällt die Nervenzellen im Rückenmark oder im Hirnstamm. Die Folge sind vorübergehende oder dauerhafte Lähmungen.

Trifft die Virusattacke auch jene Nervenzellen, welche die Atemmuskulatur steuern, müssen die Kranken, damit sie am Leben bleiben, wochenlang künstlich beatmet werden. Manche besonders unglückliche Virusopfer müssen den Rest ihres Lebens beatmet werden.

Angesichts des weltweit ständig zunehmenden Reiseverkehrs, warnen Fachleute, drohe auch den inzwischen poliofreien Industriestaaten noch immer Gefahr. Vor allem auf dem indischen Subkontinent flackern immer wieder Polio-Epidemien auf.

Auch in neun der ehemaligen Sowjetrepubliken ist das Virus noch immer heimisch. Allein im letzten Jahr seien in Usbekistan 117 Fälle von Kinderlähmung gemeldet worden, warnt WHO-Experte Ward. Die Zahl der Virusträger jedoch, jener Personen also, die große Mengen der hochinfektiösen Viren ausscheiden, liegt rund hundertmal höher. So können sich Infektionen, zum Beispiel über Fäkalien, die ins Trinkwasser gelangen, mit großer Geschwindigkeit epidemisch ausbreiten.

Die Impfstoffe, die nun den Untergang der Polio-Viren besiegeln sollen,

stehen schon seit rund 40 Jahren bereit. 1954 hatte der US-Wissenschaftler Jonas Salk den ersten Polio-Impfstoff aus abgetöteten Viren entwickelt. Drei Jahre später entdeckte sein US-Kollege Albert Sabin die Schluckimpfung mit abgeschwächten Lebend-Viren.

„Beide Impfungen erzeugen starke Immunität gegen das Virus“, konstatiert Polio-Fachmann Ward. Sabins Schluckimpfung setzte sich durch, weil bei diesem Verfahren die Vakzine leichter zu verabreichen ist.

Besorgniserregend, klagen Experten, habe inzwischen die Impfmüdigkeit in den Industriestaaten zugenommen. Weil die Kinderlähmung in den meisten westlichen Ländern seit Jahren nicht mehr auftritt, achteten immer weniger Menschen auf einen ausreichenden Polio-Impfschutz.

In den meisten GUS-Staaten andererseits fehlt es an Geld für Impfstoffe und an medizinischer Infrastruktur – ein idealer Nährboden für Epidemien, wie Ward meint: „Die Polio-Impfung“, warnt er, „erreicht die Leute nicht.“

Auf den weltumspannenden Tourismus ist auch die bisher letzte Infektion in Europa zurückzuführen: Die Polio-Epidemie unter den niederländischen Calvinisten wurde durch einen Indien-Touristen eingeschleppt. Blitzschnell erreichte sie auch die calvinistischen Glaubensbrüder in Kanada. In Holland erkrankten über 60 Menschen an der Lähmung; die Seuchenbekämpfung kostete die Niederländer umgerechnet 15 Millionen Mark.

Langfristig, so behaupten deshalb die WHO-Fachleute, sei die Virus-Ausrottung auch ökonomisch geboten. Rund 600 Millionen Dollar zusätzlich müßten die Industriestaaten für die von der WHO geplante Vernichtung der Polio-Erreger aufbringen.

Andererseits könnten, wie Ward vorrechnet, rund drei Milliarden Dollar jährlich eingespart werden, wenn es gelänge, die Polio-Gefahr für immer zu bannen. Allein die Vereinigten Staaten geben für ihre Polio-Vorsorge derzeit im Jahr rund 250 Millionen Dollar aus.

Zudem würde für den Feldzug gegen den Polio-Erreger in den Entwicklungsländern eine medizinische Infrastruktur bereitgestellt, mit deren Hilfe sich dann auch andere Infektionen womöglich für immer von der Erde verbannen ließen.

Trotz der Tatsache, daß die WHO mit ihrem in den fünfziger Jahren groß angekündigten Programm zur Ausrottung der Malaria gescheitert ist, scheut sich Impf-Fachmann Ward nicht vor großen Versprechen.

Ward: „Auch Masern, Bakterien-Diarrhö und Drakunkulose“ – eine abszeßträchtige Infektion mit dem Guinea-Wurm – „können und werden wir eines Tages ausrotten.“ ❑

Luftfahrt

Warten auf Godot

Der zweistrahlige Langstrecken-Jet Boeing 777 wird im Juni in Dienst gestellt – mit größeren Triebwerken, als es je gab.

Siebzehn fabrikneue Flugzeuge im Wert von anderthalb Milliarden Dollar standen wie lahme Enten auf dem Boeing-Werkgelände in Everett, Washington. Statt der Triebwerke hingen, zum Schutz gegen zerstörerische Windböen, tonnenschwere Betonklötze unter den Tragflächen: Die für den neuen Flugzeugtyp entwickelten Antriebsdüsen waren, wie sich bei Tests zeigte, zu schwach geraten, um die Jumbo-Jets in die Luft zu heben.

Was vor zweieinhalb Jahrzehnten mit einem ruinösen Fehlstart begann, ist mittlerweile zum Goldesel des Boeing-Konzerns geworden. Derzeit transportiert eine Flotte von 1051 Jumbo-Jets (Boeing 747) jährlich Millionen von Passagieren um die Welt.

Nun steht der amerikanische Flugzeugbauer Boeing (Weltmarktanteil: 60 Prozent) vor einem ähnlichen Wagnis: Am Mittwoch nach Ostern wird die US-Flugsicherheitsbehörde FAA, wenn alles nach Plan verläuft, dem neuesten Boeing-Baumuster die Flugzulassung erteilen.

Anfang Juni will die US-Gesellschaft United Airlines zum erstenmal mit einer Boeing B 777 („Triple Seven“) Passagiere von London nach Washington befördern. Einen Tag später wird der 777-Flugdienst zwischen Frankfurt und Chicago eröffnet.

Zum Einsatz kommt ein neues Verkehrsflugzeug, auf das „die Fliegerwelt“, wie die gebildeten *Financial-Times*-Redakteure notierten, „gewartet hat wie auf Godot“: Die B 777 ist der größte mit nur zwei Triebwerken bestückte Jet der zivilen Luftfahrt; sie soll Passagiere schneller, kostengünstiger und – bei entsprechender Auslegung – über eine weitere Distanz transportieren können als alle anderen Verkehrsflugzeuge, die derzeit im Einsatz sind.

Das Basismodell B-777-A, mit dem United Airlines die US-Hauptstadt anfliegen wollen, bietet Platz für 325 Passagiere, seine Reichweite ist noch auf 7340 Kilometer begrenzt.



BOEING

Boeing 777 (beim Lackieren): „Es geht um nationale Interessen“

Doch nach den schon vorliegenden Bauplänen passen bei den „gestreckten“ Versionen (B- und C-Reihe) bereits bis zu 550 Fluggäste in die Kabine. Mit dieser Kapazität und einer gegenüber der Basisversion verdoppelten Reichweite könnte die B 777, wie die Boeing-Manager hoffen, den europäischen Langstrecken-Airbus A 340 (Reichweite: 14 400 Kilometer) abhängen – und am Ende womöglich zur Konkurrenz im eigenen Hause werden. In ihrer größten und stärksten Version reicht die B 777



GENERAL ELECTRIC

„Triple Seven"-Triebwerk im Teststand: Mehr Leistung mit weniger Flugbenzin

an die Leistungsdaten des Boeing-Jumbo 747-400 heran.

Im Juni letzten Jahres war die erste Triple Seven vom Werkflugplatz in Everett zu einem Probeflug gestartet. Mittlerweile sind insgesamt sechs B-777-Testflugzeuge in der Luft, drei weitere sollen bis zum Juni dazukommen. Mit dieser Flotte will der Hersteller die von ihm ausgerufene „Revolution der Musterzulassung" vorantreiben.

Ziel des neuen Verfahrens ist es, für die B 777 innerhalb nur eines Jahres sämtliche von der Sicherheitsbehörde auferlegten Bedingungen zur unbeschränkten Flugzulassung zu erfüllen, die in der Vergangenheit anderen Flugzeugtypen erst nach mehrjährigem Test- und Flugbetrieb erteilt wurde.

Daß Boeing diese Bewährungszeit offensichtlich überspringen darf, wird vom Hauptkonkurrenten Airbus Industries mit „gelindem Erstaunen" registriert. Während die zuständige europäische Behörde JAA mit der Erteilung einer unbeschränkten Zulassung noch zögere, habe „der US-Vorzeigekonzern", schrieb das Fachblatt *Flug Revue*, von der amerikanischen FAA offenbar „nichts zu befürchten: Es geht um nationale Interessen".

Worauf diese abzielen, machte die *International Herald Tribune* Ende letzten Monats deutlich: „Boeing geht jede Wette ein, daß die neue 777 Europas Airbus in einer Staubwolke hinter sich läßt."

Zu dem im Eilverfahren durchgepaukten 777-Testprogramm (mit insgesamt 25 000 Einzelpositionen) gehören 7000 Flugstunden, knapp 5000 Starts und Landungen sowie 1000 Flüge in extremen Wetterlagen und in verschiedenen Höhen.

Für einen der wichtigsten Einzelversuche ist das fünfte Testflugzeug vorgesehen: Es soll in acht jeweils 180 Minuten dauernden Flügen mit nur einem Triebwerk fliegen – das andere wird währenddessen abgeschaltet.

Mit diesem sogenannten Etops-Test 180 (für: Extended Range Twin Engine Operations) soll der Nachweis erbracht werden, daß das zweistrahlige Flugzeug gefahrlos auch Langstreckenrouten befliegen kann, auf denen der nächste Ausweichflughafen schlimmstenfalls drei Stunden entfernt ist: Ihn muß das Flugzeug, falls ein Triebwerk ausfällt, mit dem verbleibenden einzigen Triebwerk erreichen können. Der Drei-Stunden-Test ist nötig für Flugzeuge, die über den Pazifik fliegen sollen.

Die Zuversicht der Boeing-Ingenieure, die Etops-Bedingungen rechtzeitig bis zum Linieneinsatz der 777 erfüllen zu können, gründet sich auf die formidablen technischen Eigenschaften einer neuen Triebwerkgeneration, die bei dem neuen Flugzeugtyp erstmals eingesetzt wird.

„So reibungslos, daß es schon fast beunruhigend ist"

Die US-Konzerne General Electric (GE) und Pratt & Whitney (PW) sowie der britische Hersteller Rolls-Royce haben eigens für die B 777 Triebwerke mit gigantischen Ausmaßen und enormer Schubkraft entwickelt, Schubdüsen, wie sie „die Welt noch nicht gesehen hat" *(Washington Post)*.

Der Durchmesser des Pratt & Whitney-Triebwerks PW 4084 beispielsweise ist größer als der Querschnitt des ganzen Rumpfes beim Lufthansa City-Jet B 737. Die von General Electric entwickelte Antriebsdüse GE 90 (Anschaffungskosten: je zehn Millionen Dollar) bringt eine um 27 Prozent höhere Leistung und verbraucht bei einem um 33 Prozent verringerten Schadstoffausstoß 10 Prozent weniger Flugbenzin als bisher gebräuchliche Standardtriebwerke.

Einen noch schubstärkeren Antrieb für die B 777 haben die Rolls-Royce-Ingenieure ausgetüftelt. Das britische „Trent 800"-Triebwerk erreichte bei einem 22tägigen Dauertest einen durchschnittlichen Schub von 43 Tonnen – mehr als doppelt soviel wie jedes der vier Triebwerke, mit denen vor 26 Jahren der erste Jumbo abgehoben hatte.

„So reibungslos, daß es schon fast beunruhigend ist", heißt es bei Boeing, seien die bisherigen Testflüge verlaufen. „Makellos" gebärden sich nach Auskunft von Rolls-Royce die Triebwerke im Testlauf. Ob solche guten Nachrichten geeignet sind, die B 777 zu einem neuen Verkaufshit zu machen, steht allerdings dahin.

Unter den 196 Großflugzeugen, die Boeing in den vergangenen fünf Jahren als Festaufträge verbuchen konnte, waren 147 Bestellungen für die Triple Seven. Die schlechte Nachricht: Letztes Jahr konnte der Konzern keinen einzigen zusätzlichen Auftrag für das bis zu 140 Millionen Dollar teure Super-Flugzeug hereinholen.

Zweieinhalb Milliarden Dollar hat Boeing in die 777-Entwicklung investiert. Japanische Zulieferer haben mit weiteren 1,5 Milliarden Dollar auf das neue Modell gesetzt.

Den Flug in die Gewinnzone aber würden die Hersteller nur antreten, wenn sich die B 777 zügig verkauft: Jedes Jahr, schätzen Marktkundige, muß Boeing, wenn es sich rechnen soll, zwischen 70 und 80 Exemplare des neuen Baumusters verkaufen.

„Wenn sich die Verkäufe aber", so prophezeit der amerikanische Luftfahrtexperte Paul Nisbet, „über 20 Jahre hinläppern", könnte Boeing mit der Triple Seven „womöglich nie Geld verdienen". ❑

Tiere

Blutige Rituale

30 000 Briten haben das Leben der Marienkäfer erforscht – in dieser Woche erscheint ihr Bericht.

Der Liebesdurst des Männchens ist kaum zu stillen. Bis zu 18 Stunden hockt es auf dem Chitinpanzer seiner Partnerin; wie einen Enterhaken hat es ihr den Penis in den Hinterleib gerammt. Einige Marienkäfermännchen kopulieren sogar mit toten Weibchen. Erst nach einigen Stunden fällt ihnen auf, daß etwas nicht stimmt.

Solche nekrophilen Episoden aus dem Leben der „Sonnenkälbchen" und „Himmelsziegen" kennt Michael Majerus, weltführender Marienkäferforscher, von der Cambridge University zuhauf. 30 000 Briten haben dem Käferkundler bei seiner Arbeit geholfen.

Vor zehn Jahren hatte Majerus seine Landsleute aufgerufen, ihm Beobachtungen aus ihren Vorgärten zuzuschikken. Die käfernärrischen Insulaner machten begeistert mit, vom Schulkind bis zum Frührentner. In dieser Woche erscheint der Abschlußbericht der einmaligen Feldstudie („The Cambridge Ladybird Survey").

5200 verschiedene Marienkäferarten gibt es weltweit, mehr als Säugetiere. Sie unterscheiden sich voneinander unter anderem durch die Anzahl der schwarzen Punkte auf ihren roten, grünen oder gelben Rückenpanzern (mit dem Alter der Tiere haben die Punkte nichts zu tun). Die farbigen Muster sollen Freßfeinde abschrecken.

Die Laien-Forscher mußten sich jedoch auf 24 Arten beschränken, die auf den britischen Inseln herumschwirren. So entdeckten sie den Marienkäfer mit den fünf Punkten („Coccinella V-punctata") wieder, der seit den fünfziger Jahren als ausgestorben galt. Der Käfer mit den 13 Punkten („Hippodamia XIII-punctata") hingegen konnte zur Enttäuschung der Käferfreunde nirgendwo mehr gesichtet werden.

Wie die Briten zudem ermittelten, haben viele Marienkäfer Geschlechtskrankheiten; das hängt wohl damit zusammen, daß die Tiere häufig ihre Partner wechseln. Auch wurden die Käferkundler Zeugen, wie die gefräßigen Insekten ihre Artgenossen verspeisten – oft sogar die eigenen Geschwister.

Ungeachtet solch blutrünstiger Rituale erfreuen sich die Insekten beim Menschen großer Beliebtheit: Sie machen sich bei der Bekämpfung von Schädlingen nützlich. Pro Tag verzehrt ein Marienkäfer bis zu 100 Blattläuse. Viele Länder haben Marienkäfer eigens importiert, um die Erntepflanzen vor dem Läusefraß zu schützen.

Nur selten werden die Krabbeltiere selbst zu einer Plage, in Deutschland zuletzt im Sommer 1989, als sie über Mecklenburgs Ostseeküste herfielen. „Wolken mit Milliarden Käfern suchen den Strand heim", berichtete die Aktuelle Kamera der DDR in einer ihrer letzten Sendungen. Die – ansonsten friedvollen – Tiere griffen damals sogar Urlauber an. Auch in Großbritannien fliegen die Käfer (mit panischen 91 Flügelschlägen pro Sekunde) hin und wieder Amok.

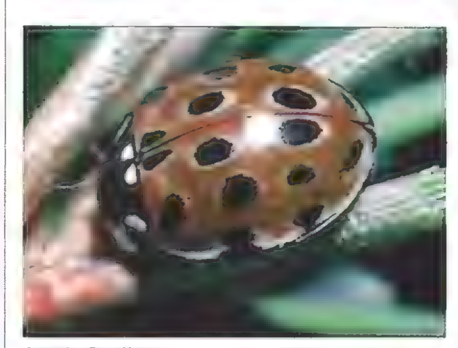
Die Hobby-Käferkundler haben dazu beigetragen, dieses seltsame Verhalten aufzuklären: In heißen Jahren vermehren sich die Blattläuse explosionsartig. Im gleichen Maße nimmt die Zahl der Marienkäfer zu. Spätestens im Hochsommer haben die Käfer fast alle Läuse aufgefressen – eine Hungersnot bricht aus. „In ihrer Verzweiflung probieren die hungrigen Geschöpfe alles, was sie als Futter verwerten könnten", erläutert Majerus.

Die britischen Amateure fanden auch heraus, was auf der Haut brennt, wenn die Käfer einen Menschen zwicken. Es ist nicht das giftige gelbe, aus den Kniegelenken ausgeschwitzte Blut, mit dem sich die Marienkäfer gewöhnlich gegen gefräßige Vögel und Frösche zur Wehr setzen. Eine Art Verdauungsenzym löst den Juckreiz aus. ❑



FOTOS: K. G. PRESTON-MAFHAM / PREMAPHOTOS

Kopulierende Propylea-XIV-punctata



Anatis Ocellata



Halyzia-XIV-punctata



H. SCHMIDBAUER / BREITSTOCK IFA

Kopulierende 2-Punkt-Marienkäfer (Adalia bipunctata)

Marienkäferarten: Mehr Vielfalt als unter den Säugetieren

Hacker

Eben anarchisch

Mit einer neuen, weltweit verbreiteten Software wird erstmals ein vollautomatisierter Einbruch in fremde Rechnersysteme möglich.

Der „Satan" erschien der Gemeinde, wie geplant, am Mittwoch voriger Woche pünktlich um 16 Uhr mitteleuropäischer Zeit. Seither liegt das Computerprogramm mit der teuflischen Abkürzung („Security Administrator Tool for Analysing Networks") in den Speichern von rund zwei Dutzend Rechnern in aller Welt bereit, über Netzwerke und Telefonleitungen frei zugänglich für Millionen kundiger Datenfexe.

Satans Aufgabe ist es, Sicherheitslükken in Computernetzen aufzuspüren. Doch die unkontrollierte Verbreitung des Programms, das die Tüftler Dan Farmer und Wietse Venema ausgeheckt haben, wird für Datenwächter in aller Welt zum Alptraum.

Zum erstenmal sind, so der amerikanische Computerexperte David Bank, „keine speziellen technischen Kenntnisse mehr nötig", aus fremden Rechnersystemen Paßworte und geschützte Daten aller Art zu klauen. Satan sei geradezu eine Einladung an die internationale Hackergemeinde, Schabernack und Mißbrauch mit Zehntausenden Computern zu treiben, wo immer das neue Programm Schwachstellen entdeckt.

Ein „extrem gefährliches Werkzeug" sieht auch Donn Parker, Sicherheitsexperte des kalifornischen Forschungszentrums SRI International, in dem Programm. Wer es beliebig verbreite, der könne auch gleich „in Büchereien und Schulen durchschlagkräftige Raketenwerfer kostenlos verteilen".

Bis zuletzt hatten Sicherheitsexperten großer US-Computerfirmen versucht, ihren kalifornischen Kollegen Farmer, 33, von der Veröffentlichung seines Programms abzuhalten. Druck machte auch Farmers Arbeitgeber Silicon Graphics in Mountain View (US-Staat Kalifornien), der den Computerfreak aus San Francisco wenige Monate zuvor als Sicherheitsexperten eingekauft hatte. Die Firma trennte sich von ihm im März.

Seine Attacke richtet sich gegen Zehntausende von Rechnern, die zum weltumspannenden Datennetz Internet gehören. Diese Computer, verteilt in Universitäten, staatlichen Einrichtungen oder Firmen, stehen den derzeit rund 35 Millionen Internet-Nutzern zur Verfügung.

In den Speichertiefen der Rechner lagern, per Datenfernübertragung abrufbar, wissenschaftliche Dokumente und frei zugängliche Software ebenso wie Firmenpläne, Kundendateien oder Börsendaten. Risiken und Nebenwirkungen sind wohlbekannt: Versierte Hacker können geheime Paßwortlisten entwenden und in nichtöffentliche Teile des Rechnersystems eindringen.

Durch einen Verbund wie beim Internet werden Computersysteme „mehr und mehr verwundbar", sagt Farmer.

LOS ANGELES TIMES

„Satan"-Programmierer Farmer
„Mehr und mehr verwundbar"

Er will mit seiner Aktion besseren Schutz vor Datendieben in der Netzwelt durchsetzen, sein Leitgedanke: „Prüfen Sie die Sicherheit Ihres Systems, indem Sie bei ihm einbrechen."

Zusammen mit seinem niederländischen Kollegen Venema von der Technischen Universität Eindhoven hatte Farmer diese Methode schon vor einigen Jahren als Strategie gegen elektronische Banditen im Internet verbreitet – inklusive einer detaillierten Beschreibung aktueller Praktiken der Hacker.

Satan gibt Verwaltern von Netzwerken jetzt drastische Nachhilfe im Fach Sicherheit. Weil das Programm grafisch gestaltet und leicht zu bedienen ist, ermöglicht es dem Anwender, Schwachstellen des eigenen Systems mühelos aufzuspüren. Die Mängel werden detailliert beschrieben, das Programm schlägt sogar Gegenmaßnahmen vor.

Bei ersten Stichproben im Internet wurden Farmer und Venema rasch fündig. Wo mehr als ein paar Dutzend Systeme zusammengeschlossen seien, so Farmer, entdecke „Satan unweigerlich Schwachstellen".

Zwar ist auch Farmers Programm nicht in der Lage, bisher unbekannte Sicherheitslücken ausfindig zu machen. Beispiellos vollständig testet es allerdings alle derzeit bekannten Angriffspunkte, etwa veraltete Betriebssystemversionen oder Fehler in der Datenstruktur, die das Knakken des Rechners ermöglichen.

Farmers Sicherheitsphilosophie hat denn auch eine Reihe von Anhängern. Vor Panik wegen des satanischen Vormarschs warnt zum Beispiel Bernd Lutterbeck, Professor an der Technischen Universität Berlin: Professionelle Hacker dürften von Satan eher enttäuscht sein, meint er, „ein mittlerer Informatiker kennt das alles".

Forderungen nach einem Verbot des Programms hält Lutterbeck daher für überzogen. Das Internet sei „eben anarchisch". Wer in derart zugänglichen Rechnern geheime Informationen lagere, sei „selbst schuld".

Gelassen sieht auch Uwe Ellermann vom Deutschen Forschungsnetz in Hamburg der Ausbreitung Satans entgegen. Die Sicherheitsexperten hätten nun lediglich einen alten Streit zwischen zwei Fraktionen neu entfacht: Die einen wollten entdeckte Sicherheitsrisiken am liebsten verheimlichen, um Datendiebe nicht regelrecht anzulocken; die anderen glaubten dagegen, Mängel müßten schonungslos veröffentlicht werden, „denn sonst tun die Computerfirmen nichts".

Die rasche elektronische Verbreitung des Programms zwingt Datenwächter rund um den Globus nun dazu, Satan selbst einzusetzen – bevor Hacker mit dem Programm die ersten Angriffspunkte in den Rechnern von Behörden, Universitäten oder Firmen ausfindig gemacht haben.

Wie nötig bessere Sicherheitsvorkehrungen im Internet sind, hat Farmer inzwischen selbst erfahren. Noch vor der angekündigten Veröffentlichung von Satan verschaffte sich ein Hacker Zugang zu Farmers Rechner und stahl eine Kopie – über das Internet. ❑

Gondeln mit Rädern

Elektrische Minimobile will Peugeot den Städten verkaufen. Die sollen sie dann an ihre Bürger vermieten.

Um zu begreifen, daß es mit dem Automobil in den Städten ein Problem gibt, muß man nicht in Paris leben. Aber es hilft offenbar. Am Hauptsitz von Peugeot-Citroën, nahe dem Arc de Triomphe, wurde beschlossen, grundsätzlich gegen das Auto vorzugehen – mit einem neuen Auto.

Es sieht aus wie Brummi, das Logo der Fernfahrer, ist ferrarirot, hat 13 PS, zwei Sitze, eine laute Hupe und den Mülleimer in der Tür. „Der ist notwendig", erläutert einer der Peugeot-Mitarbeiter, „denn die Wagen sollen nur einmal am Tag gereinigt werden."

Mit dem fahrbaren Plastikei erprobt der französische Konzern die kapitalistische Variante des Sozialismus: das vergesellschaftete Fahrzeug zum privaten Gebrauch, kommunal und doch rentabel. Tulip, so heißt die 2,20 Meter kurze Gondel mit Rädern, soll nämlich nicht käuflich, sondern nur gegen Gebühr benutzbar sein: eine Flotte von Mietwagen also, die an Strom-Tankstellen überall in der Stadt herumstehen.

Wer ein Auto braucht, kann es an diesen Stationen abholen. Mit Hilfe einer Fernbedienung, die für eine Grundgebühr – gedacht ist an 150 bis 300 Mark im Jahr – von der Stadtverwaltung ausgegeben wird, lassen sich die kleinen Elektro-Kapseln entriegeln. Gebühren werden zusätzlich nach Zeitdauer der Ausleihe berechnet, etwa 12 Mark die Stunde. Gefahrene Kilometer interessieren nicht, denn der 500 Kilo schwere Tulip ist nicht der Schnellste (höchstens 75 km/h), und viel weiter als 60 Kilometer kommt er mit seiner Nickel-Cadmium-Batterie ohnehin nicht.

An den Stationen wird das Fahrzeug selbsttätig innerhalb von maximal vier Stunden aufgeladen, induktiv und ohne Steckerverbindung, nach dem Prinzip moderner Küchenherde.



Tulip-Innenraum: Mülleimer, Telefon und laute Hupe

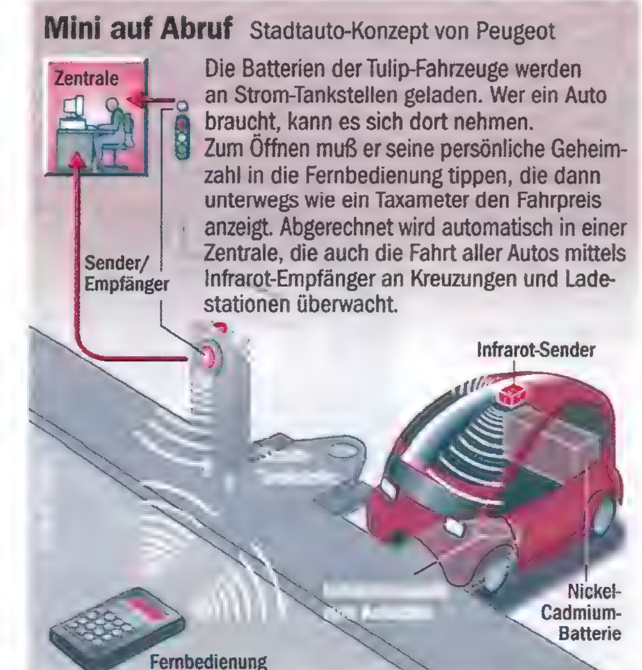
PSA PEUGEOT

In einer Leitzentrale kann verfolgt werden, wo sich welches Fahrzeug gerade herumtreibt. Dazu werden an Kreuzungen Sender und Empfänger hängen, die auch das bordeigene Navigationssystem speisen. Außerdem soll der Tulip-Fahrer in seiner fast lautlos dahinhoppelnden Kapsel auch Radio, Klimaanlage und sogar Telefon nutzen können.

Da die Finanzlage der Kommunen, die das rundliche Ding kaufen sollen, generell miserabel ist, will Peugeot die Produktion stark rationalisieren und setzt auf technisch primitive Lösungen. Chassis und Karosserie bestehen zum Beispiel aus nur fünf miteinander verleimten Kunstoffbauteilen. Angst vor einem Unfall, so die Konstrukteure, brauche der Fahrer dennoch nicht zu haben. Schließlich sei er durch einen Airbag geschützt. Außerdem sei das Plastik-Material extrem widerstandsfähig und absorbiere Aufprallenergie um 87 Prozent besser als Stahl.

Mini auf Abruf Stadtauto-Konzept von Peugeot

Die Batterien der Tulip-Fahrzeuge werden an Strom-Tankstellen geladen. Wer ein Auto braucht, kann es sich dort nehmen. Zum Öffnen muß er seine persönliche Geheimzahl in die Fernbedienung tippen, die dann unterwegs wie ein Taxameter den Fahrpreis anzeigt. Abgerechnet wird automatisch in einer Zentrale, die auch die Fahrt aller Autos mittels Infrarot-Empfänger an Kreuzungen und Ladestationen überwacht.



Rund 15 000 Mark soll ein Tulip einschließlich Stationsplatz am Ende kosten – nicht viel für ein Elektroauto. Peugeot hofft, daß viele Stadtväter diesem Angebot nicht widerstehen können, ist ein moderner Gelenkbus doch 30mal teurer. Die Öffentlichkeitsarbeiter der Firma haben dann nur noch den rhetorischen Drahtseilakt vor sich, der Allgemeinheit die Vorteile des Tulip anhand der Nachteile eines Privat-Pkw klarzumachen, ohne dabei jemanden vom Kauf eines solchen abzuschrecken.

In Tours an der Loire beginnt im nächsten Jahr ein Pilotversuch mit 30 elektrischen Kleinwagen vom Typ Peugeot 106 und Citroën AX, um das Interesse an dieser „völlig neuen Idee" (Peugeot) zu testen.

So neu allerdings ist sie nicht. Ein winziges Elektromobil für Abonnenten, ebenfalls mit Abrechnung per Computer, gab es bereits vor 20 Jahren in der Tulpenstadt Amsterdam. Es nannte sich Witkar. Weil das Geld aber nur für 25 Fahrzeuge und 4 Stellplätze reichte, scheiterte das Projekt. Die Wägelchen wurden kaum genutzt.

Der größte Konkurrent des Tulip funktioniert indes schon seit Generationen einwandfrei, wenn auch teurer und nicht abgasfrei. Er wartet an Stationen, verteilt über die ganze Stadt, und auf Wunsch kommt er sogar an die Haustür. Er heißt Taxi. ❑


Balladur (M.)

SYGMA

Edouard Balladur, 65, französischer Premierminister, rutschte aus, als er auf Rat seiner Imageberater versuchte, populär zu sein. Medienwirksam hatte seine Entourage durchsickern lassen, der wahlkämpfende Regierungschef, der als Staatspräsident in den Elysée einziehen möchte, habe Ende März mit einem Hubschrauber wegen dichten Nebels neben einer Straße notlanden müssen. Eine Mercedes-Fahrerin, die zufällig vorbeikam, habe den als Anhalter Winkenden aufgenommen und zu seinem Wahlkampfeinsatz gefahren. Jetzt enthüllte die linksliberale Tageszeitung *Libération*, daß die hilfreiche Automobilistin die Cousine eines engen Mitarbeiters des Premierministers ist. Auch hätten weder Polizei noch Gendarmerie eine Meldung über eine Notlandung erhalten.

Karol Sidon, 52, Chefrabbiner von Prag, will seinen Titel nicht für eine Bierwerbung hergeben. Die mährische Brauerei Boskovar hatte den Leiter der Jüdischen Gemeinde von Prag ersucht, zwei neuen Biermarken das offizielle Koscher-Zertifikat zu verleihen, das bestätigt, daß der Gerstensaft in Übereinstimmung mit den jüdischen Religionsgesetzen gebraut und abgefüllt wurde. Das eine Bier soll „Šámes“ (Schammes) heißen, benannt nach dem Synagogendiener und Assistenten des Gemeindevorstehers, und das zweite „Rabín“ (Rabbi). Das Koscher-Zertifikat, so die Kalkulation der mährischen Brauer, soll vor allem in den Vereinigten Staaten und in Israel den Absatz garantieren. Doch die Marke „Rabín“ will Rabbi Sidon keinesfalls für koscher erklären: „Ein Rabbi ist eine religiöse Gestalt, den trinkt man nicht im Wirtshaus.“



Bierflaschen-Etikett

Michael Vesper, 43, Parlamentarischer Geschäftsführer der Grünen im Düsseldorfer Landtag, scheiterte im noblen Kölner Club Astoria an der Hosenkontrolle. Der Grüne mit der Neigung zum Hedonismus war mit dem Kölner Regierungspräsidenten Franz-Josef Antwerpes in dem belgischen Offiziersklub zum Essen verabredet. Trotz „Sakko mit fein abgestimmtem Schlips“ wurde ihm der Zutritt zum Restaurant verweigert, weil er drunter Jeans trug. „Mit Ekel in der Stimme“ bedeutete ihm der Geschäftsführer, daß es im Klub auch für Promis mit Edeljeans keine Ausnahme vom Bluejeans-Verbot gebe. Einen kurzen Wortwechsel später fand sich Vesper samt Antwerpes vor der Tür im Regen wieder. Der Abgeordnete durfte nicht einmal mehr zur Garderobe: Seinen Mantel mußte der korrekt gekleidete Fahrer des Regierungspräsidenten holen.

Hillary Clinton, 47, Ehefrau des US-Präsidenten, mußte sich auf ihrer Asientour mit Tochter Chelsea eine intime Frage gefallen lassen. Ein Lehrer im ländlichen Pakistan wollte von der amerikanischen First Lady wissen: „Welchen Spitznamen haben Sie?“ Hillary Clinton, nach einigem Nachdenken, zögernd: „Mein Spitzname? Das kommt darauf an, mit wem Sie sprechen. Einige Leute haben ganz unverschämte Namen für mich.“ Die Mutter des Republikanerführers Newt Gingrich hatte in einem TV-Interview geäußert, ihr Sohn habe die Präsidentengattin als „bitch“, als Schlampe oder auch Miststück, bezeichnet.


REUTER / BETTMANN

Hillary Clinton mit Tochter Chelsea in Asien

Cem Özdemir, 30, türkisch-schwäbischer Bundestagsabgeordneter von Bündnis 90/Die Grünen, sieht sich von einem Teil der türkischen Presse verleumdet. In „Dutzenden von Artikeln und Kommentaren“, so der Volksvertreter, habe die Europa-Ausgabe der türkischen Zeitung *Hürriyet* ihn wegen seiner kritischen Haltung zu den Menschenrechtsverletzungen in der Türkei als „Türkengegner“ gebrandmarkt. Zur Diffamierung Özdemirs hatte *Hürriyet-Europa* einen Onkel namens Hüseyin aufgetrieben, der „im Namen meines Neffen“ 60 Millionen Türken „um Verzeihung“ bat, weil der das „Türkentum“ vergessen habe und seine Kinder nicht nach türkischem Ritus beschneiden lassen wolle. „Hunderte übelster Anrufe“ gingen seither bei den Eltern des Politikers und in seinem Bonner Büro ein. Eine Unterlassungsklage gegen den Onkel scheiterte bislang daran, daß „von dem Hallodri“, so Özdemir, „zur Zeit keine feste Adresse zu kriegen ist“.

Michel Giraud, 65, französischer Arbeitsminister, erhielt Unterstützung von einer der wichtigsten Säulen der französischen Wirtschaft, von den Weinbauern. Dieser Tage werden rund eine Million Weinflaschen ausgeliefert, die nicht nur mit den üblichen Weinetiketten versehen sind. Zusätzlich erhält jede Flasche einen Aufkleber, der Informationen über einen mit Namen genannten

Gleich zum Superstar



REX FEATURES

Grant, Hurley

Elizabeth Hurley, 29, britische Schauspielerin, krönt ihre sensationelle Blitzkarriere mit einem Vertrag des amerikanischen Kosmetikkonzerns Estée Lauder. Ihr bis in den Mai vergangenen Jahres ziemlich unbekanntes Gesicht soll die Werbekampagnen des Creme- und Puderfabrikanten noch attraktiver gestalten.

Ins nationale Bewußtsein der Briten getreten war die Schönheit mit dem kastanienbraunen Haar an einem Maiabend bei einer Premiere des Films „Vier Hochzeiten und ein Todesfall“, die sie an der Seite des Hauptdarstellers und ihres Lebensgefährten, Hugh Grant, besuchte. Da trug sie *das* Kleid, das sie, nicht zum Starlet, sondern gleich zum Superstar machte – ein schwarzes Nichts bis zu den Schenkeln geschlitzt, zusammengehalten von großen Sicherheitsnadeln, wie sie vor der Pampers-Ära für Babywindeln im Gebrauch waren.

Beinahe wäre wegen der Fotos, die am nächsten Tag die britische Presse beherrschten, der Tod des damaligen Labourführers John Smith verdrängt worden. Und seitdem ist, so der *Observer*, Elizabeth Hurley eine so „zentrale Figur der britischen Kultur“ wie Prinzessin Diana und fast genausooft fotografiert. Estée Lauder zahlt für den Dreijahresvertrag ein Honorar von angeblich acht Millionen Dollar.

Arbeitslosen enthält. Von genau 1000 jungen Leuten, alle nicht älter als 25 Jahre, werden an den französischen Speisetafeln Ausbildung, Berufswunsch und eine Telefonnummer zu erfahren sein. „Der Tisch ist ein Ort der Geselligkeit und ein Ort, wo Geschäfte gemacht werden“, begründet Olivier Cabirol, Repräsentant südfranzösischer Weinproduzenten, die Aktion, mit der „die möglichen Arbeitgeber direkt erreicht werden“ sollen. Die Arbeitslosenquote ist in Frankreich inzwischen bei über zwölf Prozent angelangt.

Norbert Blüm, 59, seit 1982 Arbeitsminister in Kohls Kabinett, erlebte vor dem Bundesverfassungsgericht einen Abgang mit Spott. Der CDU-Mann hatte am Dienstag vergangener Woche die Entscheidung verteidigt, daß an bestimmte Arbeitnehmergruppen, deren Betrieb wegen eines Streiks in einer anderen Region nicht weiterproduzieren kann, kein Kurzarbeitergeld gezahlt wird. Nach seinem Vortrag wollte Blüm eilig verschwinden, wußte aber nicht so recht, ob das mit den Sitten am höchsten Gericht zu vereinbaren sei. Der Vorsitzende des 1. Senats, Johann Friedrich Henschel, half ihm aus der Klemme: „Herr Blüm, Sie sind entlassen, wenn es denn dessen bedarf, fristlos, sozusagen.“



G. STOPPEL

Blüm

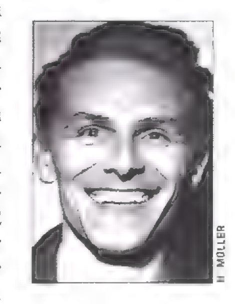
Gestorben

Julius Hemphill, 57. Der aus Texas stammende Saxophonist, Flötist und Komponist war nie ein Fachidiot. Er tummelte sich mit seinem Horn in Galerien und Museen bei literarischen und künstlerischen Darbietungen oder zu Film und Tanz. Doch Hemphill war dabei keineswegs die jazzige Beilage. Sein Interesse für die „nonvokalen Aspekte von Instrumentalmusik, Dingen also,


A. KENT

die eine sprechende Stimme nicht tun würde", wies ihn als einen Erfinder von neuen Improvisationsmaterialien aus. Der Klarinettenschüler von John Carter wurde 1976 als Mitbegründer des World Saxophone Quartet weltweit bekannt. Die erfrischende Begeisterung dieses Ensembles für kreativen Lärm zügelte Hemphill gelegentlich, wenn er vor Partiturpapier saß. 1990 führte das Apollo-Theater in New York sein „Long Tongues: A Saxophone Opera" auf. 1993 vergeigte das Richmond Symphony Orchestra sein Opus „Plan B". Jazz over Beethoven. Julius Hemphill starb am 2. April in New York an Diabetes.

Adalbert Dickhut, 71. Eine Fernsehsendung im Kinderprogramm der ARD machte ihn berühmt. In „Zehn Minuten mit Adalbert Dickhut" versuchte der Pferdsprung-Europameister von 1955 über 15 Jahre hinweg, aus den Deutschen ein Volk von Bodenturnern zu machen. Ähnlich missionarischen Eifer bewies er auch an der Deutschen Turnschule, deren Direktor er 23 Jahre lang bis 1982 war: Unter seiner Ägide wurden über 700 Vereinsturnlehrer ausgebildet, übten sich mehr als 30 000 Menschen bei Lehrgängen in Pferdsprung und Flickflack. Adalbert Dickhut starb am vergangenen Mittwoch in Rüsselsheim an den Folgen eines Gehirntumors.


H. MÖLLER

Hannes Alfvén, 86. Wie entstehen die Nordlichter, jene farbenprächtigen Himmelserleuchter? Auf diese Frage fand der neugierige Sohn eines Mediziner-Ehepaares aus Norrköping in Südschweden in den vierziger Jahren eine prosaische Antwort. Das Leuchtphänomen ist Ergebnis von Sonneneruptionen, die Schauer von Ionen und Elektronen auf die Lufthülle schleudern. Solche frei herumschwirrenden Atomteilchen blieben fortan des Physikprofessors Lieblingsbeschäftigung. Seine fundamentale Erkenntnis: Über 90 Prozent des Weltalls bestehen aus Plasma, superheißen Gasen, in denen alle Atome aufgesprengt sind. Er entwickelte die Theorie von diesem „vierten Aggregatzustand der Materie", die Magnetohydrodynamik, für die er 1970 den Physik-Nobelpreis erhielt. Bei der Verleihung sorgte er für Aufsehen, als er seine Rede in Abwandlung der biblischen Schöpfungsgeschichte begann: „Am Anfang war das Plasma." Der Sternendeuter, der die Sonnenflecken enträtselte, verlor dennoch nie den Kontakt zur Erde. Er engagierte sich gegen Kernenergie und Nuklearwaffen und leitete 1974 die Pugwash-Konferenz über europäische Sicherheit und Abrüstung. Hannes Alfvén starb am 2. April in seinem Haus nahe Stockholm.

Christian Pineau, 90. Er kämpfte als ein Anführer der Résistance gegen die deutschen Besatzer und schuf dennoch – eineinhalb Jahrzehnte später – zusammen mit den ehemaligen Feinden die Voraussetzungen für ein geeintes Europa. Als die deutschen Truppen in Frankreich einfielen, gründete der Gewerkschaftsaktivist die Untergrundzeitung *Libération.* 1942 reiste er zu Charles de Gaulle nach London; sein diplomatisches Geschick führte dazu, daß die Sozialisten das „Freie Frankreich" des Generals anerkannten. Im Mai 1943 wurde er von der Gestapo verhaftet. Pineau geriet in die Hände von Klaus Barbie, dem „Schlächter von Lyon"; er war der letzte Widerstandskämpfer, der den legendären Résistance-Chef Jean Moulin lebend sah. Kurz darauf wurde er selbst nach Buchenwald deportiert. Nach der Befreiung übernahm er verschiedene Ministerämter und war Mitbegründer der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft: Als Außenminister Frankreichs unterschrieb er 1957 die Römischen Verträge. „Ohne Europa", so sein bleibendes Credo, „bricht alles auseinander." Christian Pineau starb am vergangenen Mittwoch in Paris.


AFP

MONTAG

19.25 – 21.00 Uhr ZDF

Ehen vor Gericht

Fensterputzermeister Nowak weiß, daß Liebe Pression ist. Er heiratet in zweiter Ehe die Polin Wanda und benutzt, weil er keine Kinder möchte, Kondome. Doch die Frau wird schwanger. Der Fensterputzer bezichtigt einen Kabarettisten der Zeugungstat. Und es ist ja wahr, daß diese Leute nur auf den Schutz des Spotts bauen.

20.15 – 20.45 Uhr RTL

Otto – die Serie

Der Ostfriese präsentiert heute ein kompromißloses Fernsehmagazin für Männer, das kompromißlos nur ein Thema hat: Frauen. Reinstes Machottotum.

20.40 – 22.15 Uhr Arte

Aguirre, der Zorn Gottes

1560 bricht ein großes Expeditionskorps der spanischen Armee auf, um das sagenhafte Goldland Eldorado zu suchen. Ein Vortrupp trennt sich vom Hauptheer und versucht unter dem Kommando Lope de Aguirres (Klaus Kinski), der sich zum Anführer aufschwingt, auf eigene Faust Eldorado zu erobern. Doch dem aufsässigen Unternehmen ist kein Glück beschieden: Die Abtrünnigen treiben den Amazonas flußabwärts und gehen an Fieber und den vergifteten Pfeilen der Indios zugrunde. Lebendig bleibt Kinskis Mimenkunst in diesem Werner-Herzog-Film (BRD 1972): Der 1991 gestorbene Bürgerschreck spielte den Schurken uneitel, leise – und wirkt dadurch dämonisch.

21.00 – 21.40 Uhr ARD

Report

Aus München: Türken in Angst / Ein Scientology-Aussteiger packt aus / Tierquälerei mit Exoten – Straußenfleisch frisch auf den Tisch.

22.15 – 0.25 Uhr Arte

Kleine Vera

Die Kamera schwenkt über graue Industrielandschaften und alte Wohnsilos. Im Stadtlärm ist gelegentlich ein Gurren der Tauben zu hören. Der sowjetische Film von Wassilij Pikul, 1988 gedreht, suggeriert zunächst, die Öde dieser Welt müsse sich eine Ewigkeit so fortsetzen. Doch dann fällt der Blick auf Vera (Natalja Negoda), die sich über die Balkonbalustrade in einer Mietskaserne lehnt, Rockmusik hört und für etwas Neues steht. Der Regisseur schuf am Ende des Sowjetimperiums eine Mädchenfigur, die selbstbewußt und witzig ihr eigenes Leben lebt.

23.55 – 2.05 Uhr ZDF

Badetag

Lustvoll geht der Stolte-Sender planschen und zeigt Wannen-Wonnen aus verschiedenen Kulturen und Epochen.



„Aguirre“-Darsteller Kinski mit Cecilia Rivera

DIENSTAG

20.10 – 22.10 Uhr Vox

Sheila

Filmproduzent Greene (James Coburn) lädt sechs Hollywood-Stars auf seine Jacht ein, weil er sicher glaubt, daß einer von ihnen seine Frau überfahren hat. Das Wer-wars?-Puzzle (USA 1973, Regie: Herbert Ross) kann als akzeptables Unterhaltungskino gelten.

23.40 – 1.30 Uhr Bayern III

Nach dem dünnen Mann

Fortsetzung des Hollywood-Erfolges „Dünner Mann“. Dashiell Hammett schrieb die Vorlage. Nick Charles (William Powell) und seine Frau Nora (Myrna Loy) kehren samt Drahthaarterrier „Mr. Asta“ in ihr Haus zurück, wo Noras Cousine (Elissa Landi) Ärger hat: Ihr Mann ist verschwunden. Die Fahndung nach ihm solle Nick übernehmen, befindet die Familie, schließlich könne der gelernte Privatdetektiv so seine Existenzberechtigung beweisen (USA 1936, Regie: William S. Van Dyke).



MITTWOCH

20.15 – 22.30 Uhr ARD

Kaspar Hauser

Der Findling, der 1828 plötzlich in Nürnberg auftauchte, bewegte schon immer die Gemüter in Literatur und Film. Werner Herzog („Jeder für sich und Gott gegen alle“ von 1974) sah in Hauser ein in die Zivilisation verschlagenes Naturkind. Andere erblickten in dem bleichen, durch lange Isolation zunächst sprachunfähigen Knaben das Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben im Auftrag höchster adliger Kreise. Peter Sehr, Physiker und Regisseur dieses Films (Deutschland 1994) führt den Fall Hauser (André Eisermann) als aristokratisches Schurkenstück vor: Die Gräfin Hochberg soll den Erbprinz von Baden aus dem Weg geschafft haben, um eigene Ansprüche auf den Thron in Karlsruhe durchzusetzen. Der *Zeit* mißfiel das Werk: „Uwe Ochsenknecht und Katharina Thalbach als knallchargierendes Liebes- und Intrigantenpaar rollen ihre Augen so zum Fürchten, daß man sich bei Helge Schneiders Trash-Darbietungen wähnt. Wenn endlich der ganze Kolportage-Unsinn ausgestanden ist und Kaspar auf dem Unschlittplatz in Nürnberg steht, die Geschichte des armen Kaspar also beginnen könnte, hat André Eisermann bereits verloren. Er gibt sein Bestes, zappelt als Grunge-Kaspar durch seinen Todeslauf in der berechtigten Angst, man könnte ihn in dem Intrigengespinst übersehen. Vor lauter herzlosem Übereifer, den Fernseher vom Wegzappen abzuhalten, bringt Sehr nie Mitleid für Kaspar auf. Wie soll die Geschichte da den Zuschauer rühren?“



LINA-CINE

Eisermann

23.00 – 0.35 Uhr ARD

Neuner

Es ist Morgen, ein Mann steht auf und will heimlich aus dem Haus. Weil er seine Frau doch geweckt hat, wird er nervös und tunkt seine schwarze Krawatte in die Kaffeetasse. Auf der Beerdigung seiner Freundin taucht er dann mit fröhlich buntem Schlips auf. Der Mann ist Manfred Krug und heißt in diesem Kinostück Theo Neu-

KIOSK

Multimedia von Kirch

Die deutschen Fernsehunternehmer sind zu schnell für die Medienpolitik. Während Parteienvertreter und Landesmedienanstalten noch über das digitale Fernsehen und die nötige Kontrolle von zuviel TV-Macht diskutieren, ist die Zukunft schon da. In den Multimedia-Pilotprojekten der Länder und der Telekom planen die Medienkonzerne eine drastische Ausweitung ihrer Kanäle. So will der Münchner Filmmogul Leo Kirch im August im Münchner Pilotprojekt Dokumentationsprogramme vermarkten. Dafür kämen etwa Filme des Tiefseetauchers Jacques Cousteau in Frage, die der Sender Pro Sieben des Kirch-Sohnes Thomas ausstrahlt, eingeplante Kosten: 4,3 Millionen Mark. Für rund fünf Millionen Mark soll Kirch junior im Oktober den Tele-Einkaufskanal H.O.T. Home Order Television starten. Die per Satellit übertragenen Dienste seien direkt über eine Standardantenne zu empfangen, preist ein Kirch-Papier. Damit wäre das Münchner Projekt anderen Pilotversuchen in Deutschland deutlich überlegen, „da die potentielle Reichweite nahezu unbegrenzt ist". Noch seien die Satellitenpläne „Spekulation", kommentiert ein Konzernsprecher.



WDR

Cousteau

... ner. Der Film (Deutschland 1990) ist die Fortsetzung der TV-Serie „Liebling Kreuzberg" mit anderen Mitteln. Das Kernteam ist identisch: der Autor Jurek Becker, der Regisseur Werner Masten und der Produzent Otto Meissner. Der Unterschied ist, daß Krug als Neuner kein Rechtsanwalt ist, sondern einen braucht, daß „Liebling Kreuzberg" eine Serie fürs Fernsehen und „Neuner" ein Film fürs Kino ist. Das Kreuz ist, daß offenbar keiner der Beteiligten sich an diesem Unterschied gestoßen hat.

DONNERSTAG

20.15 – 22.10 Uhr Pro Sieben

Ein Ticket für zwei

Der Handelsvertreter Neal Page (Steve Martin) ist ein eiskalter smarter Managertyp, Del Griffith (John Candy), der Verkäufer von Duschvorhangringen, ein fetter Prolo. Beide haben nichts gemein außer einem Problem: Sie sitzen auf dem vom Schneesturm umtosten Flughafen fest und müssen nach Hause. Wie sich das Duo per Anhalter, Taxi und Eisenbahn durchschlägt, zeigt Regisseur John Hughes in seinem US-Film von 1987 so gnadenlos albern, daß jede Gegenwehr sinnlos wäre.

20.40 – 22.05 Uhr Arte

Imken, Anna und Maria

Vorpremiere eines ARD-Dreiteilers (weitere Sendetermine: **Karfreitag** und **Ostersamstag,** jeweils **20.40 Uhr**) von Dieter Meichsner (Regie: Gunther Scholz): Drei Frauen aus unterschiedlichen Generationen (Magdalena Ritter, Gila von Weitershausen, Ruth Glöss) erleben die Folgen der deutschen Einheit in einem kleinen Städtchen im sächsischen Erzgebirge.

22.10 – 0.25 Uhr Pro Sieben

Salvador

Ein ehrgeiziger Fotoreporter (James Woods) wird Anfang der achtziger Jahre in El Salvador Zeuge der Ermordung des Erzbischofs Romero. In Oliver Stones Politthriller (USA 1985) wird beeindruckend gezeigt, wie Neugier in Entsetzen umschlägt.

22.15 – 2.05 Uhr 3Sat

Die schöne Querulantin

Die Vorlage zu diesem Film von Jacques Rivette (Frankreich 1991) stammt von Honoré de Balzac: Ein junges Paar überredet einen gealterten Maler (Michel Piccoli), sein Meisterwerk zu vollenden, wenn sich die junge Frau (Emmanuelle Béart) als Modell zur Verfügung stellt. Zwischen dem Künstler, einem müden, hochfahrend grausamen, dann wieder schüchternen Olympier, und dem Modell, das sich zunächst zornig gegen die Nacktheit wehrt, beginnt ein Duell. Es ist ein fünf Tage währender Kampf um ein ganzes Leben. „Wir haben wirklich versucht, einen Film zu machen, der nicht von der Malerei spricht, sondern sich ihr nähert", sagte Rivette. Malerei, das ist, in Rivettes Film, das Kratzen der Feder auf dem Skizzenblock, das Rascheln von Papier, das Bröckeln des Kohlestifts, der Lärm des Handwerks. So kommt es auch zu der einzigen Enttäuschung in diesem von der Sonne des Südens durchfluteten Film, wenn der Blick des Zuschauers auf das am Schluß fertige, aber verunstaltete Bild fällt: eine totale Entzauberung.



PROKINO

Béart, Piccoli in „Die schöne Querulantin"

FREITAG

11.00 – 12.30 Uhr ARD

Weltmacht Vatikan

1200 Jahre Kirchenstaat in drei Stunden – das klingt wie das US-Sonderangebot: Europa in fünf Tagen. Reiseleiter Peter Ustinov macht aus dem Quick-Trip mit den Mitteln des Fernsehens und der Bildung eines Renaissance-Menschen eine beschauliche Vergnügungsfahrt voller Geschichten und üppiger Bilder. Eineinhalb Jahre erkundete der Schriftsteller und Schauspieler zusammen mit einem kanadischen Filmemacher die Grotten und Archive des Vatikan. Unterwegs durch die Jahrhunderte begegnen ihm Stars der Kirchenhistorie, darunter Luther und Galilei, dargestellt von Helmut Griem und Mario Adorf. Politisch hält sich Sir Peter vornehm zurück: Mit keinem Wort kommentiert Ustinov die tödliche Familien- und Bevölkerungsplanung des heutigen Papstes, mit dem der Brite bis vor wenigen Jahren angeblich öfter Tennis zu spielen pflegte (**Teil 2: Sonntag, 12.35 Uhr**).

17.20 – 18.57 Uhr ZDF

Wasserman – Der singende Hund

Verglichen mit dem Rennschwein Rudi Rüssel, das derzeit durchs deutsche Familienkino prescht, ist der Hund namens Wasserman eine Künstlernatur: scheu, liebebedürftig, sensibel. Wasserman

singt! Seine Lieblingsstücke sind jüdische Volkslieder, doch auch Verdi-Arien jault er melodiös. Die Geschichte des Hundes, der aus Dankbarkeit einem Mädchen gegenüber zu singen beginnt, Konzertkarriere macht, dann aber vor der Medienvermarktung flieht, ist eine launige Erfindung des israelischen Schriftstellers Yoram Kaniuk, und aus dessen „Wasserman“-Roman hat Peter Lilienthal nun einen Film gemacht, mit amerikanischen Hauptdarstellern, aber in Israel. In manchem Detail greift Lilienthal auf die verspielte Skurrilität seiner frühen Filme zurück, hauptsächlich aber erzählt er, zärtlich im Detail, von einer vermurksten Familie, in die das Tier neues Leben bringt.

23.00 – 23.45 Uhr ARD

Lampenfieber haben sie alle

Claus Räfle über die Ängste von Toreros, Rennfahrern und Operndivas.

SAMSTAG

12.15 – 14.55 Uhr Sat 1

2001 – Odyssee im Weltraum

Der sowjetische Kosmonaut Alexej Leonow fühlte sich nach diesem Film, als wäre er „zum zweitenmal im Weltraum gewesen“. Auch in seligen 68er-Kiffer-Zeiten hoben die Besucher einschlägiger Szenekinos ab, wenn sich der emporwirbelnde Knochen der Urhorde zu den Klängen eines Wiener Walzers in eine drehende Raumstation verwandelt. Doch was ist Stanley Kubricks Science-fiction-Klassiker (USA 1968) ohne das Kino? Auf dem Bildschirm können sich die Gefühle der Schwerelosigkeit jedenfalls nicht einstellen, und auch die religiöse Erleuchtung am Ende des Films fällt eher schummrig aus.

20.15 – 23.50 Uhr Pro Sieben

John F. Kennedy – Tatort Dallas

Oliver Stone („Natural Born Killers“) bediente mit diesem US-Politthriller von 1991 die politischen und historischen Phantasien der frühen Neunziger. Er weicht bewußt von den Ermittlungen des Warren-Reports ab und läßt den ermittelnden Staatsanwalt Jim Garrison (Kevin Costner) zu dem Ergebnis kommen, Präsident John Fitzgerald Kennedy sei am 22. November 1963 in Dallas das Opfer eines Mafia/CIA-Komplotts geworden. Stone zu seinen historischen Absichten: „Ich wollte einen Gegenmythos schaffen.“


FOTOS: JAUCH UND SCHEIKOWSKI

Kennedy-Attentat in „J.F.K.“

22.00 – 0.20 Uhr Sat 1

Stirb langsam 2

Mit Fax und Funktelefon stellt sich Bruce Willis erfolgreich einer Terroristengruppe entgegen, die den Washingtoner Flughafen unter ihre Kontrolle gebracht hat – ein idealer Werbeträger (USA 1990, Regie: Renny Harlin) für die Telekommunikationsindustrie und eine leidlich ansehbare Kinooper.



Willis

SONNTAG

21.45 – 23.30 Uhr ZDF

Hölleisengretl

Wegen der mörderischen 20.15-Uhr-Konkurrenz und seiner Länge (104 Minuten) läuft im ZDF dieser glänzend gemachte Fernsehfilm von Jo Baier („Die indische Ärztin“) an diesem späten Ostersonntagtermin. In kräftigen, nie kitschigen Bildern (Kamera: Jürgen Martin, Horst Zeidler) trägt Baier nach einer Erzählung von Oskar Maria Graf die Moritat von der buckligen und deshalb von den Leuten im Dorf geächteten Hölleisengretl (bravourös: Martina Gedeck) vor, die den schweren Weg der Liebe zu zwei unterschiedlichen Männern (Hubert von Goisern, Michael Lerchenberg) geht. Die Verwundungen und Erniedrigungen infolge des Zweiten Weltkrieges geben der niederbayerischen Idylle jene Tiefenschärfe, die das Stück über den gängigen Heimatfilm erhebt. Die Lakonie der Dialoge und die Ruhe der Erzählweise lassen vor allem die Gesichter sprechen. Sie erzählen, was große Worte nur übertönen würden: von starken Gefühlen, von Eifersucht, Lebensgier und Liebe.

DIENSTAG
23.00 – 23.30 Uhr Sat 1

SPIEGEL TV REPORTAGE

„Wir waren überzeugt davon, daß keiner von uns jemals zurückkommen würde“, beschreibt der Franzose Bernhard Germe seine Deportation in den sibirischen Gulag. „Wir wurden zum Arbeiten und Sterben abtransportiert.“ Der heute 75jährige hat die Hölle von Workuta überlebt. Er war einer von Tausenden Ausländern, die in den sowjetischen Lagern ausgebeutet wurden. SPIEGEL TV erzählt die Geschichte der ausländischen Gulag-Gefangenen.

MITTWOCH
22.05 – 22.50 Uhr Vox

SPIEGEL TV THEMA

Geheimakte „E.T.“ – wie Wissenschaftler und Militärs sich mit Außerirdischen befassen.

FREITAG
22.05 – 22.35 Uhr Vox

SPIEGEL TV INTERVIEW

Erika Berger war die Kummerkastentante für sexuelle Probleme, sprach im Fernsehen über vorzeitigen Orgasmus, Eifersucht und Penislängen. Fünf Jahre lang moderierte sie „Eine Chance für die Liebe“. In ihrem neuen Buch „Power mit 50“ widmet sie sich jetzt den Widrigkeiten der Wechseljahre. SPIEGEL TV INTERVIEW sprach mit der 55jährigen.

SAMSTAG
22.10 – 24.00 Uhr Vox

SPIEGEL TV SPECIAL

Von Technikern wie Wernher von Braun entwickelt, von KZ-Häftlingen montiert: Die „Wunderwaffen“ V1 und V2 sollten für die Nazis den Krieg entscheiden. Dokumentation und Gesprächsrunde mit Experten und Überlebenden.


GBBS
Wer sich gern in wachsenden Märkten tummelt, reist am besten mit der Swissair Asia*: Wir fliegen jetzt zweimal wöchentlich von Zürich nach unserer jüngsten Destination Taipeh.
Time is everything. swissair
Qualiflyer Mitglieder erhalten bis 30.6.1995 für diesen Flug doppelte Meilen gutgeschrieben.
* Eine Tochtergesellschaft der Swissair.

Die Magdeburger *Volksstimme* in einem „Blitzgespräch“, in dem der örtliche Jugendpolitische Sprecher der Union, Wigbert Schwenke, zu der Genehmigung eines Bordells in Lemsdorf befragt wird: „‚Ist die CDU generell gegen Bordelle?‘ ‚Keinesfalls. Dem Investor, der in Lemsdorf bauen will, müßten Ausweichflächen angeboten werden. Aus unserer Fraktion kam schon 1990 der Vorschlag, einen Rotlichtbezirk einzurichten. Dann wären wir heute schon viel weiter.‘“

❑

Die *Süddeutsche Zeitung* über die Pop-Sängerin Janet Jackson: „Bei der Erschaffung dieser Frau war hundertprozentig Sex im Spiel.“

❑

Kochschule: Wachteln

Edel oder deftig – der kleine Zuchtvogel zeigt seine Vielseitigkeit.

Aus *Essen & Trinken*

❑

Aus der Broschüre „Kinder brauchen Liebe, keine Hiebe“ des Deutschen Kinderschutzbundes: „Wenn Sie auf Ihr Kind ärgerlich sind, fressen Sie es nicht in sich hinein.“

❑

"KARPFEN PORNO“ NEU
NEU 1500 Pfund nackte Tatsachen

1500 Pfund GROSSKARPFEN in ca. 50 Fotos - 40 Seiten
GEHEIME Boilierezepte,
zusammengestellt von den ultimativen Spezialisten der Deutschen Karpfenscene!
Karpfen Prono würde sicherlich auch Beate heiß machen !!!
„KARPFEN PORNO“ Teil 1 denn nur die Harten komm'n in Garten
KARPFEN PORNO nur 5 DM (Vorkasse) Teil II mit Ihrer Hilfe? Lesen Sie selbst!
Endlich wieder erhältlich! *Karpfen Erfolge* - Das Karpfen Buch von Michael Homberg! Nur 49,90 DM Vorkasse / oder NN plus 8 DM
GROSSKARPFEN SPEZIALISTEN ACTION Angebot! Spice Power 60/40 Boiliemix 2,5 kg (5 kg plus 40 DM), 50 ml PE Flavour Old Spice, 50 ml Superlockstoff AMINO Karpfen, 1 x ENZYM 2000 Verdauungsbeschleuniger, 1 x KARPFEN PORNO - Komplettpreis **NUR 98,80 DM Sie sparen 30 DM***

Aus der Anglerfachzeitschrift *Blinker*

❑

Rabenvögel als des Pudels Kern

Verein Badischer Jäger tagte in Frickingen

Aus dem *Südkurier*

❑

Aus der *Saarbrücker Zeitung*: „Der Chor interpretierte die Lieder ungedrückt im weichen Legato und dosierte eine feine Dynamik. Die Interpreten sangen alle mit einer ausgereiften Technik, bei der kein Ton aus dem Sitz fiel.“

Zitate

Die britische Tageszeitung *Independent* über die SPIEGEL-Titelgeschichte HITLERS LETZTE TAGE – „OPERATION MYTHOS“ – Stalins Geheimakte über die Endzeit im Führerbunker:

Die Veröffentlichung im SPIEGEL über die KGB-Dokumente und die Details der geheimen Wiederausgrabung und Verbrennung erregte wenig Aufsehen in Deutschland, denn Deutschland hat immer noch Angst vor seiner eigenen Reaktion gegenüber allem, was mit dem persönlichen Erbe des Führers verbunden ist.

Die in Moskau erscheinende Tageszeitung *Rabotschaja tribuna* (Arbeitertribüne):

Was ist an diesem Beitrag so sensationell, daß ihn die Weltpresse kommentiert? Es sei, so der SPIEGEL, bis heute nicht klar gewesen, ob sich Hitler erschossen oder vergiftet hatte und wo schließlich seine Leiche sei. Der SPIEGEL präsentiert ein Dokument, dessen Echtheit der ehemalige Kanzleichef Andropows und spätere KGB-Chef und Putsch-Anführer Krjutschkow bestätigt. Der SPIEGEL kam auch an KGB-Papiere aus Magdeburg. Danach steht es nun fest: Hitlers Asche wurde vom Winde verweht.

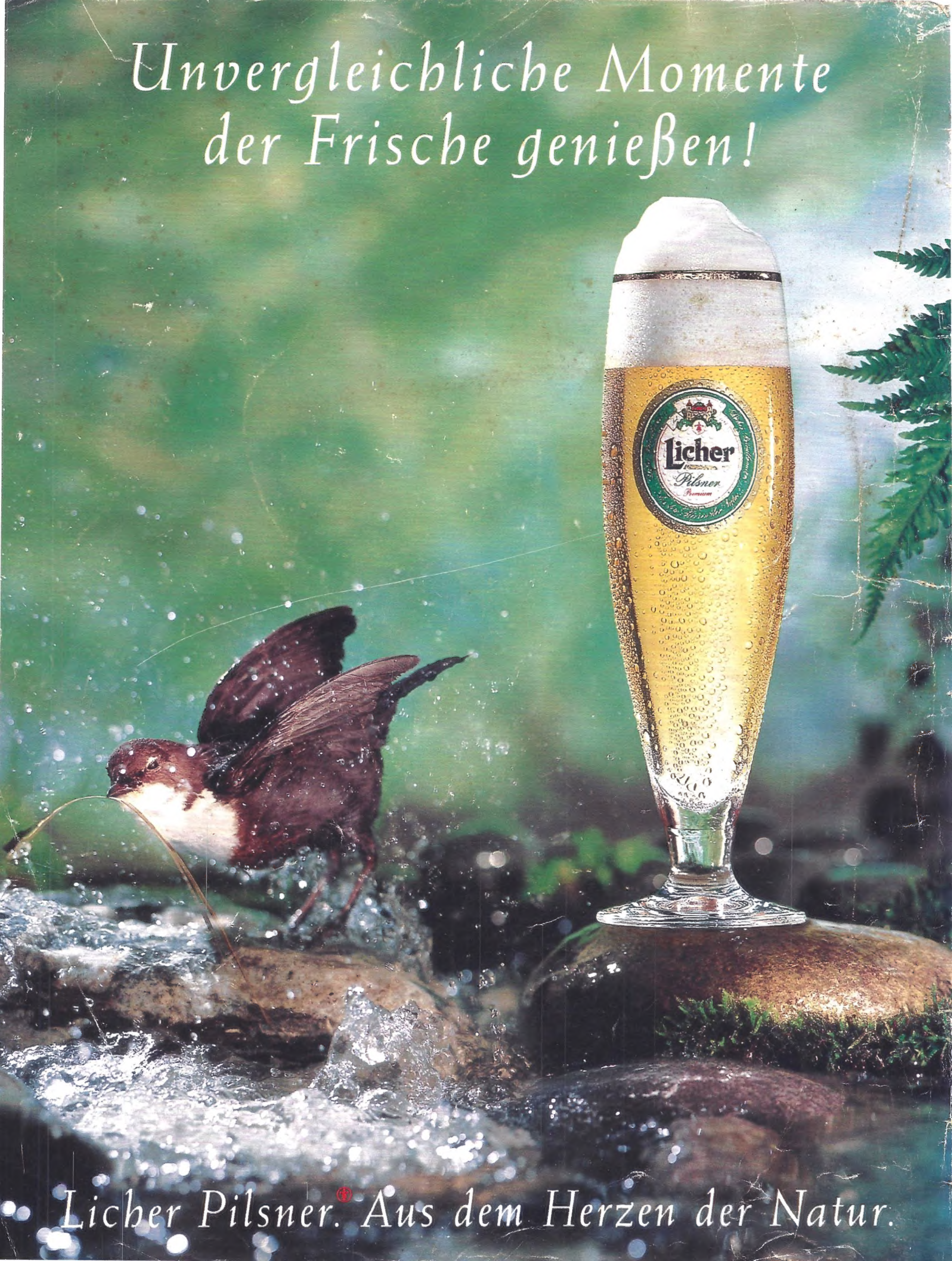
Der SPIEGEL berichtete . . .

. . . in Nr. 14/1995 AFFÄREN: ALTE SOKKE über die Hamburger Staatsanwaltschaft, die Telefongespräche mit Mitarbeitern der eigenen Justizbehörde belauscht hat.

Seit Mitte vergangener Woche prüft die Staatsanwaltschaft der Hansestadt, ob sie ein Strafverfahren gegen ihren eigenen Ermittler Peter Stechmann einleiten muß. Stechmann hatte Abhörprotokolle einer Telefonüberwachung an den Leiter der Sicherheitsabteilung für den Hamburger Strafvollzug, Hans Seemann, weitergeleitet – illegal, wie der Datenschutzbeauftragte der Hansestadt moniert. Die Protokolle enthalten Mitschnitte von Gesprächen Jürgen Weinerts, Sprecher von Justizsenator Klaus Hardraht, mit einer Vollzugshelferin, die wegen angeblicher Rauschgiftdelikte abgehört wurde. In den Telefonaten hatte der Behördensprecher unter anderem Kritik am Sicherheitschef Seemann geübt. Hardraht enthob beide Beamte, Seemann und Weinert, vergangene Woche ihrer Posten.



HERRCHEN KRIEGT WAS BESSERES.


Unvergleichliche Momente
der Frische genießen!
Licher
Pilsner
Premium
Licher Pilsner.® Aus dem Herzen der Natur.